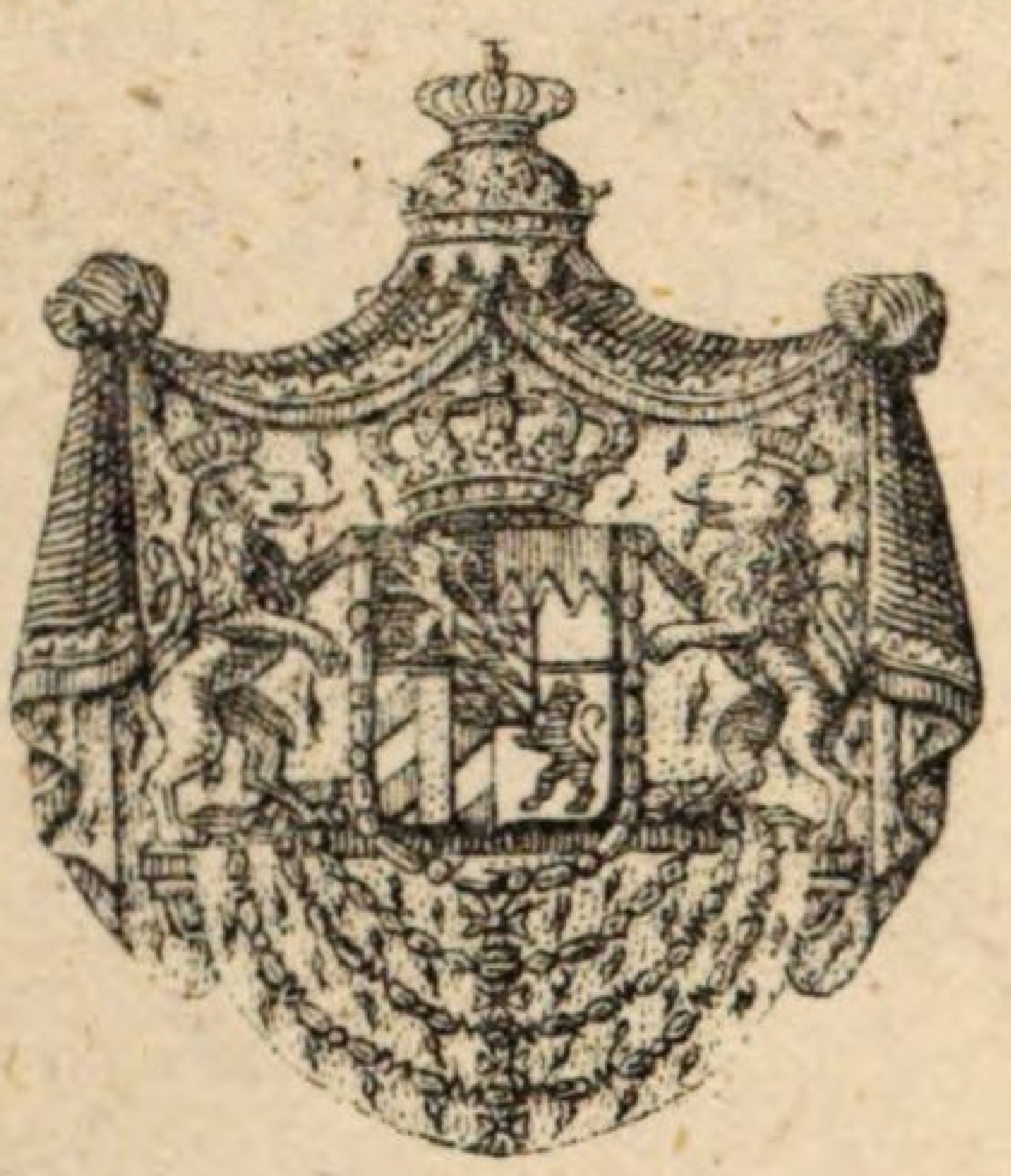


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Art. Inst. v. C. W. B. Naumburg.

HOHENZOLLERN

PREUSSEN.

Geschichte
seines Volkes und seiner Fürsten

von der

frühesten bis auf die neueste Zeit

von

Dr. Theodor Tetzner.

Erster Theil.

Leipzig,

Verlag von C. W. B. Naumburg.

136. D.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Theil.

Die Vorgeschichte bis auf den Anfang der Reformation.

(X — 1517.)

Anmerk. f. d. Buchbinder: Das entsprechende Blatt (S. 3 u.
ersten Hefts ist herauszuschneiden und dieses dafür einzuschalten

Erster Abschnitt.

Die älteste Geschichte bis zum Erlöschen des anhaltinischen Hauses.

Erstes Kapitel.

Das Land und dessen älteste Bewohner.

Der große Landstrich, der sich zwischen den Karpathen und der Ostsee, von der Elbe bis zur Memel ausbreitet, erscheint noch heute im Allgemeinen als eine sandige und sumpfige Ebene, deren einförmiger Ton wenig gehoben wird durch die unabsehbaren Föhrenwälder, mehr durch hier und da hervortretendes frisches Laubholz, grünende Wiesen und fruchtbare Oasen. Wie traurig mag es hier in den Jahren vor des Herrn Geburt ausgesehen haben, wo die Wälder noch nie gelichtet, die Sümpfe nie ausgetrocknet, die fruchtbaren Strecken nie bebaut wurden! Wenn schon die Römer, welchen wir zuerst sichere Nachrichten über unser deutsches Vaterland verdanken, von dem Theile, der jetzt einem

üppigen Garten gleicht, ein grausiges Bild entwerfen, um wie viel grauenvoller mag es nicht in den Gegenden ausgesehen haben, welche ihr zerstörender Fuß nie betrat, der lange Jahre aller Kultur Hohn sprach und dessen Wildheit noch nicht überall vertilgt ist!

Was sollte die kühnen Welteroberer locken, in diese Einöde vorzudringen? Welche Schätze gab es hier zu erbeuten? Ein Volk, das im beständigen Kampfe mit dem Boden und Klima erstarkt war und jede Fessel unerträglich fand, das mit Freuden sein Blut opferte, um den fremden Eindringling von sich abzuhalten, dessen Lebenselement die Freiheit war, das keine Schätze zu verbergen hatte, dessen geselliger Umgang himmelweit von dem des verfeinerten Roms verschieden war, ein solches Volk zu bekriegen wäre Unsinn gewesen; deßhalb fehlen uns auch von dieser Seite alle sichern Nachrichten über die nordöstlichen Niederungen und die Schriftsteller ergehen sich nur in Sagen, die gemeiniglich übel genug begründet sind.

Und doch dämmert aus der allerfrühesten Zeit ein Strahl zu uns herüber, welcher wunderbar erleuchtet. Einen Schatz gab es an diesen unwirthlichen Küsten, der die Gewinnsucht reizte, das gefährliche Unternehmen zu wagen; — denn was wagt nicht der Mensch, um Schätze zu erwerben! — Schon die Phönizier sollen, lange Zeit vorher, ehe das Licht in Griechenland strahlte, hier den Bernstein geholt haben. War doch der Werth

desselben dem Golde gleich! Lassen wir indessen dieses in das Reich der Fabeln gestellt sein (wiewohl wir es mit schlagenden Gründen vertheidigen könnten), so viel ist gewiß, daß schon dreihundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ein Mann aus Marseille (damals Massilia geheißen) bis zu dem Eldorado des Bernsteinlandes vordrang und hier von einem seßhaften Volke, den Guttonen oder Gothen, die gesuchte Waare eintauschte.

Von da ab schweigen alle Nachrichten und wir müssen uns nur mit dem begnügen, was die Weltstürmer über die Striche Deutschlands erzählen, wohin sie vordrangen und wo sie ihre, oft abenteuerlichen Nachrichten über die Nachbarländer einzogen. Ueber die Elbe selbst sind sie nur einmal gekommen, weiter nach Osten nie. Hinsichtlich der dort wohnenden Völkerschaften stimmen ihre Mittheilungen darin überein, daß an der Ostküste bis zur Weichsel das große Volk der Aestier (wahrscheinlich Ostgothen) sich angesiedelt, von der Weichselmündung bis zur Elbmündung die Rugier und Burgunder sich niedergelassen und in der heutigen Mark Brandenburg der vornehmste Stamm der Sueven, die Semnonen nämlich, und weiter nach Westen bis zur Lüneburger Haide, die Longobarden ihre Wohnsitze erwählt hätten. Südlicher vor den Aestiern haus'ten, römischen Nachrichten zufolge, die Lygier,

höchst wahrscheinlich kein deutscher, sondern schon ein slavischer Stamm.

Ueber die Sitten und Gewohnheiten der alten deutschen Völker ist so Vieles geschrieben und erzählt, Verbürgtes und Unverbürgtes, daß wir diesen Theil hier am füglichsten dahin gestellt sein lassen und, anstatt uns im Reiche der Fabeln zu ergehen, lieber den Zeiten zueilen, wo uns geschichtliche Gewißheit geboten wird und wo die Zustände und Ereignisse mit unsrer Zeit im genauern Zusammenhange stehen. Höchst wahrscheinlich waren die Aestier, Semnonen ꝛc., gleich den übrigen Germanen, blauäugig, blondhaarig, schlank gewachsen, tapfer, treu, dem Trunk und Spiel ergeben. Eben so verehrten sie die Gottheiten, besonders die Hertha, in heiligen Hainen, glaubten an Jagd- und Trinkgenüsse der Tapfern in dem Himmel der Walhalla und an den Jammer der Hela, wo die Feigen nach ihrem Tode hinkamen. Auf den Gang unsrer Geschichte hat dieß Alles, es sei wahr oder nicht wahr, wenig oder gar keinen Einfluß, da mit dem fünften oder sechsten Jahrhundert alle die Länder, welche jetzt den Haupttheil des preußischen Staates ausmachen, entweder menschenleere Wüsten waren, oder von Nichtdeutschen bewohnt wurden. Denn gleich mit Christi Geburt tritt die in der Geschichte einzig dastehende allgemeine Bewegung der asiatischen, slavischen und germanischen Völker ein, welche man, wiewohl nicht richtig, mit dem Namen der

Völkerwanderung belegt hat. Die germanischen Stämme, von Osten her gedrängt, durchbrachen überall die morschen Grenzen des Römerreichs und gründeten sich im Süden und Westen neue Wohnplätze. Das germanische Element wurde in diesem Theile der Erde das herrschende, während in die verlassenen Gauen slavische Völker einzogen und bis in das Herz von Deutschland, bis nach Thüringen vordrangen, wo sich sodann ein Kampf auf Tod und Leben entspann, der Jahrhunderte fortwüthete und endlich mit dem völligen Siege des Germanismus endete.

Von der vorslavischen Zeit läßt sich deßhalb fast gar nichts sagen. Daß eine solche dagewesen ist, dafür zeugen die Hühnengräber oder Riesenbetten, welche man noch hier und da in der Mark findet, die Grabstätten großer Kriegshelden, bestehend aus zusammengehäuften ungeheuren Steinblöcken, vielleicht hier die einzigen, aber um so herrlichern Denkmäler altdeutscher Kraft und Treue.

Zweites Kapitel.

Die Einwanderung der Slaven; ihre Kriege mit den Germanen bis zur Gründung der Marken.

Auch die Bewohner Preußens und Brandenburgs waren dem allgemeinen Zuge nach Süden und Westen gefolgt; wohl über ein Jahrhundert hindurch blieben ihre verlassenen Wohnsitze verödet und es läßt sich denken, wie die Wildniß zunahm. Es mochte ungefähr um die Mitte des sechsten Jahrhunderts sein, als mancherlei Völkerschaften, aber alle eines Stammes, an Sitten und Bildung unter sich mehr oder weniger verschieden, aber eine Sprache, in abweichenden Mundarten redend, und kenntlich an gleicher Körperbildung, die verlassenen nordöstlichen Gegenden bevölkerten. Was diesen Völkerstamm (es war der slavische) aus seinem frühern Vaterlande vertrieben, darüber schweigt alle Geschichte. Die Slaven oder Wenden gehören zu dem ausgebreiteten sarmatischen Stamme, der früher am Don und um das asow'sche Meer haus'te, im zweiten und dritten Säculum sich weiter nach Westen und Norden ausbreitete und so nach und nach Rußland, Polen, Schlesien, Mähren, Böhmen und zum Theil Oestreich bevölkerte. Auch in die Lausitz und in die Mark Brandenburg drangen sie ein und es scheint, daß

sie sich an den Westgrenzen dieser Länder mit den zurückgebliebenen deutschen Familien vereinigt haben, wobei anfänglich das deutsche Wesen hier gänzlich verloren ging.

Es ist nicht wohl möglich, alle Namen der verschiedenen slavischen Völkerschaften aufzuführen; für uns sind die wichtigsten: die Wilzen, in einem Theile der Mark Brandenburg; die Sorben, ein mächtiges Volk, um die Mulde, Saale und an beiden Seiten der Elbe bis zur Havel wohnend. Zu ihnen gehörten auch die Lutizer, in der Niederlausitz. Nördlich von diesen haus'ten die Leutizen, ein gefürchteter und tapfrer Menschenschlag. Von ihnen sind die Völkerschaften der Ukrer in der Ukermark und die Heveller im Havellande am bekanntesten. Die Obotriten in Mecklenburg; die Belochrobaten (weiße Chrobaten) schaarten sich um ihre Hauptstadt Krakau. Das Weichselgebiet beherrschten die Masuren; auf dem linken Ufer dieses Flusses bis zur Oder wohnten die Polen, deren früheste Hauptstadt Gnesen war. Die Pommern finden wir noch heute in ihren alten Wohnsitzen, eben so die Rugianer auf der Insel Rügen. Die Preußen (Pruzen), an der Küste der Ostsee von der Weichsel bis zum Niemen, waren wohl kein slavisches, sondern ein Mischvolk, entstanden aus Deutschen, Letten und Slaven.

Die Slaven werden uns von den ältern Schrift-

stellern als eine äußerst verworfene Nation geschildert. Wahrscheinlich hat die feindselige Stellung, in welcher sich die Deutschen zu diesen Nachbaren Jahrhunderte lang befanden, viel dazu beigetragen, dem häßlichen Gemälde die finstern Farben beizumischen. Hat sich doch der Nationalhaß zwischen den Deutschen und Wenden bis in die neuesten Zeiten erhalten und der Wende galt nach dem Kunstausdruck nicht für ehrlich. Jeder Lehrling, der ein Handwerk oder eine Kunst erlernen wollte, mußte zuvor nachweisen, er sei «ächtlich und rechtlich im Ehebette erzeugt, weder slavischer noch wendischer Abkunft.» Aus untrüglichen Merkmalen erkennen wir jedoch, daß dieses Volk in gar vieler Beziehung höher stand als die Sueven selbst.

Die alten Wenden zeichneten sich, gleich den jetzigen, nicht sowohl durch die Größe, als durch die Gedrungenheit ihres Körpers aus. Jede Mühseligkeit wurde ihnen leicht zu ertragen, während der Deutsche dem Durst und der Hitze leicht unterlag. Die Pruzen oder Preußen waren schlanker, blauäugig und blond, Alles sichere Merkmale des deutschen Blutes. Krieg- und jagdlustig ging ihnen die Freiheit über Alles; aber in den Ländern, welche sie in Besitz nahmen, wurde der vorige Besitzer leibeigen. Daher sind in Polen und Rußland der Bauer und der Edelmann zwei ganz verschiedene Stämme, nur hat ersterer im Laufe der Zeiten alle frühere Nationalität verloren.

Der eigentliche Slave war ein freier Mann und duldete keine Gewalt. Obgleich nach und nach die Reichern (die Bojaren) mehr Ansehen gewannen und zu Panen oder Richtern und Woiwoden oder Anführern im Kriege am häufigsten ernannt wurden, so entschied doch über jede wichtige Angelegenheit nur die Volksversammlung. Großen Einfluß übten die Priester, genannt Pupen oder Waidelotten. Zu ihnen allein redeten die Götter und der Spruch ihres Mundes galt für einen Götterspruch, an dem Niemand zu zweifeln wagte, wäre derselbe auch noch so empörend ausgefallen. Erst als der wüthende Kampf fast ohne Unterbrechung fortdauerte, als mehrere Völkerschaften nothgedrungen zur Abwehr des gemeinsamen Feindes sich vereinigen mußten und sie eines gemeinsamen Heerführers bedurften, erst da gewannen die Fürsten größern Einfluß, doch wurde ihr Ansehn immerfort mit eifersüchtigen Augen beobachtet.

Alle slavischen Völker kamen auch darin überein, daß sie einen höchsten Gott glaubten. Sie nannten ihn Belbog, den weißen oder Lichtgott. Er war der Oberaufseher und unter ihm standen eine Menge anderer Götter, die sich um die Einzelnheiten des Menschenlebens bekümmerten, welches zu thun weit unter der Würde des Belbog war. So wie aber der rohe Mensch, geängstigt durch Gefahr und Noth, gar zu gern auch ein böses Wesen annimmt, das dem guten entgegenstrebe,

und wie er so die Unvollkommenheiten in der Welt sich zu erklären sucht, so geschah es auch bei den Wenden; sie stellten dem Belbog ihren Czernibog, den schwarzen Gott oder Gott der Finsterniß entgegen und gaben ihm ebenfalls eine Menge dienstbarer Untergötter. Die Verehrung dieser Untergötter war bei den verschiedenen Völkerschaften sehr abweichend. Von den meisten Gottheiten sind nur die Namen bekannt, aber selbst diese haben ein weites Feld für die Dichtung dargeboten. Den Gott des Donners nannten die Wenden Perun, die Pruzen aber Perkunos. Eben so hieß der Gott der Fruchtbarkeit bei den Preußen Potrimpos, bei den Slaven Swantewit. Sein Haupttempel befand sich auf der Insel Rügen. Von Radegast, dem Gott des Rathes, hat man viel gefabelt, ohne mehr als den Namen zu wissen, der sich sogar in einem Flecken bei Halle und in dem Flüßchen «Radegast» erhalten hat. Er soll in dem neunthorigen Rhetra, einem unbekannten Orte im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, einen Tempel gehabt haben, von welchem man noch im zwölften Jahrhundert Trümmern gesehen hat? In Julin und Stettin wurde Triglaff verehrt ꝛc. Auch konnte es nicht fehlen, daß bei der Berührung mit den Deutschen, germanische Gottheiten aufgenommen wurden. Ganz gewiß ist, daß die Wenden ein Leben nach dem Tode annahmen und einen Ort, wo Lohn und Strafe für gute und böse Thaten ertheilt wird. Die Götzen selbst

waren rohe Abbildungen von Menschengestalten mit mancherlei, ihre Gewalt andeutenden Attributen. Sie waren aufgestellt in heiligen Hainen, unter heiligen Eichen, oder auch in besondern Tempeln. Jeder Ungeweihete, der sich diesen Heiligthümern nahete, war rettungslos dem Tode verfallen.

Schon ihre Religion zeigt, daß die Wenden sich bedeutend über die stumpfsinnige Rohheit mancher anderer Völker erhoben hatten, noch mehr sehen wir dieß aber aus ihren übrigen Einrichtungen und Gebräuchen, von welchen wir nur Einiges anführen wollen.

Hatten die Götter durch den Mund der Priester Krieg geboten, so bedurfte es keines Zwanges; wuthentbrannt stürzten die Kämpfer herbei, vor dem hellen Haufen hertragend heilige Fahnen und Götzenbilder. Wehe dem Feindeslande, welches sie überschritten; da kannten sie kein Erbarmen; Alles war den Flammen und dem Tode geweiht. Die Waffen waren die gewöhnlichen: Keulen, Schleudern, Streithämmer, Bogen und Pfeile. Schon verstanden sie aber auch die Kunst, zum Schutz Graben und Wälle aufzuführen.

Im Frieden finden wir sie als Hirten, bekannt mit der Bereitung des Butters und des Käse. Sie verstehen es, Wolle und Flachs zu weben. Daneben treiben sie den Ackerbau nicht ungeschickt, kennen schon einen unvollkommnern Pflug, ernten Weizen, Hirse, Mohn und Hülsenfrüchte; ziehen in ihren Gärten edleres Obst,

und wo sich die Gelegenheit darbietet, sind sie eifrige Fischer. Das Meer lockt sie anfangs zu Seeräuberei, später zum Handel. Schon im elften Jahrhundert gilt die Stadt Wineta, auf der Insel Wollin, für einen großen Handelsplatz, wo Kaufleute aus allen Ländern ihre Waaren aufspeichern und von hier aus tiefer in das Land vertrieben. Bevor man das Geld kannte, wurden von den arabischen und griechischen Handelsleuten, welche von der Wolga aus bis an diese Küste ihre Waaren brachten, die Gaben des Auslandes gegen Bernstein und Pelzwerk umgetauscht. Nicht wie die Deutschen wohnten die Wenden in einzelnen, zerstreut liegenden Weilern, sondern sie baueten gleich anfangs ihre Hütten nahe zusammen und bildeten so die Grundlage nachmaliger Städte, den Sitzen jeglicher Bildung. Die Häusergruppen waren mit schützenden Wällen umgeben und in einem festen Schlosse wohnte Der, welchen sie für ihren Vorsteher erklärt hatten. Man nannte solche Schlösser Gard's und noch erinnern an dieselben die Namen Stargard, Belgard, Gardelegen. Auch andre Städte verdanken den Wenden ihren Ursprung, als Kolberg, Stettin, Demmin, Elbing, Danzig, welche alle lebhaften Handel trieben. Brandenburg oder Brannibor ist ebenfalls von ihnen erbaut.

Das innere Leben der Slaven erscheint als ein wunderbares Gemisch von Barbarei und Milde. Der Hausvater war unumschränkter Herr. Die Hausfrau

galt — ganz im Gegensatze zu der deutschen Frau — nichts; sie war Sklavin, durfte nicht mit dem Manne essen, erhielt ihre Schlafstätte neben dem Bette ihres Tyrannen, aber nur auf der Erde. Unter den Sklavinnen wählte der Mann sich noch Kebsweiber nach Belieben. Die Geburt eines Mädchens galt daher der Mutter für ein Unglück und die armen Kleinen wurden deßhalb gar oft hülflos in den Wald gesetzt und den gierigen Wölfen überlassen. Die Wittwen wurden verbrannt; doch scheint man hierin später, besonders bei jungen Frauen, milder geworden zu sein. Der Glaube, daß nur Derjenige, welcher eines gewaltsamen Todes sterbe, die Seligkeiten des Himmels genieße, führte wahrscheinlich den scheußlichen Gebrauch herbei, daß man die Alten tödtete.

Doch wir wenden uns von solchen grassen Schreckensbildern zu freundlichern Erscheinungen. Gastfreiheit war eine Tugend, die allgemein geübt wurde. Da trug man freudig herbei, was man für das Köstlichste hielt. Wer den Fremdling von der Thür wies oder nur unfreundlich behandelte, dessen Haus riß man nieder und übergab sein Geräthe den Flammen, ja die Preußen straften ihn mit dem Tode. Diebstahl war unbekannt; man wußte nichts von Riegel und Schloß. Das gegebene Wort blieb heilig; Eidschwur war ihnen gar nicht denkbar. Der Arme griff zu wo er bei den Reichern fand und dieser machte keine Miene, es ihm zu wehren.

Die Todten wurden feierlich verbrannt, die Asche in Urnen gesammelt, in welche man wohl noch einige Kostbarkeiten legte und so in besonders dazu erbaueten Gewölben der ferneren Zerstörung entrissen.

Wahrhaft rührend war das Fest, welches sie, beim Beginn des Frühlings, zum Andenken ihrer verstorbenen Lieben feierten. Festlich geschmückt zog man hinaus zu den Ruhestätten, brachte unter heiligen Gesängen Opfer, führte die Bilder der Seligen an der innern Seele vorüber und dachte mit Entzücken des seligen Augenblicks der Wiedervereinigung.

Freudig erhebend begingen sie auch das Erntefest. Opfer an Thieren und Früchten wurden mit Jubelgesängen dargebracht den Göttern, welche sich so gnädig erwiesen hatten. Mit Tanz und Schmauß wurde die fröhliche Feier beendet.

So waren die Slaven, da sie noch ihre ganze Eigenthümlichkeit bewiesen; als sie aber durch Handel reich wurden, da verlor sich schon Vieles von ihrem Gemüthlichen, und als man später das drückende Joch der Sklaverei ihnen auflegte, da wurden sie — wie alle Sklaven — gegen ihre Dränger mißtrauisch, im Innern grimmig, äußerlich freundlich und wo sich eine Gelegenheit darbot, ihnen zu schaden, da zauderten sie nimmer. Nun läßt sich auch erklären, wie die Deutschen den wendischen Charakter so verunglimpft haben. Wer will aber einen Stein auf die Niedergetretenen werfen? —

Zwei Jahrhunderte hindurch mochten wohl die Wenden auf ihre nationale Weise in dem neuen Vaterland gelebt haben; höchstens wurde die Ruhe unterbrochen durch innere Kämpfe der einzelnen Völker oder feindselige Berührungen mit den benachbarten Deutschen; doch nahm der Kampf gegen die letztern noch keinen ernsthaften Charakter an, da Deutschland selbst in sich fast ganz zerfallen war. Anders gestalteten sich jedoch die Dinge, als Karl der Große seinen Eroberungszug gegen die Sachsen wendete und den Besiegten das Christenthum und mit ihm die ersten Keime der Bildung gewaltsam aufdrang. Schon waren die Obotriten und Sorben mit ihm vereinigt und der Sturm drohete den Wilzen. Wirklich bot der Frankenkönig gegen diese seine ganze Macht auf und nun galt es, die größten Schätze, die Freiheit und die alten Götter, zu vertheidigen. Wenn es auch der überlegenen Kriegskunst der Franken anfänglich gelang, siegreich die Elbe zu überschreiten, so sahen sie sich doch bald durch Sümpfe, Wälder, Mangel an Nahrung und die fortdauernden Neckereien eines begeisterten und unversöhnlichen Feindes genöthigt, zurückzuweichen und die Wilzen, denen sich auch bald wieder andre, früher dem slavischen Blute untreu gewordene Völkerschaften anschlossen, durch starke Grenzfesten unschädlich zu machen. Solche Grenzfesten waren Zelle, Magdeburg, Halle, Erfurt. In jeder derselben wohnte ein Markgraf oder Grenzgraf, Befehlshaber über die

Besatzungen, eine wachsame Vorhut gegen die gefährliche Nachbarschaft, Schutz- und Schirmherr der umliegenden Gegend und unter unmittelbaren Befehlen des Königs selbst. Noch waren also die Markgrafen keine eigentlichen Landesherren. Die Würde war weder erblich noch unabhängig; erst in der Folge, als das kaiserliche Ansehn in Deutschland sank, wurde sie beides.

So lange Karl lebte, hatte die wechselseitige Furcht den Befehdungen wohl ein Ende gemacht; mit seinem Tode jedoch brach die lange verhaltene Wuth um so grimmiger aus (814). Die Theilung des großen Frankenreichs, ohnmächtige Herrscher, innere Empörungen waren für die kecken Wenden zu lockend, als daß sie nicht es hätten wagen sollen, die Elbe und Saale zu überschreiten und sich selbst im Lüneburgischen, der Altmark und Thüringen festzusetzen. Die Räubereien und Plünderungen nahmen kein Ende. Von eigentlicher Oberherrschaft war nicht einmal bei den deutschen Herzögen, geschweige bei den slavischen Fürsten die Rede. Die Seeräuber aus Dänemark und Norwegen fuhren auf ihren kleinen Schiffen bis in das Herz Deutschlands und bezeichneten ihren Weg mit Gräueln aller Art. Die Magyaren (Ungarn) verheerten ungestraft die ihnen entferntesten Gauen. Deutschland war mit einem Worte dem Untergange nahe, da rettete es der zum Könige erhobene Sachsenherzog Heinrich I., der Städtebauer, bekannter unter dem unpassenden Namen des Vogelstellers (918).

Das war der Mann voll Einsicht, Kraft und Muth, dem großen Unternehmen völlig gewachsen. Zuvörderst schaffte er sich durch einen neunjährigen Waffenstillstand die Ungarn vom Halse. Das große Werk der innern Vereinigung gelang ihm, indem er hier Milde, dort Strenge anwendete. Nachdem er so die Ruhe hergestellt, die Kräfte gestärkt, die alten Städte befestigt und neue angelegt hatte, beschloß er den Zug gegen die Wilzen oder die Wenden, die von der Saale bis zur Oder haus'ten.

Auf die Hauptfeste derselben, Brannibor oder Brandenburg, war sein Augenmerk gerichtet. Hier hatte Tugumir, der damalige Wendenfürst, seine Horden versammelt und verlachte hinter dicken Mauern und unwegsamen Sümpfen die ohnmächtigen Anstrengungen seiner Feinde. Wirklich schien es auch, als ob die Natur selbst es diesen unmöglich machte, zum Ziele zu gelangen und schon war Heinrich gesonnen, den Rückweg anzutreten, als plötzlich eintretende Kälte die Wege zugänglich machte, worauf die feste, von Bewohnern übervölkerte Stadt enge eingeschlossen wurde und aus Hunger sich zur Uebergabe genöthigt sah (928). Heinrich behandelte die Ueberwundenen mit überraschender Milde. Er legte ihnen mäßigen Tribut auf und nahm ihnen das Versprechen ab, dem Götzendienste zu entsagen und das Christenthum anzunehmen. Uebrigens ließ er ihnen ihre Verfassung. Er wollte vorläufig nur sich

den Rücken sichern, denn ein ernster Kampf rief ihn gegen die Magyaren, deren Waffenstillstand abgelaufen war. Wie er dieselben bei Merseburg aufs Haupt geschlagen, ist bekannt (933). Wohl wußte er aber, wie wenig er den Versprechungen der Slaven trauen durfte. Das Christenthum, dessen eigentlichen Kern sie nicht erfaßten, da Niemand da war, der sie in demselben hätte unterrichten können, war und blieb ihnen verhaßt. Ihre alten Götter waren ihnen lieber, als der neue Gott, den unwissende und habsüchtige Priester nur deßhalb zu predigen schienen, damit sie den Schweiß der armen Bekehrten verprassen könnten. Zur Sicherung der Grenzen setzte Heinrich deßhalb die alten Markgrafen wieder ein.

Auch nach Heinrichs Tode blieb diese bewährte Einrichtung, ja sie wurde sogar von seinem kräftigen Sohne und Nachfolger, Otto dem Großen bedeutend erweitert (936—973). Alle slavischen Stämme bis zum Bug gehorchten ihm. Die Sorben standen unter der Aufsicht des Markgrafen von Meißen, die Lutizer unter dem Markgrafen von Lausitz. Weiter nördlich, am Havel- und Elbflusse wurde die Nordmark, auch die wendische Mark oder Nordsachsen hinverlegt. Anfangs stand diese Mark, so wie alle übrigen, unter Markgrafen aus verschiedenen Häusern (Walbeck, Ballenstädt, Stade, Plözkau), die von ihren Festen aus, Werben, Tangermünde, Arneburg und Soltwedel, der

bewaffneten Macht geboten, aber in fortwährende, öfters für sie selbst sehr nachtheilige Kriege mit den Wenden verwickelt waren. Die Obotritengrenze beschützten die Sachsenherzöge selbst.

Die Nordmark aber ist die Wiege des jetzigen großen, preußischen Reichs. Von hier aus wurden nach und nach die Eroberungen ausgebreitet bis zur Oder, ja bis zur Nordsee und dem Niemen und in Westen bis zur französischen Grenze. —

Der erste Grenzstatthalter über die Nordmark wird in der Geschichte Bernhard genannt, doch nichts weiter von ihm angeführt. Noch war aber der Kampf mit den Wenden nicht beendigt, ja von jetzt an beginnt erst eine lange Reihe von Metzeleien und Schandthaten, vor welchen die Menschlichkeit schaudernd zurückbebt, welche alle aufzuzählen, eine eben so ekelhafte, als vergebliche Mühe sein würde. Mit Heinrichs Tode hofften die Wenden ihre Freiheit wieder zu erlangen, da ergriff der Nachfolger Bernhards, Gero, zu dem niederträchtigsten Mittel, die Armen in der Abhängigkeit zu erhalten. Er stellt sich als einen Freund der Wenden, ladet dreißig ihrer Vornehmsten zu einem Gastmahle und läßt dieselben, die von Wein und Lust berauscht sind, meuchlings niederstoßen. So hofft er, soll das Volk, seiner Anführer beraubt, sich um so geduldiger in die Fesseln schmiegen. Aber wie hatte sich der Schändliche getäuscht! Wuthentbrannt stürzen die Betrogenen

zu den Waffen und, was die geschickteste Anordnung nicht vermag, ersetzt der grimmigste Haß. Das Blut fließt in Strömen und die Sache fängt sogar an, für die Deutschen bedenklich zu werden. Da nimmt der schändliche Gero abermals zur List seine Zuflucht. Er verführt den alten Tugumir zum Verrathe. Dieser zieht sich plötzlich zurück, als weiche er der Deutschen Macht, wirft sich nach Brandenburg, ermordet hier seinen Neffen und Thronfolger und übergiebt die Feste den Feinden. Abermals lagen durch diesen Streich die Wenden danieder. Das ganze Land der Heveller wurde dem deutschen Reiche unterworfen und das Volk zur Annahme des Kreuzes und zur Abgabe eines Tributs gezwungen (945). Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg wurden eingerichtet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet.

Der alte Groll dauerte fort. Als Otto alle Hände voll zu thun hatte, sich der eingedrungenen Magyaren zu entledigen, erhoben sich zwei edle Nebensprossen der von Gero ausgerotteten Königsfamilie, Nakko und Stoinef, die erlittene Unbill zu rächen. Abermals ein Würgen und Zerstören sonder Gleichen. Die Deutschen werden zuletzt in die Feste Gransee eingeschlossen. Man verspricht ihnen freien Abzug; doch eben als derselbe beginnt, ändert sich die Scene. Einer der abziehenden Sachsen will ein unfreies wendisches Mädchen als sein Weib mitnehmen. Der Herr derselben fordert sie als

seine Leibeigene zurück. Von Worten kommt es zu Faustschlägen; die Wenden erklären das für Friedensbruch, schlagen alle Männer nieder und machen Weiber und Kinder zu Gefangenen. Otto eilt nun selbst herbei, kommt aber in den Sümpfen und Wäldern bald in eine verzweifelte Lage. Nur Unterhandlungen, so scheint es, können das deutsche Heer noch retten. Der listige Gero versucht alle Künste der Schmeichelei und der Versprechungen; allein den Wenden sind seine Schändlichkeiten in zu frischem Andenken und sie antworten nur mit dem bittersten Hohne. Hunger und seine furchtbare Gefährtin, die Seuche, mordet die deutschen Krieger; nur ein verzweifelter Entschluß kann retten. Auch hier wußte Gero Rath. Ein verstellter Scheinangriff bewirkte den ungestörten Abzug des Heeres und nun erst, als es zu spät war, als die Deutschen mit ihrer Uebermacht festen Fuß gefaßt, griff Stoinef an. Der Erfolg ließ sich voraussehen; die Wenden erlitten eine gänzliche Niederlage. Stoinef selbst wurde auf der Flucht ermordet, sein Haupt auf eine Stange gesteckt und um dieselbe siebenzig wendische Edle ermordet.

Noch führte Nakko den Krieg einige Zeit fort, doch ohne Erfolg. Die Heveller und Ukrer wurden wieder dienstbar. Gero aber ging in das von ihm gestiftete Kloster Gernrode, wo er sein schändliches Leben beschloß (966).

Aufs Neue Religionszwang, aufs Neue die abscheulichsten Bedrückungen. «Wendischer Hund», das war die Benennung, deren man die Elenden würdigte. Der neue Markgraf, Diedrich von Ballenstedt, trieb endlich die Grausamkeiten so weit, daß die Wenden abermals das Schwert ergriffen. Jetzt hatten sie eine mächtige Stütze an dem Fürsten der Obotriten, Mystewoi. Dieser freiete um die Tochter des Herzogs Bernhard von Sachsen. Der Vater war nicht abgeneigt; doch der harte Diedrich meinte: «ein edles deutsches Fräulein sei für einen wendischen Hund viel zu gut.» Alles wurde dem Mystewoi hinterbracht und wuthentbrannt rief er: «Bin ich ein Hund, wohlan so will ich auch beißen.» Jauchzend stießen die Wilzen zu seinem Heere, das auf 30,000 angewachsen war und nun vermochte nichts ihren Vertilgungszug aufzuhalten. Havelberg wurde erobert, Alles was Christ hieß, niedergemacht, die Domkirche in einen Schutthaufen verwandelt. Besonders ausgesucht waren die Grausamkeiten, welche man an den gehaßten Geistlichen verübte. Darauf wälzte sich der fanatische Schwarm vor Brandenburg, wo Diedrich und der Bischof Volkmar zwar entrannen, wo aber ganz wie in Havelberg gehaus't wurde. Blut war gesäet, Blut war aufgegangen. Mit einem Schlage war in den Ländern über der Elbe die deutsche Gewalt und das sogenannte Christenthum vertilgt. Diedrich selbst floh an den Hof des Kaisers,

mußte harte Vorwürfe hören, wurde seiner Würde entsetzt und ging in ein Kloster zu Magdeburg, wo er sein Leben beschloß (985).

Doch der Kampf dauerte fort. Neue Markgrafen wurden gesendet; die sollten das Verlorene wieder gewinnen. Bald siegte der eine Theil, bald der andere. Brandenburg und Havelberg wurden wieder gewonnen, später auch wieder verloren. Wie es in dem armen, zertretenen Lande ausgesehen, das läßt sich leicht denken. Schloß man ja einmal Frieden, so dauerte derselbe nie lange; der gewaltige Haß suchte sich bald Auswege. Waren auch die Deutschen zuletzt Sieger, so ruhete ihr Fuß doch auf einem Vulkane und erst nach dreihundertjährigem, mörderischen Kampfe gelang es dem Grafen der Nordmark, Albrecht dem Bären, aus dem Hause Askanien, der Widerspenstigen ganz Herr zu werden.

In den von der Elbe westlich gelegenen Ländern vermischte sich das Wendische mehr und mehr mit dem Deutschen und verschwand nach und nach gänzlich. Damit wurde auch hier das Christenthum begründet. Die Sorben waren durch die vielen Schlösser und Grenzfesten zu sehr eingeschränkt, als daß sie hätten auf die Dauer widerstehen können. Bei den Leutizen hingegen erhielt sich die alte Verfassung und Religion weit länger, da ihre Kämpfe mit den Unterdrückern nicht immer unglücklich waren. Derselbe Fall war es mit den Obotriten und Preußen, welche noch

lange Zeit dem Götzendienste treu blieben und nicht geneigt schienen, den einen, ihnen theuern Aberglauben mit einem andern, der ihnen Schaden brachte, zu vertauschen. Wenn die Pommern und besonders die Polen früher und sogar eifrige Christen wurden, so lag dieß nicht so wohl an der Vortrefflichkeit der ihnen aufgedrungenen neuen Lehre, sondern mehr an dem Umstande, daß in diesen Ländern die Fürsten eine größere Selbstständigkeit gewonnen hatten. Diese, ihre Macht immer zu befestigen und zu erhöhen, kannten kein besseres Mittel, als die Unterdrückung des Heidenwesens. An den christlichen Priestern fanden sie bei ihren Bestrebungen eine willkommne Stütze, während die Götzenpriester ihnen überall hinderlich in den Weg traten, da dieselben bei allen Angelegenheiten, als Vertraute der Gottheiten, ein gültiges Wort mitzureden hatten. Noch war ja die Zeit nicht gekommen, wo die Fürsten vor den christlichen Priestern zittern mußten.

Drittes Kapitel.

Preußen wird ein deutsches Ordensland.

Wir verlassen jetzt die Marken und wenden uns zu dem Lande, welches dem spätern mächtigen Reiche den Namen gegeben, zu Preußen selbst.

Als die Gothen die Ufer des baltischen Meeres verlassen hatten, zogen slavische Stämme die Weichsel hinab, setzten sich zwischen den Ausflüssen dieses Flusses und des Niemen und vermischten sich mit den wenigen der zurückgebliebenen Deutschen. Man nannte das ganze Volk Pruzen, Porussen, woraus später Preußen geworden ist. Auch sie bestanden aus vielen Völkerschaften, den Aestiern, Galindern, Stavinern ꝛc. Im Allgemeinen ergiebt es sich, daß sie einen gemüthlichen Menschenschlag ausmachten, der erst später, durch des Schicksals Gewalt hart gedrängt, seine ursprüngliche Natur und Art gänzlich verleugnete, wild und grausam wurde. Viehzucht, Jagd und Fischerei war ihre Hauptbeschäftigung. Ihre Religion war die der übrigen Slaven, nur daß ihre Götter andre Namen führten. Allgewaltigen Einflusses waren ihre Priester, zumal der Oberpriester, Krive genannt, der zu Romowe, bei einem stets lodernden heiligen Feuer, seine Wohnung aufgeschlagen hatte. In Hainen waren die Götterbilder aufgestellt und kein Ungeweiheter durfte dieselben schauen. Was der Priester vorgab, das galt als Götterwort. Forderte er selbst das Leben eines Pruzen zum Opfer, so wurde es freudig dem Götterwillen dargebracht. Wie war es da möglich, daß, bei einem solchen Ansehn, der Glaube an das Kreuz schnellen Eingang finden konnte? Die ersten Versuche, christliche Altäre zu errichten, scheiterten insgesammt und nur ein Vertilgungskrieg konnte

bewirken, was eigentlich das lebendige Wort viel christlicher zu Stande gebracht hätte.

Der erste Missionair, der hier dem sichern Tode in die Arme fiel, war der Bischof von Prag, Adalbert. Mit seinem Freunde, Benedikt von Polen, landete er bei Danzig. Der Gewalt seiner Rede, der Zeugin wahrer Begeisterung und seinem unsträflichen Wandel gelang es anfangs, Viele zu bekehren; als er aber, dadurch ermuthigt, auch in Samland Christum predigen wollte, entging er dem Tode mehrmals mit genauer Noth durch die Flucht. Unbekümmert durch solche bittere Erfahrungen setzte er seine Bemühungen tiefer im Lande um so eifriger fort; aber die Ohren blieben geschlossen. Auch da nicht entmuthigt, schüttelte er den Staub von seinen Füßen und wanderte weiter, wo oft Wurzeln seine Speise, die kalte Erde sein Bett, der Himmel seine Decke und der Wald seine Wohnung ausmachten. So gelangte er einst in einen dichten Hain. Nichts regte sich; weit und breit war kein menschliches Wesen sichtbar. Hier hoffte er, ungestört die Nacht zu verbringen; aber wie hatte er sich getäuscht! Es war der heilige Hain, in den er gerathen, den kein Ungeweihter betreten durfte. Lautes Geschrei schreckte ihn und seine wenigen Gefährten aus dem Schlummer. Lanzen blitzten ringsum und der fromme Mann fiel von sieben Stichen durchbohrt (997). Später kaufte der Polenherzog Boleslaus den Leichnam den Preußen ab und

ließ ihn zu Gnesen begraben. — Daß seine Gebeine hier Wunder thaten und er unter die Heiligen versetzt wurde, versteht sich von selbst.

Ein ähnliches Schicksal erfuhr der heilige Bruno von Querfurt, der mit achtzehn Gefährten eingewandert war, um die Götzenaltäre zu stürzen.

Die Ermordung solcher heiligen Männer zu rächen, zog Boleslaus I. (1015) mit mächtiger Heeresmacht in das auf solchen Ueberfall nicht vorbereitete Preußen, warf Alles gewaltsam vor sich nieder und zerstörte selbst den Hauptsitz der Götzendienerei, Romowe. Preußen war für den Augenblick besiegt und verstand sich, gezwungen, zur Annahme des Christenthums; kaum aber hatte das feindliche Heer das Land verlassen, als auch schon überall das heidnische Wesen zurückkehrte. Neue Züge nach Polen; aber die Preußen sind nicht unvorbereitet und viele Jahre hindurch wüthet von jetzt ab zwischen Polen und Preußen ein Kampf auf Tod und Leben, ganz ähnlich den oben erzählten Metzeleien zwischen den Deutschen und Wenden. Natürlich entbrannte durch denselben der Haß immer mehr, und von freiwilliger Annahme der Christuslehre konnte unter solchen Umständen nicht die Rede sein.

Nur Zwang konnte helfen. Wer konnte aber denselben anwenden? Zwar ringsum waren die Völker bekehrt. Die den Deutschen anwohnenden Slaven, die Pommern, die Liven und Polen, bekannten den neuen

Glauben; aber um so hartnäckiger blieben die Preußen den alten Göttern treu. Zwiespalt in den Nachbarländern verhinderte diese, kräftig einzuschreiten. Das große Polen war in vier Herzogthümer zerfallen, in Krakau, Großpolen, Masovien und Schlesien, deren Fürsten sich mit brudermörderischer Grausamkeit befehdeten. Waren sie doch alle nahe unter sich verwandt. Endlich erlangte Boleslaus III. die Herrschaft über Krakau und Masovien (1191). Im Verein mit den Heeren von Großpolen und Schlesien bekämpfte er zwar die Preußen nicht unglücklich, aber nach seinem Tode geschah eine neue Theilung; Krakau fiel an Lesko und Masovien an Konrad, die Söhne des Boleslaus. Während dieser Unruhen hatten sich die Pommern von Polen unabhängig gemacht, da's Christenthum angenommen, das Kloster Oliva bei Danzig nebst mehrern andern gegründet, Johanniter herbeigerufen und deutsche Ansiedler begünstigt. Gegen Preußen konnte sonach nichts geschehen; Jeder hatte mit sich selbst genug zu thun.

Lange Zeit hatte auch Livland widerstanden. Hin und wieder war hier zwar das Christenthum eingedrungen, waren Klöster, Kirchen erbaut und Bischöfe eingesetzt; allein die große Masse blieb hartnäckig, bis es dem Bischofe Albert gelang, in Deutschland und Dänemark Kreuzfahrer genug aufzutreiben (1599), mit welchen er an der Düna auf dem Righe-Berge die Feste und Stadt Riga erbaute. Die Stiftung eines Rit-

terordens sollte die angefangene Eroberung vollenden, und dieser Gedanke war nicht unglücklich, da die Ordensritter, Mönche mit dem Schwerte, für solchen Zweck wohl die geeignetsten Leute waren.

Schon 1048 hatten Kaufleute aus Neapel ein Hospital zu Jerusalem gegründet und dasselbe dem heiligen Johannes geweiht. Die Pflege armer, kranker Pilger war der Zweck dieser Anstalt, deren Mönche sich Hospitalbrüder nannten. In den Kreuzzügen erhielten sie große Besitzungen, damit sie um so mehr ihren Zweck erfüllen könnten, und nun trat auch mancher Ritter in den Orden und zwar solche, die den Kampf mit Seuchen so hoch hielten wie den Kampf mit dem Schwerte, und der ehemalige Mönchsorden verwandelte sich in den Ritterorden der Johanniter, dessen Pflichten, außer dem gewöhnlichen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollte. Das äußere Abzeichen dieser Ritter war ein schwarzer Mantel mit einem weißen, achteckigen Kreuze; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und silbernen Kreuze geschmückt. Durch Tapferkeit und brüderliche Eintracht wußte sich der Orden lange Zeit gegen die Ungläubigen aufrecht zu erhalten. Nach dem Verluste von Palästina setzten sich die Ritter zuerst in Cypern, sodann in Rhodus fest (1309); aber auch hier vertrieben, erhielten sie, nach mancherlei Schicksalen, von

Karl V. die Inseln **Malta** (daher Malteser=Ritter), **Gozzo** und **Comino**, unter der Bedingung eines ewigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber. Durch die Ereignisse der neuesten Zeiten ist der Orden aufgelös't und seine großen Besitzungen sind den einzelnen Staaten, in welchen sie lagen, anheim gefallen.

Zu derselben Zeit waren auch die **Templer**, **Tempelherren**, **Tempelbrüder** entstanden. Acht französische Ritter hatten sich aufgeworfen, die Pilger in Palästina zu beschützen, woraus in der Folge die allgemeinere Bestimmung des Ordens hervorging, nämlich die Vertheidigung des christlichen Glaubens und des heiligen Grabes gegen die Saracenen. Das Gelübde war gleich dem der Johanniter. **Balduin II.** wies ihnen eine Wohnung an der Ostseite der Stätte des ehemaligen salomonischen Tempels an, woher sie auch ihren Namen (Templarii) führten. Als Ordenszeichen trugen die Ritter einen Gürtel von leinenen Fäden über ihre einfache Rüstung, weiße Leinwandmäntel, mit achteckigem, rothen Kreuze geziert, als Zeichen, daß sie ihr Blut im Dienste der Kirche Christi vergießen wollten. Der Orden wurde bald ungeheuer reich; deßhalb vergaß er bald seine eigentliche Bestimmung, und **Philipp der Schöne** von Frankreich, lüstern nach den Schätzen, vertilgte ihn in seinen Landen auf eine eben so ungerechte, als schauderhafte Weise (1314).

Mit dem Verluste des heiligen Landes sank das

Ansehn der Ritter; um so willkommener war ihnen die Einladung, im fernen Norden das Verlorne wieder herzustellen. Sie bekamen Burgen in den Grenzlanden und schützten gegen die Einfälle der heidnischen Slaven.

Auch in Livland stiftete der umsichtige Bischof Albert einen, den vorigen ganz ähnlichen Orden, nämlich den der Schwertbrüder, oder Brüder der Ritterschaft Christi. Neben dem Kreuze auf ihren Mänteln trugen sie auch das Abzeichen eines Schwertes. Immer neue Schaaren von Kreuzfahrern langten an und der neue Orden wurde so gewaltig, daß er deutsche Herrschaft und mit ihr das Christenthum, freilich unter blutigen Kämpfen, längs der ganzen Küste über Livland, Esthland bis nach Ingermannland verbreitete.

Indessen dauerte zuvörderst der Kampf zwischen den Polen und Preußen noch immer fort. Alle Bekehrungsversuche fruchteten nichts, denn Christ und Todfeind galt den Preußen für gleichbedeutend. Im Kampfe waren sie erstarkt; die ehemals so friedlichen Ackerbauer waren in wilde Krieger verwandelt, welche sich nicht bloß muthig vertheidigten, sondern selbst verderbliche Einfälle in Masovien unternahmen.

Da trat ein Mann auf, dem das schwere Werk der Bekehrung endlich doch gelang. Christian, Abt zu Oliva, so hieß der Mann von milder Gesinnung und unsträflichem Wandel. Der polnischen und preußischen Sprache mächtig, selbst kein gehaßter Pole, mit

preußischer Sitte vertraut, fand seine Lehre anfangs gesegneten Eingang. Mehrere Edle und viele aus dem Volke der Heiden ließen sich taufen. Schon war Christian vom Papste Innocenz III. zum Bischof von Preußen ernannt; aber um so grimmiger stürmten die übrigen Heiden in das Land der Neubekehrten, wo sie mit Gräueln aller Art das Christenthum ausrotteten, selbst in Masovien einbrachen, Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten (300 Kirchen und Klöster sanken in Asche) und nur durch kostbare Geschenke zum Rückzuge bewogen wurden. Jetzt lag Konrads Schwäche offenbar vor Augen und von jetzt ab wiederholten sich jährlich die Einfälle, welche so reiche Beute brachten.

Ein neuer Kreuzzug wird gepredigt (1219); starke Schaaren ziehen herbei und besetzen das Kulmer-Land. Die Feste Kulm erhebt sich wieder und um sie Kirchen und Klöster. Christian erhält einen Theil des erworbenen Gebietes und vereinigt es mit seinem Bisthume. Kaum aber hatten die Kreuzfahrer das Land verlassen, als auch die Preußen aufs Neue einbrachen und ärger haus'ten, als je (1223). Wer wäre da nicht verzagt! Christian blieb standhaft. Er stiftete den Orden der Ritter Christi in Preußen (1225), die als Abzeichen auf ihren weißen Mänteln einen rothen Stern und ein Schwert trugen, und räumte ihnen die Burg Dobrin ein. Zugleich schenkte ihnen Konrad einen Strich von Masovien an der preußischen Grenze. Glückliche

Einfälle in das feindliche Gebiet reizten zur Rache. Die Preußen drangen vor; bei Straßburg kam es zu einer zweitägigen, mörderischen Schlacht. Schon neigte sich der Sieg auf christliche Seite, da floh Konrad mit seinen Masoviern; die Ritter aber kämpften, bis alle danieder sanken. Nur fünf entkamen nach Dobrin, welches sie muthig vertheidigten. Die Sieger aber durchschweiften ganz Masovien, drangen selbst über die Weichsel, fielen in Pommern ein, eroberten Danzig, legten das Kloster Oliva in Asche, ermordeten die Mönche und zogen jauchzend und mit reicher Beute beladen zurück in ihr Vaterland.

Noch eine Hoffnung blieb dem wackern Christian, nämlich die deutschen Ritter, an deren Spitze damals der treffliche Hermann von Salza als Hochmeister stand. Auch diese Ordensritter waren im gelobten Lande entstanden. Schon (1128) hatte in Jerusalem ein frommer deutscher Mann für seine armen und kranken Landsleute ein Hospital errichtet. Die sich häufenden Unfälle der Kreuzfahrer, wodurch auch natürlich der Verwundeten und Kranken mehr wurden, bewogen (1190) mehrere ritterbürtige Bürger aus Lübeck und Bremen, sich mit dem deutschen Hospitale zu verbinden, und nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer einen neuen Orden zu stiften, der sich noch durch größere Strenge in seinen Regeln auszeichnen sollte. Krankenpflege, Kampf gegen die Ungläubigen, Schutz der

Kirche, der Wittwen und Waisen, war, außer dem Gewöhnlichen, ihr Gelübde. Aller Schmuck war streng verboten. Ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze machte den deutschen Herrn kenntlich. Sie erwählten zum ersten Hochmeister den allgemein geachteten Heinrich Walpot von Bassenheim, aus den Rheingegenden gebürtig. Der Hochmeister hatte die vollziehende Gewalt. Ihm zur Seite standen die Beamten: der Großkomthur, des Hochmeisters Stellvertreter, der Ordensmarschall, Oberfeldherr, der Spittler, Aufseher über die Armen- und Krankenpflege, der Drapier, dem die Sorge für Kleidung und Waffen der Ordensbrüder anvertraut war, und der Tressler oder Schatzmeister. Auf diese Gebietiger folgten die Komthure, Statthalter der einzelnen Gebiete. Später erlitt dieser ehrwürdige Orden noch einige Abänderungen; die Hauptsache aber blieb.

Gern willigte der geängstigte Konrad in den Vorschlag des Bischofs Christian, den deutschen Orden um Hülfe anzugehen. An der Spitze desselben stand eben damals, wie erwähnt, Hermann von Salza, Sprosse eines edlen thüringischen Geschlechts. In ihm vereinigte sich feine Bildung mit ritterlichem Geiste. Er galt im Rathe wie in der Schlacht als sichere Stütze des Kaisers und der Päpste. Mit ihm gewann erst der Orden die hohe Bedeutung. Friedrich II. verlieh diesem Hochmeister die Würde eines Reichsfürsten, welche Würde auch den nachfolgenden Meistern verblieb.

In dem gelobten Lande war Alles verloren; das war dem verständigen Hermann klar. Dort in Preußen bot sich Gelegenheit, das Verlorne mit Wucher wieder zu gewinnen. Aber Vorsicht war nöthig, denn auf das Wort des feigen und treulosen Konrad durfte er sich nicht unbedingt verlassen. Der Bestätigung des Kaisers gewiß, sendete der Vorsichtige zuerst zwei Ritter und achtzehn Reisige nach Polen, die mit dem Herzoge verhandelten, die Urkunde über den Besitz von Kulm und Löbau erhielten (1226) und auf dem linken Weichselufer die erste deutsche Ordensburg in Preußen, Vogelgesang, darauf die Burg Nessau erbaueten. Alles Land, was schon eingeräumt war und was die Ritter noch von den Preußen erobern würden, sollte dem Orden auf ewige Zeiten verbleiben. So lautete die vom Kaiser und Papst bestätigte Urkunde. Nun erst entsendete der Hochmeister, unter dem kriegserfahrenen Landmeister Hermann Balk, hundert Ritter und eine verhältnißmäßige Schaar Reisige nach Polen (1227).

Anfangs war der Erfolg nicht sogleich glänzend. Die Ritter erbaueten Burgen, unter andern Thorn, und hielten wenigstens die verderblichen Einfälle der Preußen zurück (1231). Nachdem aber der Hochmeister aus dem Morgenlande zurückgekehrt war, strömten neue Kreuzfahrer in Menge herzu, und sogleich wurden die Städte Kulm und Marienwerder nebst vielen Burgen angelegt. Die Herzöge von Breslau, Polen und

Hinterpommern schlossen sich an und nun gewannen die Christen die erste Schlacht (1233). Von jetzt ab beginnt der blutigste, vieljährige Kampf gegen die zum Theil unter sich uneinigen, preußischen Völkerschaften. Jeder Fußbreit Land wurde vertheidigt; indessen entstanden immer mehr Festen tief in Feindesland hinein. Daneben erhoben sich Städte und überall siedelte sich nur deutsche Bewohnerschaft an. Der Kampf und die Blutgräuel dauerten fort. Oft wurde das eben eroberte Land wieder eine Beute seiner früheren Herren, oft wurden die neuen Ansiedler überfallen und schmählich hingeschlachtet. Nur auf kurze Zeit blieb das Schwert in der Scheide. Es war, da die Mongolen verwüstend in Europa einbrachen. Als aber die Macht derselben bei Wahlstatt gebrochen war (1241), entbrannte die Fehde in Preußen um so heftiger.

Nach und nach zeigte sich jedoch der Widerstand schwächer. Jahraus jahrein strömten frische Schaaren von Kreuzbrüdern herzu, die hier das Glück aufsuchten, welches ihnen in Deutschland entschwunden war. In dem zerrissenen Vaterlande war jetzt ein entsetzlicher Zustand, nämlich die Zeit des Interregnums, «die kaiserlose, die schreckliche Zeit,» wie sie von dem Sänger genannt wird. Leben und Eigenthum fanden keine Sicherheit; das höchste Gesetz lag in der F a u s t. Da verließen Tausende das Land und wendeten sich nach Preußen, wo sie mit Freuden in den Reihen der Streiter

oder als fleißige Ansiedler aufgenommen wurden. Man gestand Allen große Freiheiten und Gerechtsame zu. So kam es, daß die Slaven, immer mehr eingeengt, nach und nach alle Macht zum Widerstande verloren. Um sie nicht zur Verzweiflung zu treiben, gestand man ihnen billigere Friedensbedingungen zu, als den übrigen Slaven; ihre Freiheit und Eigenthum blieben gesichert, aber zum Christenthume mußten sie sich verstehen. Drei Bisthümer verbreiteten sich über das ganze Land: Kulm, Pomesanien und Ermland. Nur mit Widerstreben ertrugen die wenigen Ueberbleibsel das Joch, bis sie endlich unter der deutschen Bevölkerung gänzlich verschwanden.

Noch waren die Samländer frei; jetzt galt es den letzten Kampf. Er endigte, wie es vorauszusehen war, mit ihrer Unterjochung (1255). Die Burg und später die Stadt **Königsberg** wurden hier gegründet, zugleich ein viertes preußisches Bisthum, nämlich Samland, errichtet. Neue Empörungen, neue Kreuzzüge, endlich gänzlicher Untergang des bedauernswürdigen Volkes (1283).

Viertes Kapitel.

Die Markgrafen aus dem Hause Anhalt.

Albrecht der Bär. 1134—1168.

Bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts wollte, aller Anstrengungen ungeachtet, die Besiegung der Wenden nicht gelingen, bis der große Albrecht Markgraf wurde und in den Ländern über der Elbe die deutsche Herrschaft und mit ihr das Christenthum für alle Zeiten begründete.

Albrecht selbst stammte aus dem hochgeachteten Hause der Grafen von Ballenstedt. Auf der am Harze gelegenen Burg Anhalt war der Stammsitz der Familie; daher der Name des anhaltinischen Hauses. Später haus'ten sie in der Stadt Aschersleben, lat. Ascania, weshalb sie auch Askanier benannt wurden. Ein edler Sprosse dieses Geschlechts war Albrecht, der wegen seiner Schönheit gemeiniglich der Schöne und wegen seines geprüften Heldenmuthes der Bär hieß. Er war der Sohn Otto des Reichen und durch seine Mutter Elike, die älteste Tochter des Sachsenherzogs Magnus, besaß er sogar Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen selbst. Dieses erhielt er nun zwar nicht, sondern der Herzog Lothar, der Gemahl der jüngern Tochter des Herzogs Magnus, wurde Sachsenherzog; dafür aber bemächtigte er sich, mit Hülfe seines

begünstigten Schwagers, der Ostmark oder der Markgrafschaft Niederlausitz (1123). Solches geschah gegen den Willen des Kaisers (Heinrich V.); als aber zwei Jahre später Lothar zum Kaiser erwählt wurde, sein bisheriges Herzogthum also abtreten mußte, erneuerte auch Albrecht seine Ansprüche auf Sachsen. Allein dem Kaiser, der an den mächtigen Hohenstaufen gewaltige Gegner besaß, war es darum zu thun, sich mächtige Freunde zu erwerben und deshalb belohnte er seinen welfischen Schwiegersohn, Heinrich den Stolzen, Herzog von Baiern, zugleich mit Sachsen, was jeden Falls gegen die Satzungen des deutschen Reiches lief. Um wenigstens einigen Vortheil aus den Umständen zu ziehen, verlangte jetzt Albrecht die in Sachsen belegenen Erbgüter von mütterlicher Seite, und als ihm auch dieses billige Ansinnen abgeschlagen wurde, griff er zu den Waffen und bemächtigte sich der letztern mit Gewalt. Erzürnt ob solchem Beginnen, entriß der Kaiser dem Ungehorsamen sogar die Lausitz (1130), und dieser war nun wieder, was er früher gewesen, nämlich ein Graf von Ballenstedt und nichts weiter.

Albrecht war klug genug, seinen Unwillen zu unterdrücken und den Zorn des Mächtigen nicht ferner zu reizen. Ja er setzte sich aufs Neue in Gunst, indem er den Kaiser auf einem Zuge nach Italien begleitete und ihm hier als Vasall treulich diente. Das entwaffnete den Aerger Lothars und er suchte Gelegenheit, das an

dem Wackern begangene Unrecht recht bald wieder gut zu machen, und als nun der Graf der Nordmark, Konrad von Plötzkau (genannt die Sassenblome, Sachsenblume), vor Monza erschossen worden war, erhielt Albrecht diese Mark, auch die Mark Soltwedel genannt, als ein erledigtes Reichslehn erb- und eigenthümlich (1133). Freilich erschien das gewonnene Land dem Raume nach bedeutend, denn es sollte sich bis zur Oder erstrecken, allein in Wirklichkeit war es nur eine große Wüste und ein unsicherer Besitz. Die Städte und Dörfer lagen in Trümmern; überall dräueten die erzürnten Wenden verheerenden Einfall, ja große Striche waren noch ihr völliges Eigenthum. Für jetzt konnte Albrecht gegen diese gefährlichen Nachbarn auch nichts unternehmen; wichtige Ereignisse lenkten seinen Blick nach einer andern Seite.

Lothar war zu seinen Vätern versammelt (1137); Niemand glaubte größeres Recht auf den Kaiserthron zu haben, als Heinrich der Stolze, Schwiegersohn des Verblichenen und Herzog von Baiern und Sachsen. Die deutschen Fürsten fürchteten aber den Uebermuth der Welfen und wählten, besonders auf Albrechts Antrieb, den Hohenstaufen Konrad III. Das Erste, was dieser that, war, daß er sich auf die Reichssatzungen berief und Heinrich das Herzogthum Baiern entriß. Dieser empörte sich, mußte aber unterliegen, verfiel in die Acht und wurde aller seiner Reichslehn beraubt. Baiern

fiel an Leopold von Oestreich, Sachsen konnte man wohl keinem Andern geben, als dem um den Kaiser so hoch verdienten Albrecht. Aber Heinrich hatte unter den Sachsen noch treue Freunde, die ihm muthig zur Seite standen, auf die kaiserliche Acht nichts gaben und nicht bloß das Herzogthum gegen den aufgedrungenen Herrscher beschirmten, sondern sogar in die Nordmark einfielen und den Bären aus allen seinen Besitzungen trieben (1139). So sah sich dieser plötzlich noch weiter zurückgeworfen als je. Unstät und flüchtig irrte er umher. Auch mit des stolzen Heinrichs Tode änderte sich die Lage der Dinge nicht; die Sachsen kämpften muthig für Heinrich, den unmündigen Sohn ihres Herrn, später durch den Zunamen «des Löwen» bekannt.

Gern hätte Konrad sich seines Günstlings angenommen, allein die Unruhen im Reiche nahmen zu sehr alle seine Macht in Anspruch und er konnte nicht helfen. Jahre vergingen indessen; der Kaiser hatte sich mit den Welfen versöhnt; Albrechts unversöhnlichste Feinde waren gestorben, nun erst kam ein Vergleich in Frankfurt zu Stande (1142), nach welchem Sachsen Heinrich dem Löwen verblieb, Baiern an Heinrich von Oestreich fiel, unser Markgraf aber sich glücklich schätzen mußte, daß er seine Familienbesitzungen und die Nordmark zurück erhielt. Als Entschädigung für Sachsen wurde er noch überdieß mit der Ostmark oder der Lausitz be-

lehnt, doch war auch diese zuvörderst den Wenden zu entreißen. Noch verlieh der Kaiser seinem «lieben Getreuen» die Würde eines obersten Kämmerers des Reichs, was demselben im Range einem Herzoge gleichstellte und den Weg zur Kur bahnte. Als Kämmerer besaß er schon das Recht, den Kaiser mitzuwählen; der spätere Titel «Kurfürst» (1355) verlieh keine neuen Rechte.

Nun erst wagte es Albrecht, die Slaven anzugreifen. Pribislaw war alt und kinderlos. Darauf bauete Albrecht seine Hoffnungen. Sie schlugen fehl, denn ein Neffe des bald darauf gestorbenen Königs, Jatzko mit Namen, verband sich mit den Pommern und jagte den Eingedrungenen zurück. Nun bot der Bär seine ganze Macht auf und, von Heinrich dem Löwen und dem Dänenkönige unterstützt, gewann er, nach mörderischen Kämpfen, immer mehr Land nach Osten zu. Selbst Brandenburg, die Hauptstadt der Heveller, fiel im Sturm und Albrecht war Herr bis zur Oder. Die bisherige Nordmark wurde nun Altmark, das nun hinzugekommene Land zwischen der Elbe und Havel, die heutige Mittelmark und Priegnitz, wurde Neumark genannt (1175).

Jetzt nannte sich auch Albrecht Markgraf von Brandenburg. Nicht mehr betrachtete er sich als einen bloßen Diener des Kaisers, sondern als einen

Reichsfürsten, der seine Besitzungen an seine Nachkommen vererben durfte.

Bewundern wir schon Albrechts Klugheit, mit welcher er sich in jeder Lage zurecht finden konnte, seine Beharrlichkeit, die auch unter den schwierigsten Umständen nicht ermattete, seinen Heldenmuth, der ihn überall zum Sieger machte, so müssen wir ihn noch mehr anstaunen und verehren, wenn wir ihn als Regenten betrachten. Das Land lag wüste, die Bewohner waren meist umgekommen. Die Uebriggebliebenen fügten sich gezwungen in die neue Fessel, ja sie verstanden sich selbst dazu, Christen zu heißen. Die wendischen Edlen erhielten gleiche Rechte mit den deutschen und hier verschwand, bei wechselseitigen Heirathen, der alte Stamm zuerst. Die Bauern waren leibeigen, wie in Deutschland auch. Brandenburg und Havelberg sahen ihre alten Bischöfe wieder; überall erhoben sich Kirchen und Klöster; nur an Einwohnern fehlte es. Doch wunderbar bevölkerte sich das öde Land. Albrecht verstand es, tüchtige Leute in Menge herbeizuziehen. Noch herrschte in den deutschen Landen der fürchterliche Brauch, daß die Unglücklichen, welche durch Krieg und andre Noth gezwungen, ihr Vaterland verlassen mußten, mit Leib und Blut dem Fürsten anheimfielen, in dessen Gebiete sie sich niederließen. Große Ueberschwemmungen hatten damals in den Niederlanden gewüthet und die armen Holländer, Friesen, Flamländer &c. sahen dem Hungertode entgegen,

da berief sie Albrecht in die Marken, wo sie, gegen mäßigen Zins, in den Moorgegenden sich ansiedelten und dieselben durch Geschick und unermüdlichen Fleiß in blühende Auen verwandelten. Sie blieben freie Leute, standen unter ihrem eignen Schulzen und sprachen unter sich selbst das Recht nach Stimmenmehrheit. Die Bischöfe und die andern Herren, denen der große Vortheil eines solchen Verfahrens in die Augen fiel, machten es wie der Markgraf und überall wuchs nicht nur die Bevölkerung, sondern zugleich die Gesittung und der Wohlstand. Die alten Städte wurden erweitert, neue angelegt und deutsche Weise in dieselben verpflanzt. Jede Stadt war eine Feste; die Bürger hatten Theil an Gesetzgebung und Verwaltung. Durch Vorrechte begünstigt, sammelte sich in ihnen aller Verkehr und mit ihm Reichthum, Gewerbfleiß und Bildung. So entstand Spandau, Bernau, Stendal, Köln, vorzugsweise die Perle aller Städte, nämlich Berlin. Das deutsche Element war bald das herrschende geworden; das wendische verlor sich fast gänzlich. Der Gewalt war genug geschehen; jetzt herrschte die Güte vor und sie führte zum herrlichsten Ziele.

Im Sinne der damaligen Zeit hielt es Albrecht für heilige Pflicht, für so viele Erfolge Gott dadurch zu danken, daß er nebst seiner Gemahlin, Sophie, dem Bischofe von Halberstadt und vielen Edlen, im härenen Gewande als Pilgrim zum heiligen Grabe wallfahrte

(1158). Hier lernte er auch die treffliche Anstalt der Ordensritterschaft kennen und er bewog mehrere dieser Rittermönche, ihm in seine Länder zu folgen. Er schenkte ihnen die Kirche zu Werben nebst mehrern Gütern, erbauete ein Hospital ꝛc.; dafür kämpften die Ritter mit gewohnter Tapferkeit gegen die Wenden und erwarben sich außerdem durch den Anbau des Landes große Verdienste. Später wurde der Orden in Brandenburg so reich und mächtig, daß er im vierzehnten Jahrhundert ein eignes Herrenmeisterthum errichten konnte. Die Stadt Templin, ein Hauptplatz gegen die Wenden, verdankt den Tempelherren ihren Ursprung.

Nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande (1159) ließ der streitbare Albrecht das Schwert gänzlich ruhen und suchte seinen höchsten Ruhm nur darin, ein Vater seines Volkes zu sein. Ruhig und heiter war sein Alter; sah er doch auf ein schönes Werk, das er vollbracht; segneten ihn doch dankbare Völker. Tief betrauert wurde er zu seinen Vätern gesammelt (1140). — Friede seiner Asche!

Otto I. 1170—1184.

Albrecht hinterließ sieben Söhne, deren ältester, Otto I., ihm als Markgraf von Brandenburg folgte. Der jüngste, Bernhard, wurde Herzog von Sachsen, Hermann, Albrecht und Dietrich bekamen einzelne

Erbgüter, Siegfried und Heinrich wählten den geistlichen Stand.

Ganz in die Fußtapfen seines ehrenwerthen Vaters trat Otto I. Anstatt Kriege zu führen, die auch bei dem günstigsten Ausgange doch Verwilderung und unsägliches Unglück über ein Land bringen, zog er es vor, die Marken anzubauen und so das angefangene Werk seines großen Vaters zu vollenden. Aber auch an den Welthändeln nahm er Antheil. Das askanische Haus hatte nicht viel Freundliches von den Welfen erfahren, daher die treue Anhänglichkeit an die Hohenstaufen, denen auch Otto mit Gut und Blut ergeben war. Als der große Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, das nördliche Italien und besonders das aufrührerische Mailand züchtigte, kämpfte der Markgraf eben so wacker unter des Kaisers Fahnen, wie er ihm im Rathe beistand. Der Kaiser verlieh deßhalb den Fürsten von Brandenburg das Amt eines Erzkämmerers des deutschen Reichs. Bei der Krönung der Kaiser bedienten nämlich, um der Sache mehr Glanz zu geben, die vornehmsten Herzöge den neuen Herrn. Das Erzamt des Reichskämmerers bestand darin, daß er Waschbecken und Handtuch darreichte und bei der Krönung dem Kaiser das Scepter vortragen mußte. Anfangs waren vier solcher Erzämter; durch die goldne Bulle (1355) wurden dieselben auf sieben erhöht und man nannte die Inhaber solcher Aemter «Kurfürsten». Auf dem Reichs-

tage zu Mainz (1184), wo Kaiser Friedrich I. seine Söhne zu Rittern schlug, verwaltete Otto I. sein Ehrenamt in eigner Person und von der Zeit ab ist diese Würde bei der Mark Brandenburg geblieben bis zum Untergange des römisch-deutschen Reichs (1806).

Besonders wuchs das Ansehn der Macht Brandenburgs, als die sächsische Macht zersplittert war. Heinrich der Löwe nämlich ertrug nur mit Widerstreben die Oberherrschaft der Hohenstaufen und als der Rothbart in Italien in Noth gerieth und den Vasallen Heinrich zur schleunigsten Hülfe aufforderte, weigerte sich dieser zu gehorchen, ja es kitzelte ihn, daß der gehaßte Friedrich im Frieden zu Venedig (1177) allen Einfluß in Italien verlor. Ob solcher Felonie wurde über den Löwen die Reichsacht ausgesprochen und er seiner Reichslehn für verlustig erklärt. Otto von Wittelsbach, der Stammherr des baierischen Königshauses, erhielt Baiern; Bernhard, der Bruder des brandenburgischen Markgrafen, bekam einen großen Theil von Sachsen; die Bischöfe und die übrigen Lehnsherren entzogen dem Geächteten ihre Lehn und obgleich der Löwe seines Namens würdig kämpfte, obgleich ihm die Pommern zu Hülfe kamen und den Markgrafen Otto anfielen (der sie aber bei Demmin aufs Haupt schlug (1181)): so mußte der Stolze dennoch unterliegen und sich mit seinen Erbgütern, Lüneburg und Braunschweig, begnügen.

Aber ein fast noch gefährlicherer Feind, als selbst

Heinrich der Löwe, drohete jetzt dem Markgrafen gefährlich zu werden. Es waren die Dänen, welche in den slavischen Ländern sich ausbreiteten, unter andern Rügen eroberten, den Tempel des Swantewit zerstörten und die Bewohner zum Christenthume zwangen. In Vorpommern herrschten zwei Brüder, Bogislav und Kasimir; ihr Land war durch die Theilung geschwächt und sie wurden Vasallen des Löwen. Nach dessen Sturze aber ernannte sie Friedrich I. zu Herzögen des Reichs. Dessen ungeachtet machten die Dänen Anstalt, sich ihrer Länder zu bemächtigen. In dieser bewegten Zeit starb Otto I. und wurde in dem Cistercienserkloster Lehnin, welches er zum Erbbegräbnisse der Markgrafen aus dem anhaltinischen Hause machte, begraben. Er hinterließ drei Söhne, welche nach ihm die Regierung gemeinschaftlich verwalten sollten, doch nur der älteste derselben,

Otto II. 1184—1205,

war eigentlicher Markgraf; die beiden übrigen, Heinrich I. († 1192) und Albrecht II. († 1220) überließen ihm, dem kriegerischen Bruder, gern die Hauptleitung des Ganzen.

Zunächst handelte es sich darum, den Dänen Pommern zu entziehen, deßhalb erhielt Otto II. dieses Land vom Kaiser als Lehnsherr. So durfte Pommern ohne seine Einwilligung weder verkauft, noch verpfändet, noch zersplittert werden, und beim Aussterben der Herrscher=

familie fiel das ganze Land erb- und eigenthümlich an den Lehnsherrn. Von dieser Zeit an hörten die Streitigkeiten zwischen Pommern und Brandenburg fast 400 Jahre hindurch nicht auf. Die Pommern wollten solche Lehnsherrschaft nicht anerkennen und die Brandenburger konnten dieselbe nicht aufgeben, bis man endlich (1529), nach vielem Blutvergießen, sich dahin vereinigte, daß Pommern reichsfrei bleiben, Brandenburg aber das Anrecht auf die Erbfolge behalten sollte. Für jetzt gelang es auch dem Heldenmuthe des Markgrafen, die Fortschritte der Dänen zu beschränken.

Der Kampf der Welfen und Gibellinen zerfleischte das deutsche Vaterland auf eine unerhörte Weise. Nach Heinrichs VI. Tode (1197) war von den hohenstaufisch Gesinnten des Verstorbenen Bruder, Philipp von Schwaben, zum deutschen Kaiser erwählt; die welfische Gegenpartei erhob aber den Sohn des Löwen, Otto IV. von Braunschweig, auf den Thron. Auch unser Otto nahm an dem Streite Theil, wie es sich von selbst versteht, auf Philipp's Seite; denn noch war im askanischen Geschlecht der Haß gegen die Welfen nicht erstorben.

Höchlichst befremdend erscheint eine That des Markgrafen, welche für die Folge dem Lande unsäglichen Schaden zugefügt hat. Noch in voller Kraft übergab er nämlich, und zwar mit Zustimmung seines Bruders Albrecht, den größten Theil seiner Güter, fast die ganze Altmark, selbst noch Theile der Mittelmark, dem Hoch-

stifte Magdeburg und machte sich so von diesem gefährlichen Nachbar abhängig (1196). Zum Glück fügte er noch die Bedingung hinzu, daß der Erzbischof diese Güter dem markgräflichen Hause als Lehn zurückgeben müsse. Wirklich erfolgte auch die Wiederbelehnung nach einem Jahre und sechs Wochen. Was den sonst freisinnigen Mann zu diesem Schritte bewogen, ist jetzt schwerlich zu bestimmen. Als Lehnsträger der Kirche hielt er sich vielleicht für gesicherter gegen das übermächtige Dänemark. — Hätte er den Nachtheil ermessen können, der aus dieser That hervorging, gewiß wäre sie unterblieben. Dritthalbhundert Jahre dauerte die Lehnsabhängigkeit und gab öfters Veranlassung zu blutigen Fehden. Erst Friedrich II., aus dem Hause Hohenzollern, machte sich mit großen Opfern frei (1449).

Bei Otto's Tode war sein Bruder Heinrich schon gestorben. Ueber denselben ist nichts zu berichten, als daß er, ein Spielzeug in geistlichen Händen, gewiß alle seine Habe den Klöstern geschenkt haben würde, wenn ihn seine verständigern Brüder nicht daran gehindert hätten. Würdiger erscheint

Albrecht II. († 1220).

So lange Philipp von Schwaben lebte, hielt er treu auf dessen Seite; als aber derselbe durch die Hand des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gefallen war (1208), stand er eben so treu auf des Welfen Otto IV. Seite.

Keck widerstand dieser Kaiser den päpstlichen Anmaßungen und er, den früher der Papst erhoben, kam jetzt in den Bann. Die meisten Fürsten Deutschlands verließen darauf den Unglücklichen und ernannten Friedrich VI., den Sohn Heinrichs VI., zum Gegenkaiser. Nur Albrecht blieb auch dem Gebannten treu und unterwarf sich dem Hohenstaufen nicht eher, bis Otto, selbst fühlend, daß er der Uebermacht nicht gewachsen sei, freiwillig entsagte. Solcher Biedersinn verdiente Lohn und fand ihn auch. Der Kaiser Friedrich erkannte den Werth des Mannes, nannte ihn seinen Freund und bestätigte die pommersche Lehn.

Von den drei Brüdern hatte nur Albrecht zwei unmündige Söhne hinterlassen, nämlich

Johann I. († 1266) und Otto III. († 1267).

Sie folgten unter Vormundschaft ihrer wackern Mutter Mathilde, unterstützt durch ihren Vetter, den Grafen von Anhalt, Heinrich I. Während ihrer Minderjährigkeit blieb Ruhe, kaum aber hatten sie die Zügel der Regierung selbst in die Hände genommen, als der Kampf auf allen Seiten losbrach.

Johann und Otto gewährten ein herrliches Bild brüderlicher Eintracht. Sie kannten keinen Neid, keine Eifersucht, theilten Freud' und Leid, Ruhm und Gefahr. Kriegerisch war ihr Sinn, wenn es galt, ihre Rechte zu vertheidigen; doch gar zu gern gaben sie sich auch

der friedlichen Beschäftigung hin, ihr Land groß und glücklich zu machen.

In Deutschland ging es eben bunt über. Der Thron des ehemals mächtigsten Fürsten der Erde war so verachtet, daß ihn kein deutscher Mann besteigen wollte, daß Ausländer, Richard von Kornwallis und Alphons von Kastilien, sich denselben für Geld erkaufen konnten. Im Innern waren Sicherheit und Ordnung geschwunden. Die Fürsten hielten es bald mit diesem, bald mit jenem Oberhaupte, so wie es ihr Vortheil mit sich brachte, bald befehdeten sie sich unter einander und Alles ganz ungestraft; es war die Schreckenszeit des Interregnums. Die Macht der einzelnen Häupter erweiterte sich so, daß sie zu einer eigentlich landesherrlichen Gewalt gelangten und daß die früher dem Reiche unmittelbar Untergebenen jetzt Unterthanen der Fürsten wurden. Man kümmerte sich nicht um das gemeinsame Vaterland; Jeder verfolgte sein eignes Interesse. Der Kaiser war nichts; die Fürsten waren Alles; zu ihnen sahen die Völker auf, denn von ihnen hing ihr Wohl und Weh' zunächst ab. Die Sprache war noch das einzige Band, wodurch das Zerfallende zusammengehalten wurde. Leicht wäre Deutschland die Beute eines schlauen und mächtigen Eroberers geworden; jedoch die Nachbarländer waren zum Glück eben so zerrüttet, wie unser liebes Vaterland.

Auch unsre Markgrafen wurden in die ununterbro-

chenen Fehden mit hineingerissen oder stürzten sich mit jugendlichem Muthe freiwillig hinein. Längst schon war ihnen die magdeburgische Lehnsherrschaft drückend. Eine Gelegenheit zum Kriege war bald gefunden. Otto von Lüneburg, ihr Freund und Schwager, war von dem Erzbischof Albert gekränkt worden. Sie unterstützten denselben bei der Einnahme von Braunschweig (1227) und dieß gab Veranlassung zum Kriege mit jenem übermächtigen Priester, der an dem Bischof Ludolph von Halberstadt einen zuverlässigen Bundesgenossen besaß. Der Ausgang des Kampfes war aber für die Brüder nicht glücklich; bei Plauen verloren sie eine große Schlacht, mußten nach Spandau flüchten und ihr armes Land der unmenschlichen Plünderung und Verheerung preisgeben. Mit Beute und Gefangenen beladen, zog Albert triumphirend nach Magdeburg zurück.

Otto's Gemahlin war eine Tochter des Königs Wenzel von Böhmen. Als Brautschatz brachte sie die Städte und Landschaften Bautzen, Görlitz, Löbau und Lauban an Brandenburg; Ruhland und Kamenz, welche letztern Städte die Mitgabe der Mutter Mathilde, einer Tochter des Markgrafen von Meißen, ausmachten, gehörten schon dazu. Dafür machte der Markgraf Heinrich von Meißen Ansprüche auf die märkischen Städte Köpenick und Mittenwalde, indem er behauptete, es gehörten dieselben zu der Niederlausitz. Gern hätten die Brandenburger Frieden gehalten; daß sie es ehrlich meinten, zeigten

sie dadurch, daß sie die strittigen Städte dem Bischofe von Magdeburg, Willibrand, in Verwahrung gaben. Man wollte sich gütlich verständigen, und welcher Theil daran sein Recht beweisen könnte, dem sollten dieselben sodann übergeben werden. Das Erste, was Willibrand aber that, war, daß er die Städte dem Markgrafen von Meißen übergab, und mit dem alten Halberstädter Feinde verbunden, verheerend in die Mark einfiel.

In Eil gerüstet zog Otto zum neuen Streite; aber Brandenburgs Glücksstern verdunkelte sich abermals. Selbst der tapfere Otto, der mit unerschütterlichem Muthe noch kämpfte, da Alles wich, gerieth in Gefangenschaft und mußte sich durch die, für jene Zeiten, höchst bedeutende Summe von 1600 Mark (zu 14 Rthlr. die Mark) loskaufen. Indessen hatte sein Bruder gegen den meißenschen Feind auch nicht glücklich gekämpft. Otto eilte zur Unterstützung herbei; doch diesen Zeitpunkt hatten nur die geistlichen Räuber abgewartet, um desto ungestrafter in die Mark zu brechen und den Greuel der Verwüstung wo möglich noch weiter zu treiben, als früher.

Alles stand auf dem Spiele; Alles mußte gewagt werden. Otto übernahm den Oberbefehl gegen den Markgrafen von Meißen und es gelang ihm, denselben in einer großen Schlacht bei Mittenwalde gänzlich auf das Haupt zu schlagen (1240). Während der Zeit hatte Johann den Landsturm organisirt, und die Bran-

denburger, durch die Plünderungen und Mißhandlungen auf das Aeußerste gebracht, ergriffen Waffen, wie sie sich darboten. Selbst das friedliche Ackerzeug verwandelte sich in Mordgewehr und nun, da sie sich selbst nicht verlassen hatten, war auch der Sieg mit ihnen. Wie Spreu zerstoben die Banden der Magdeburger und Halberstädter, als es an der Biese zur entscheidenden Schlacht kam. Mit Wunden bedeckt entkam Willibrand; Ludolph aber, der Bischof von Halberstadt, wurde nebst sechzig Rittern gefangen. Dieselbe Summe, welche Otto bezahlt hatte (1600 Mark), mußte der Bischof erlegen und erhielt so seine Freiheit wieder. Willibrand verzichtete auf die märkische Lehnsherrschaft und Heinrich von Meißen auf Köpenick und Mittenwalde.

Ein gewaltiger Kriegsruhm krönte die Markgrafen. Kriegslustige Schaaren, an denen Deutschland damals eben keinen Mangel hatte, strömten von allen Seiten herbei und nun konnte man auch an weitere Vergrößerung des Landes denken. Die Umstände waren günstig. Polen war in die vier Herzogthümer Krakau, Masovien, Großpolen und Schlesien zerfallen. Großpolen und Schlesien trennten sich bald in noch kleinere Theile und die Fürsten dieser Länder lebten mit einander im ewigen Zwiste. Bei dieser Gelegenheit erkauften die Markgrafen Lebus (1252), das von Schlesien für immer losgerissen wurde. Sie theilten das Land mit dem Erzbischofe von Magdeburg und gründeten die Stadt Frankfurt an der

Oder (1253). Auch gegen Pommern waren sie glücklich. Markgraf Johann hatte mit seiner Gemahlin, Sophia, einer Prinzessin von Dänemark, das Land Wolgast zur Mitgift erhalten. Herzog Barnim I. von Stettin nahm dasselbe, als ihm ursprünglich gehörend (es war bloß dänische Eroberung), nach Sophiens Tode in Besitz. Nach harter Fehde behielt er auch dasselbe, verzichtete aber auf die Uckermark und einen Theil des Fürstenthums Kamin. Zugleich erkannte er die Lehnshoheit Brandenburgs. — Auch gegen Mecklenburg dehnte man die Grenzen bis über die Elde hinaus. — In der Uckermark erblüheten bald die Städte Friedland, Neubrandenburg und Lychen, welche Johann anlegte.

Um das Jahr (1257) wendeten die Markgrafen ihre Waffen gegen die Polen. Sie gingen über die Oder, siegten an der Warthe und erbaueten hier Landsberg. Von hier aus brachten sie nach und nach alles Land zwischen der Warthe und Netze an sich, erbaueten hier die Städte Beerwalde, Neudamm, Königsberg und Arnswalde und tauschten von den Templern Soldin und Quartschen ein. Von jetzt ab hießen diese Eroberungen die Neumark und die zwischen dieser und der alten Mark gelegene ehemalige Neumark erhielt den Namen der Mittelmark.

Dem Orden standen die Brüder treulich gegen die Preußen bei; überhaupt, wo es in der Nähe ehrenvollen Kampf gab, da fehlte das Heldenpaar nie.

Aber nicht bloß die Glorie des Heldenruhms umstrahlte diese Brüder, noch mehr zeichneten sie sich aus durch die trefflichste Regierung ihrer Länder. Städte und Dörfer entstanden und wurden mit deutschen Ansiedlern bevölkert. Das wüste Land wurde urbar; die Straßen waren sicher; Handel und Gewerbe blüheten. Schon soll Stendal 300 Tuchmacher gezählt haben. Besonders wurden die Städte durch Privilegien begünstigt. Man gab ihnen Zollfreiheit, Markt= und Jagdgerechtigkeiten, verbesserte die Rechtspflege ꝛc. Schon bildeten sich die Zünfte oder Innungen, wodurch die Handwerksarbeiten mächtig der Vervollkomnung zuschritten. Auch für die Wissenschaften geschah Einiges; wenigstens wurde eine Klosterbibliothek angelegt. Daß solchen Musterfürsten auch die Religion Herzensangelegenheit war, ist wohl sehr natürlich; sie handelten aber hier im Geiste ihrer Zeit, fasteten, beteten, legten Klöster an u. s. w. — —

Das Ansehn der Brüder stand höher, als das aller übrigen Reichsfürsten; deßhalb trug man, nach dem Tode Wilhelms von Holland (1256), die Kaiserwürde unserm Otto an. Er schlug sie aus.

Bis 1258 hatten Johann und Otto gemeinschaftlich regiert; jetzt fühlten sie das herannahende Alter und, um alle Streitigkeiten unter ihrer zahlreichen Nachkommenschaft zu verhüten, theilten sie ihre Länder so, daß einer die Theile machte, der andre wählte. Das gesammte

Land sollte dennoch mit allen spätern Erwerbungen ein Ganzes bleiben und, bei dem Erlöschen der einzelnen Zweige, wieder vereinigt werden. Auch hier, wo doch sonst so leicht Mißhelligkeiten eintreten, geschah die Theilung zur beiderseitigen Zufriedenheit.

Johann hinterließ sechs Söhne: Johann II., Otto IV., Konrad, welche ihm in der Regierung folgten; Erich, nachmals Bischof von Magdeburg, Johann, Bischof von Halberstadt und Heinrich mit dem Zunamen ohne Land. Otto hingegen hinterließ vier Söhne: Johann III., Otto V., Albrecht III. und Otto VI.

So waren zwei Linien entstanden, die Johannische oder Stendalische und die Ottonische oder Salzwedelsche. Trotz der Vertheilung aber stieg auch unter den nachfolgenden Regenten die Macht Brandenburgs immer höher; denn der Geist ihrer Väter war auf die Söhne übergegangen. Wir sehen in ihnen ein schönes Bild brüderlicher Eintracht. Einer stand für Alle und Alle standen für Einen; Keiner erhob sich über den Andern; wiewohl alle wackere Kämpen waren, so waltete doch stets in ihrem Bunde die Liebe vor und so leisteten sie um so Größeres.

Ueber die ottonische Linie ist wenig zu berichten. Die Fürsten derselben hielten treu zum Ganzen und waren bei allen Gesammtunternehmungen betheiligt. Johann III. folgte seinem Vater bald in die stille Gruft

und nun regierte Otto V. zugleich als Vormund seiner jüngern Brüder Albrecht III. und Otto VI. allein. Otto V. schützte, als Vormund des unmündigen Königs von Böhmen, diesen gegen die Macht Rudolphs von Habsburg, erhielt aber dafür, bei Wenzels Mündigkeit, schlechten Dank. Er starb (1298) und seine Brüder folgten ihm bald im Tode nach. So kamen alle Länder der ottonischen Linie an Hermann den Langen, Otto's V. einzigen Sohn (1303). Nach dessen Hinscheiden (1308) folgte sein Sohn Johann V., der Erlauchte, der schon 1317 wahrscheinlich vergiftet wurde und so fielen seine Erbgüter an die johannische Linie zurück, die jedoch zu dieser Zeit ebenfalls dem Erlöschen nahe war.

Aus der johanischen Linie regierten, nach ihres Vaters Tode,

Otto IV. mit dem Pfeile, 1267—1308,

mit seinen Brüdern Johann II. und Konrad I. gemeinschaftlich. Otto IV. war unter ihnen bei weitem der merkwürdigste. Unter ihm hoben sich Ackerbau, Handel und Gewerbe immer mehr; ja die luxuriöse Verfeinerung fand schon Eingang, wenigstens ein sicheres Zeichen der zunehmenden Bildung und des steigenden Wohlstandes. Freund einer vernünftigen Religion, widersetzte er sich den habsüchtigen Anmaßungen der Priesterschaft wie es nur anging. Im Felde der Wissen-

schaften war er wohl bewandert und mit großem Rechte zählt man ihn in die Reihe der Minnesänger. Einige seiner lieblichen Lieder sind bis auf uns gekommen. Eine Probe derselben findet hier wohl mit Recht ihre Stelle:

Im Frühlinge.

Uns kumt aber ein lichter meie,	Uns kommt abermals ein heller Mai,
Der machet manig Herze fruot,	Der macht manches Herze froh.
Er bringet bluomen mancherleie;	Er bringt der Blumen mancherlei;
Wer gesach je süßer bluot?	Wer sah je süßere Blüthe?
Vogelin döne sint manigvalt,	Der Vögelein Töne sind mannichfaltig,
Wol gloubet stet der walt;	Schön belaubet steht der Wald;
Des wird vil trurig herze balt.	Drob wird manch traurig Herze frisch.
Ich will nach ihr hulde ringen	Ich will um ihre Huld wohl ringen
Alle mine lebenden tage;	Alle meine Lebenstage;
Sol mir niht an ir gelingen,	Wird mir nichts bei ihr gelingen,
Seht! so stirbe ich sender Klage;	Seht, so sterb' ich traurig klagend.
Sie en tröste mich zestunt.	Sie tröste mich dann zur Stunde.
Ir durlühtig roter munt	Ihr hellleuchtend rother Mund
Hat mich uf den tot verwunt.	Hat mich auf den Tod verwundt.

Aber wir bewundern in ihm zugleich den Helden. Mit seinen Würdegenossen gemeinschaftlich erweiterte er die brandenburgischen Grenzen. Der Ruhm ihrer Waffenthaten bewog Viele, sich ihnen als Vasallen unterzuordnen, z. B. Konrad von Wernigerode. Selbst der entfernte König von Schweden, Waldemar, suchte in Brandenburg Hülfe und versprach Geld und Land. Kluger Weise achtete man solches Anerbieten nicht; es gab in der Nähe genug zu thun.

Mestwin II., Herzog von Pommerellen (dem Landstriche zwischen der Persante und Weichsel und von der

Ostsee bis zur Netze) hatte, um sich gegen die Macht seines Bruders Wratislaw und des deutschen Ordens in Preußen zu sichern, seine Länder den Markgrafen der johannischen Linie zur Lehn übergeben (1269). Dennoch wurde er von seinem Bruder gefangen und dieser verlangte als Preis für die Freiheit nichts weniger als die Stadt Danzig. Mestwin bat seine Lehnsherren um Hülfe in dieser Noth und versprach ihnen Danzig zum Lohne. Die Markgrafen erfüllten seinen Wunsch und eroberten Danzig, welches Wratislaw besetzt hielt. So, aus aller Noth erlös't, wollte er aber von dem verheißenen Lohne nichts wissen, ja nicht einmal zur Wiedererstattung der Kriegskosten verstand er sich. Da aber die Brandenburger mit Ernst auf ihrer Forderung beharrten, trat er sogar feindlich gegen sie auf, verband sich mit seinem Vetter Boleslav von Polen, eroberte und verbrannte Danzig und alle Deutschen wurden dabei schmählich ermordet. Die Markgrafen sahen sich also gezwungen, gegen den zu ziehn, dessen Sache sie früher vertheidigt hatten und bei dieser Gelegenheit wurde Pommerellen auf das schrecklichste verwüstet. Mestwin kam aber doch nicht früher zur Erkenntniß, als bis er aus unzweideutigen Zeichen abnahm, daß sein polnischer Vetter mit ihm ein falsches Spiel spielte. Da unterwarf er sich, erkannte die Lehnsherrschaft wieder an und trat, für Danzig, die Städte Stolpe und Schlawe an Brandenburg ab.

Von bedeutendem Einflusse ist es, daß die Markgrafen von Brandenburg bei der neuen Kaiserwahl sich kräftig für Rudolph von Habsburg erklärten (1273). Bekanntlich wurde dieser treffliche Regent, der Wiederhersteller Deutschlands, nach dem Interregnum gewählt. Auch Ottokar von Böhmen hatte sich Hoffnung gemacht; aber, trotz seiner Verwandtschaft mit Brandenburg, gaben ihm die Markgrafen ihre vielgeltende Stimme nicht, und so ist die Behauptung durchaus nicht aus der Luft gegriffen, wenn es heißt, Oestreich habe seine Größe ursprünglich dem brandenburgischen Einflusse zu verdanken.

Die Wahl eines Erzbischofs von Magdeburg riß die Markgrafen zu einem verzweifelten Kampfe hin, der besonders für Otto IV. sehr gefährlich zu werden drohete. Gar zu gern versorgten die Fürsten jener Zeit ihre Brüder und Kinder, indem sie ihnen einträgliche Pfründen zu verschaffen suchten. Der Tod des magdeburger Bischofs bot dazu eine Gelegenheit, die so leicht nicht wiederkehrte und Otto setzte Alles daran, daß sein jüngerer Bruder Erich gewählt würde. Wirklich fand er auch im Wahlkapitel einen großen Anhang; doch ein anderer Candidat, ein Graf Busso von Querfurt hatte eben so viele Stimmen für sich, wie Erich. Man wollte keinem Theile wehe thun und wählte deßhalb einen Dritten, den Grafen Günther von Schwalenberg. Otto fand sich durch diesen Ausgang höchlichst

gekränkt und wollte seinen Bruder mit Gewalt dem Hochstifte aufzwingen, deßhalb verband er sich mit den Herzögen von Sachsen und Braunschweig, fiel in das magdeburger Gebiet und stand, ohne besondern Widerstand zu finden, schon wenige Stunden von der Hauptstadt. Da sich Alles so glücklich anließ, wurde er übermüthig, sprach von der Eroberung Magdeburgs, wie von einer gewissen Sache, bestimmte sogar den Tag, wo er sein Pferd in der Domkirche füttern wollte. Die kühne Haltung eines solchen Feindes erschreckte die Bürger, die jeden Widerstand für unmöglich hielten; nur Günther verlor die Besinnung nicht. Die Frevelrede Otto's verbreitete er geflissentlich; das Volk sollte vor diesem Unchristen einen Abscheu bekommen. Nun zog er mit der Fahne des heiligen Moritz, des Schutzpatrons der Stadt, durch die Straßen, ermahnte, ermunterte, tröstete, verwies besonders auf die Hülfe des Heiligen, und wußte eine Menge Wundergeschichten von demselben zu erzählen, daß die Einwohner in höchster Begeisterung die Waffen ergriffen und todesmuthig sich auf den Markgrafen losstürzten. Einem solchen fanatischen Haufen vermochte selbst ein Held wie Otto nicht zu widerstehen. Seine Schaaren flohen in wilder Verwirrung und er selbst gerieth nebst dreihundert Rittern und Knappen in Gefangenschaft. Diese Unglücksschlacht wurde bei dem Städtchen Frose geschlagen, im Jahre des Herrn 1278, den zehnten Januar.

Wie ganz anders war demnach der Ausgang, als ihn sich Otto geträumt hatte! Der Einzug in Magdeburgs stolze Mauern sollte ein Triumphzug für ihn werden, aber gerade das Gegentheil geschah. Ohne Erbarmen wurde der Gotteslästerer mit Ketten beladen in einen engen Käfig von dicken Bohlen gesperrt; das sollte sein Gefängniß sein und bleiben. Was half es, daß seine Brüder das Erzstift verheerten; der Gefangene bekam deßwegen doch keine Erleichterung. Sieben Tausend Mark Silbers sollte er zahlen als Lösegeld, eine Summe, welche nicht zu erschwingen war.

Bei den Verhandlungen hierüber war es Otto vergönnt, Briefe an seine Gemahlin zu befördern. Er bat dieselbe, den Rath des bewährten Johann von Buch einzuholen und sich nach demselben zu richten. Dieser von Buch war schon ein treuer Diener von Otto's Vater gewesen und hatte sich stets als einen Mann bewiesen, der es redlich meinte, der aber seine Worte, wenn sie auch Tadel enthielten, eben nicht auf die Goldwage legte. Dem jungen Markgrafen behagte die rauhe Weise des Alten so wenig, daß er ihn mit Härte aus seinem Dienste entließ. In der Noth gedachte man des Tiefgekränkten, der auch auf der Stelle alles vergangene Böse aus seinem Gedächtniß verwischte und nur die Gefahr seines geliebten Herrn vor Augen sah. Auf seinen Rath raffte die bekümmerte Frau so viel von Geld und Kostbarkeiten zusammen, als sie vermochte,

begab sich nach Magdeburg und bestach heimlich die Domherren, Ritter und Dienstleute des Erzbischofs. Diese riethen nun zur Milde und bewogen den Oberhirten, daß er das Lösegeld auf 4000 Mark Silbers herabsetzte. Man entließ nun den Gefangenen, nahm ihm aber das Versprechen ab, binnen vier Wochen entweder die bedungene Summe zu zahlen, oder in seine Haft zurückzukehren. Wort mußte gehalten werden; das lag in dem ritterlichen Sinne des Markgrafen, und schon wollte man zum Aeußersten schreiten, die silbernen Gefäße aus den Kirchen und Darlehn von den Städten entnehmen, und doch würde dieß nicht zugereicht haben; da trat der edle von Buch abermals vor den Riß. Er führte den Bedrängten nach Angermünde, einer Stadt in der Uckermark, eröffnete in der dasigen Kirche eine stark mit Eisen beschlagene Truhe und vor den Augen des erstaunten Markgrafen lag ein großer Schatz an Gold und Silber. «Euer Vater,» sprach nun der treue Diener, «hat mir dieses Geld einst anvertraut; ich mußte ihm versprechen, es Euch nur dann zu übergeben, wenn die äußerste Noth Euch drückte. Diese Zeit ist gekommen; nehmt den Schatz, er reicht aus!»

Eine große Last war nun dem Markgrafen vom Herzen gewälzt; freudig zog er gen Magdeburg. «Bin ich nun frei?» fragte er den Bischof, als er das Geld gezahlt hatte und wieder zu Rosse saß. «Allerdings,» entgegnete dieser. Da lachte Otto im kecken Uebermuthe

laut auf und rief: «Ihr wißt doch wahrlich keinen Markgrafen zu schätzen. Auf einen Streithengst hättet ihr mich mit aufgerichteter Lanze sollen setzen und mit Gold und Silber bis zur Spitze überdecken lassen, dann wäre ich würdig geschätzt worden.» Damit sprengte er von dannen. —

Was vorauszusehen war, geschah; die Fehde entbrannte um so heftiger. Günther von Schwalenberg merkte wohl, wie unüberlegt er gehandelt, erfuhr auch zugleich, wie er von seinen Domherren hintergangen sei und aus Verdruß über dieß Alles entsagte er seiner Würde freiwillig.

Jetzt war wiederum Hoffnung da, dem Bruder die hohe Stelle zu verschaffen. Sie schlug abermals fehl, denn Graf Bernhard von Wölpe war der Glückliche, welcher durch Stimmenmehrheit gewählt wurde. Ein neuer Krieg gegen Magdeburg begann. Hier war es, wo Otto, bei der Belagerung von Straßfurt, durch einen Pfeil am Kopfe verwundet wurde, dessen Spitze über Jahr und Tag nicht herausgeschafft werden konnte. Daher der Beinamen: Otto mit dem Pfeile.

Mit Bernhards Tode wurde die Ruhe hergestellt; das Domkapitel wählte einstimmig den Erich zum Bischofe und die Wahl war eine glückliche, da Erich, als weiser Regent, das Wohl der Unterthanen auf alle Weise zu begründen verstand. Anfangs zwar erregten die Bürger einen Aufruhr, doch bald wurden sie gewahr,

welchen Schatz sie an ihrem neuen Landesherrn besaßen. Ihre Liebe zu ihm wuchs von Tage zu Tage; das zeigten sie thatsächlich, als sie freiwillig das Lösegeld zusammenbrachten, wodurch der in einer Fehde gefangene Bischof wieder befreit wurde.

Johann II. war schon 1282 ohne Erben gestorben. Otto und Konrad fuhren fort, ihre Lande zu vergrößern und benutzten dazu den unnatürlichen Zwiespalt zwischen dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen von Thüringen und seinen Söhnen Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann. Albrecht nämlich verkaufte, damit seine, ihm verhaßten Söhne nichts erben sollten, seine Länder (1291). So erhandelten auch unsre Markgrafen die sogenannte Mark Landsberg, mit Delitzsch, Lauchstedt, dem Petersberge nebst mehrern Schlössern und Ortschaften, — später die Pfalz Sachsen, Altstädt, Sangerhausen, Kifhausen und viele Schlösser und Dörfer. Vom Markgrafen Diezmann gewannen sie durch Kauf die Niederlausitz und das Land zwischen Elster und Elbe. Die Mark Landsberg überließen sie bald ihrem jüngern Bruder Heinrich ohne Land.

Wie freisinnig übrigens die Brüder dachten, beweis't folgender Umstand: Man hatte zur Bestreitung der Kriegskosten auch die reichen Klöster in Anspruch genommen. Was half da alles Widerstreben und Pochen auf Steuerfreiheit; die Gewalt forderte und nahm, wo man nicht

gutwillig gab. Das hieß freilich, die geistlichen Herren an ihrer empfindlichsten Seite angreifen. Der Bannstrahl wurde geschleudert (1302); die Priester weigerten sich, ferner Gottesdienst zu halten, doch fürchteten sie zugleich den strafenden Ernst des Fürsten, verließen in großer Anzahl das Land und flüchteten unter den Schutz des Erzstiftes Magdeburg. Otto blieb sich gleich; den Bannstrahl achtete er gar nicht, vielmehr zog er die Güter der Ausgetretenen ein und verbot denselben, bei schwerer Ahndung, die Rückkehr in das Land. Auch die Unterthanen blieben ruhig; sie wußten, was sie an ihrem Markgrafen hatten, während die Plackereien ihrer sogenannten Seelsorger ihnen schon längst lästig gewesen waren. Aber aller äußern Religionsgebräuche sollten sie nicht verlustig gehen. Noch gab es geistliche Herren genug, die sich zwingen ließen, ihr kirchliches Amt zu verwalten. Wie schrien nun die Flüchtlinge, die sich nach den Fleischtöpfen Aegypti zurücksehnten, bis der heilige Vater in Rom den Schrei vernahm und sich der Armen annahm. Ein Kardinal wurde in die Marken gesendet und dem Fürsten aufgegeben, nicht bloß die Verjagten zurückzurufen, sondern ihnen auch das abgedrungene Geld wieder zu erstatten. Zu dem Erstern verstand sich Otto, das Letztere verweigerte er, eben so wenig bewilligte er die verlangte Steuerfreiheit. Die Geistlichen kamen nun zwar wieder, doch als sie zahlen sollten, ging das alte Spiel von neuem los: sie verwei-

gerten die Ausübung ihres geistlichen Amtes. Man wollte doch sehen, ob auch der Befehl des Papstes nicht fruchten würde; aber Otto blieb sich consequent; wer nicht seine Pflicht als Geistlicher erfüllte, mußte das Land verlassen. Entrüstet sprach der Kardinal feierlich den Bann über ein Volk, das solchen gottvergessenen Herrscher duldete, doch eilte er selbst recht sehr mit seiner Abreise, da er für seine eigne Sicherheit nicht wenig Sorge tragen mußte. Die Sachen gingen ihren gewöhnlichen Gang fort und am Ende hielt es selbst der Papst für das Klügste, den Bann, an welchen sich kein Mensch kehrte, freiwillig aufzuheben.

Nach Konrads Tode (1304) regierten seine Söhne, Johann IV. und Waldemar, mit ihrem trefflichen Onkel Otto IV. gemeinschaftlich; doch Johann starb bald und Otto folgte ihm kurz darauf und zwar kinderlos (1308). Er gehört in jeder Rücksicht zu den trefflichsten askanischen Fürsten.

Der letzte Fürst aus der ottonischen Linie, Johann der Erlauchte, war beim Tode seines Vaters noch unmündig und es übernahm nun die Regierung über die ganzen Marken

Waldemar. 1308—1319.

Hatten die Marken sich bis jetzt trefflicher Regenten erfreut, so war doch Waldemar ohne Zweifel unter allen der trefflichste. Er brachte unter allen anhaltinischen

Fürsten die Mark auf die höchste Stufe der Macht und des Wohlstandes. Klein vom Körper, wohnte in ihm doch eine große Seele. Wie auch die Stürme auf ihn hereinbraus'ten, er stand unerschütterlich und führte zum Ziele, was er auch unternommen. Mit seinem Heldenmuthe stand im schönsten Vereine seine Klugheit, mit welcher er jeden Umstand zu seinem Vortheile zu benutzen wußte. Auch äußerlich glänzte er gern; kriegerischer Glanz und Glanz in der Hofhaltung umgab ihn. Mit vollen Händen gab er und erwarb sich so eine treue Ritterschaft, zog viele fremde Barone an seinen Hof, deren Hülfe er im Kampfe und im Rathe wohl benutzte. Wehe dem Edlen, der Miene machte, sich der Oberherrschaft zu entziehen!

Der erste Kampf war schon ein höchst gefährlicher. Das Land Pommerellen war eigentlich brandenburgisches Lehn, doch hatten die Markgrafen, trotz des Aussterbens der Herrscherfamilie, ihr Recht darauf nicht geltend gemacht; es war in die Hände des mächtigen Polens gerathen. Als nun der Polenkönig Wladislav Loktiek (der Ellenlange) eben im Gedränge war, indem der Statthalter Swenza mit seinen Brüdern sich empörte und die uneinigen Polen sogar Wenzel von Böhmen zum Könige ausriefen, da glaubte Waldemar, der rechte Zeitpunkt sei eingetreten, Pommerellen wieder zu gewinnen. Siegreich gelangte er bis vor Danzig; doch die deutschen Ritter waren von den Polen zur Hülfe

herbeigerufen, und gegen solche Macht, das sah der Kluge wohl ein, konnte er sich nimmermehr behaupten. Aber auch Polen sollte von dieser Hülfe keinen Gewinn haben; die Ritter machten Miene, das strittige Land für sich zu behalten. Da knüpfte Waldemar schlaue Unterhandlungen an und rettete so, was zu retten war (1309). Er verkaufte für 10,000 Mark Silbers Danzig, Dirschau und Schwetz, erwarb aber Lauenburg, Bütow, Schlawe, Stolpe und Rügenwalde nebst noch einem kleinen Landstriche an der Netze.

Mehrmals erneuerte sich die Fehde gegen Friedrich von Meißen (mit der gebissenen Wange); endlich kam es zur entscheidenden Schlacht bei Großenhain, in welcher Friedrich geschlagen und gefangen wurde (1312). Im Frieden zu Tangermünde verzichtete er auf alles Land am rechten Elbufer und verstand sich zur Zahlung von 32,000 Mark Silbers, für welche Summe er die Mark Meißen, Dresden, Freiberg und Torgau als Pfand einsetzte.

Größe erweckt Neid, und dieß erfuhr auch unser Markgraf im vollsten Maße. Ein Bündniß kam zu Stande ganz ähnlich dem Herrscherbunde gegen Friedrich den Einzigen. Hier wie dort war es auf gänzliche Vernichtung abgesehen; aber auch hier wie dort brachen sich die Wellen des Ungestüms an Felsenmännern, die als leuchtende Punkte durch alle Jahrhunderte strahlen. Der Gang dieser merkwürdigen Begebenheit war folgender.

Die Stadt Stralsund war von Jaromir I., Fürsten von Rügen, zu einer Grenzfestung gegen Pommern (1209) angelegt worden. Begünstigt durch ihre Lage wurde sie ein Hauptplatz für Handel und Industrie und gehörte zu den reichsten hanseatischen Städten. In mancher Verlegenheit hatte sie die rügischen Fürsten unterstützt und diese gewährten ihr ein Privilegium nach dem andern, bis es am Ende so weit kam, daß Stralsund für einen völlig freien Staat gelten konnte. Der eben regierende Fürst von Rügen, Witzlaw, war aber nicht gesonnen, seine Rechte so gutwillig fahren zu lassen; er entzog den Bürgern jener Stadt nicht nur einen Theil der von ihren Vorfahren verliehenen Freiheiten, sondern er legte sogar einen, den freien Verkehr drückenden Zoll an. Die Bürger beriefen sich auf ihr altes, wohlverbrieftes Recht und verweigerten den Gehorsam; doch Witzlaw brauchte Gewalt. Nun brach die lange verhaltene Wuth los; die Stralsunder fielen bewaffnet und verheerend in das rügische Gebiet. Als aber ihr Gegner mit Heeresmacht heranzog, vor die Stadt rückte, diese nirgends Hülfe erhielt (die Hansa versagte allen Beistand), da wuchs die Angst und die Bürger wendeten sich in ihrer Noth an unsern Waldemar und an den Herzog von Pommern, Wratislaw V. Beide erschienen und drängten den Witzlaw so, daß derselbe um Frieden bat und Stralsund alle gefährdeten Rechte aufs neue bestätigte (1314).

Der Frieden dauerte nicht lange; Witzlaw wollte nur Zeit gewinnen, sich zu rüsten und durch Bündnisse zu verstärken. Mit scheelen Augen hatten die Fürsten schon lange die wachsende Macht Brandenburgs beobachtet und so hielt es nicht schwer, dieselben gegen Waldemar zu gewinnen. Stralsund wurde aufs neue bedrängt, die eben bestätigten Rechte sollten nochmals entzogen werden; als sich nun Waldemar der Stadt wiederum annahm, erhub sich ein Geschrei, daß er die Unterthanen in ihren Empörungen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher unterstütze und es vereinten sich viele Fürsten zu des gehaßten und gefürchteten Mannes Untergange.

An der Spitze des großen Bundes stand Erich IV. von Dänemark, der Lehnsherr von Rügen. Mit ihm vereint waren: Norwegen, Schweden, Polen, Ungarn, Rußland, Mecklenburg, Sachsen, Magdeburg, Lauenburg, Braunschweig, Meißen und noch eine Menge andrer Fürsten und Grafen, zu denen sich noch viele mißvergnügte Edle aus den Marken gesellten, denen Waldemar mit Ernst ihr Räuberhandwerk gelegt hatte. Auf nichts weniger war es abgesehen, als auf den gänzlichen Untergang des Markgrafen, auf dessen Seite nur der einzige, nicht sehr mächtige Herzog Wratislaw von Pommern kämpfte.

Waldemar war gerüstet; mußte er doch seinen Feinden zuvorkommen, wenn er nur einigermaßen auf Erfolg rechnen wollte. Mecklenburg fühlte die Schwere

seines Arms zuerst; schwere Brandschatzungen wurden ungestraft erhoben; doch jetzt hatte sich ein überlegenes Heer der Verbündeten gesammelt und der Markgraf hielt es für rathsam, nach einer unentschiedenen Schlacht sich zurückzuziehen. Stralsund wurde indessen von einer großen Macht hart bedrängt; dieser Stadt mußte geholfen werden. Der Plan, einen Theil der Truppen hineinzuwerfen, gelang herrlich und nun wuchs auch den Bürgern der Muth so, daß sie einen Ausfall machten, den Feind zurückschlugen und den König Erich von Dänemark nebst vielen seiner Edlen zu Gefangenen bekamen. Erich zahlte 16,000 Mark Silbers Lösegeld, eine schöne Summe, um den Kampf mit Nachdruck fortzusetzen.

Waldemar vernahm diese Kunde mit Freuden und schon war er im vollen Marsche begriffen, den wackern Bürgern in eigner Person beizustehen. Das mußte auf jeden Fall verhindert werden; an diesem Punkte war ein solcher Feind zu gefährlich. Mit Ungestüm brachen deßhalb die Mecklenburger und Holsteiner in die Marken und hauſ'ten auf eine entsetzliche Weise. Als er aber den Nothruf seiner hart gepeinigten Unterthanen vernahm, da ging der edle Fürst nicht lange erst mit Fleisch und Blut zu Rathe; er that, was er nicht lassen konnte, brach nur mit 500 Reitern auf, wartete nicht auf das nachkommende Fußvolk und stürmte mit seiner Heldenschaar auf den Feind los, der sich bei Gransee mit

Uebermacht aufgestellt hatte. Was an der Zahl fehlte, ersetzte zwar der Muth; doch gegen das Unmögliche kann keines Menschen Macht. Fürchterlich war das Morden auf beiden Seiten; denn auch die Feinde fochten mit Entschlossenheit. Wo das Gedränge am dicksten, wo die Gefahr am größten, da weckte Waldemars Helmbusch, da schwirrte sein Schwert und häufte Leichen auf Leichen. Doch ach! er hatte sich zu weit in das Getümmel gewagt. Von einer Partisane durchstoßen, stürzte sein edles Roß; schnell faßten zwei Mecklenburger zu und der Tapfere schien veloren. Graf Burchard von Mansfeld wurde glücklicher Weise den Unfall gewahr. Was galt ihm das Leben, wenn es darauf ankam, einen solchen Helden zu retten? Gewaltig drang er bis zu demselben vor, befreiete auch wirklich den Markgrafen, gerieth aber, bei seinem edlen Unternehmen, leider selbst in Gefangenschaft. Der Befreiete hatte schnell wieder ein Pferd bestiegen, der Kampf, der schon anfing zu ermatten, erneuerte sich auf allen Punkten und erst, als gänzliche Ermattung eintrat, begann der Rückzug. Der Sieg war nicht errungen, das war fast unmöglich; aber der übermächtige Feind war geschwächt, seine tapfersten Männer waren in den Sand gestreckt, an Verfolgung wurde nicht mehr gedacht und die Mark wurde ihrer Dränger los. Aber auch die Tapfersten auf Waldemars Seite bedeckten mit ihren Leichen das Schlachtfeld und nun mußte er von der

Zukunft Alles befürchten, da er jetzt den gewaltigen Massen, die ihm drohend gegenüber standen, gar nicht mehr gewachsen war; doch, wenn die Noth am größten, dann ist die Hülfe Gottes am nächsten. Die Feinde wurden unter sich uneinig. Erich IV. von Dänemark, der gefährlichste der Gegner, entsagte plötzlich dem Bunde, da er für seine Krone bangte, nach welcher sein Bruder Christoph strebte. Die übrigen Bundesgenossen hatten auch nicht ihre Rechnung gefunden; sie wurden auf einander neidisch, eifersüchtig und mißtrauisch; keiner unterstützte gehörig den andern. Der Krieg hatte vieles Geld gekostet, die Länder waren verwüstet, die Soldtruppen wurden schwierig, da man den Sold nicht mehr pünktlich zahlte, während Waldemars unerschöpflicher Geist sich immer neue Hülfsquellen zu eröffnen verstand, und so geschah es, daß Jeder den Frieden herbeiwünschte, der auch wirklich zu Templin geschlossen wurde (1616). Es sollte Alles bleiben, wie es vor Beginn der Feindseligkeiten gewesen war; selbst Stralsund behielt seine Rechte. Auch gegen Magdeburg und Meißen hörten die Feindseligkeiten auf; Brandenburg entsagte allen Eroberungen; nur die Lausitz wurde nicht wieder zurückgegeben.

Es wäre ein Leichtes gewesen, im Templiner Frieden größern Vortheil zu erhalten, doch Waldemar verzichtete darauf; ihm war es von jetzt ab nur darum zu thun, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen,

und das ist ihm im vollsten Maße gelungen. Unglaublich schnell blühete Ackerbau, Handel und Gewerbe wieder empor; fast gab es keinen Platz mehr, der noch auf Anbau hoffen durfte. Sicherheit herrschte in dem Lande, dessen Edle bis dahin ein wahres Räuberleben geführt hatten. Waldemar bändigte sie, indem er die Macht der Städte erhob, die Bürger durch Privilegien für sich gewann und dieselben gegen den raubsüchtigen Adel, der ihnen schon längst beschwerlich und verhaßt war, als tüchtige Kämpfer gebrauchte.

Leider blieb dieser treffliche Fürst ohne Erben; deßhalb berief er den einzigen Sprossen des anhaltinischen Hauses zu sich, nämlich Heinrich III., den Sohn Heinrichs ohne Land, und gab sich alle Mühe, ihn zum tüchtigen Regenten zu erziehen; aber schon 1319 endigte der Edle sein Leben und der junge Heinrich folgte ihm im Jahre darauf (1320). Mit ihm ist die Reihe der askanischen Fürsten in Brandenburg beschlossen. Viele Jahre hindurch hatten dieselben regiert und großen Segen über das Land verbreitet. Mit ihrem Tode war der gute Geist längere Zeit aus den Marken entwichen und es schien, als ob Alles, was die Wackern gestiftet und geordnet, schmählich wieder zu Grunde gehen sollte.

Fünftes Kapitel.

Innere Zustände.

Wir haben es versucht, im Vorigen darzustellen, wie sich im Laufe der Zeiten die äußern Verhältnisse der Länder zwischen der Elbe und dem Niemen gestaltet hatten. Zwei große Mächte waren, unter schweren Geburtswehen, hier entstanden: im Osten die Herrschaft der Ordensritter, die vom Peipussee sich bis über Pommerellen erstreckte, und im Westen die Mark Brandenburg, die sich beim Schluß dieser Periode noch weiter ausdehnte, als in unsern Tagen. Zu ihr gehörte die Altmark, Priegnitz, Uckermark, Mittelmark und Neumark in noch größerer Ausdehnung, als jetzt, da auch Stücke von Magdeburg, Braunschweig, Anhalt, Mecklenburg und Pommern damit verbunden waren; ingleichen die Lausitz, das Herzogthum Sagan und Crossen, das Fürstenthum Werden in Hinterpommern, die Lehnsherrschaft über Vorpommern, die Schirmvogtei Quedlinburg, die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen. Das ehemals so mächtige Polen hingegen war durch Theilung und innere Kriege gänzlich geschwächt.

Bei solchen Umwälzungen der äußern Verhältnisse läßt es sich leicht erachten, daß die innern um kein Haar geringer gewesen seien. Die endlosen Wälder und

Wüsteneien waren verschwunden; der Segen des Ackerbaues erblühte überall. Wo früher in öder Wildniß Bären und Wölfe gehaus't, da freueten sich gesittete und betriebsame Bewohner ihres Lebens; wo früher halbnackte Wilde in undurchdringlichen Hainen widerliche Götzenbilder unter Furcht und Zittern angebetet, da erhoben Tempel ihre strahlenden Kuppeln gen Himmel und in ihnen beugte eine zahllose Christenschaar die Knie vor dem Bilde des Gekreuzigten, dem Abglanze des einen und wahren Gottes. Noch war die Gährung nicht ganz vorüber; noch kämpfte hin und wieder das slavische und deutsche Element; doch war letzteres fast überall das herrschende und mit Sicherheit ließ sich annehmen, das ihm Feindliche müsse über kurz oder lang gänzlich untergehen. In Preußen und Brandenburg erinnert fast nichts mehr an die slavische Zeit; in einem Theile Schlesiens und Pommerns mischen sich noch die Elemente, nur Polen hält am Nationalen fest, obgleich es dem Heidenthum entsagt hat.

Noch war die Macht und das Ansehn der Fürsten gering. Der deutsche Adel, dem sich auch bald der slavische zugesellte, hielt auf seine Vorrechte, eben so die freien Einwanderer und die Städte. Dazu kam noch der Einfluß der Geistlichkeit, welcher bei zunehmendem Reichthum der Stifter und Klöster immer höher stieg. Um die Vasallen zu gewinnen oder sich treu zu erhalten, sahen die Fürsten sich genöthigt, ihnen Güter und man-

cherlei Gerechtsame zu ertheilen, wodurch aber natürlich ihre eigne Macht sich sehr verringerte.

Eigentliche Abgaben, was wir darunter verstehen, kannte man damals nicht. Die Fürsten bezogen ihre Einkünfte zunächst aus ihren Erbgütern oder aus gewissen Vorrechten im Bezug auf Bergwerke, Jagd, Fischerei, Salzquellen, Judenschutz, Gerichtsbarkeit und Lehn. Im Laufe der Zeiten ging von diesen Vorrechten Vieles verloren; es fiel an die Geistlichkeit, die Ritterorden, den Adel und die Städte, die man sich zu Freunden erhalten mußte. Reichten nun, was sehr häufig der Fall war, die Einkünfte zur Bestreitung des Hofstaates, zur Führung eines Krieges u. s. w. nicht aus, so wurde das Land um eine Bede oder Beisteuer angegangen, welche sodann von den Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit und der Städte bewilligt oder abgeschlagen wurde. Der Fürst besaß für sich kein Recht, eine Steuer aufzulegen; das mußte von den Abgeordneten geschehen. Es gab Landbeden, Orbeden und Lehnbeden, je nachdem die Steuer von den Dörfern, Städten oder Lehnsgütern erhoben wurde. Mit der Zeit kehrten die Beden immer häufiger wieder und die Vasallen und Städte der Mark verstanden sich schon 1280 dazu, eine stehende jährliche Abgabe zu entrichten. Die Ritterschaft erhielt, zum Lohn für ihre Lehnsdienste, eine Anzahl von Ritterhufen frei von Beden; bei den Städten blieb die Orbede, doch verpflichteten sie sich noch

zu einer besondern Steuer. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. wenn ein Fürst aus der Gefangenschaft gelös't wurde rc., erhob man auch wohl noch eine außerordentliche Steuer. Kam nun der Herrscher in besondere Bedrängniß oder machte er zu großen Aufwand in seinem Hofstaate, da geschah es wohl, daß die Beden und Zölle jahrelang voraus verkauft oder verpfändet wurden, und für die Fürsten war oft nicht abzusehen, woher sie Geld schaffen sollten; das ist der Grund ihrer ewigen Noth und Verlegenheit. Natürlich wurde der Adel dabei immer reicher und unabhängiger. Gefiel ihm eine Einrichtung nicht, so versagte er die Bede, leistete im Kriege keine Lehnsdienste, und der Fürst mußte nachgeben. —

Ein besonderes Vorrecht der Fürsten war die Münze, doch wurde dasselbe schlecht benutzt.

In der Mark finden wir die ersten Münzen unter Albrecht dem Bären, der Brakteaten, auch Blech- oder Hohlmünzen genannt, prägen ließ. Es bestanden dieselben aus dünnen Silberblättchen, von denen 16 ein Loth wogen. Ein erhabener Stempel wurde bloß auf einer Seite eingeschlagen, woher es kam, daß die Geldstücke auf einer Seite ein erhabenes, auf der andern ein vertieftes Wappen rc. darstellten. Von ihrem hellen Klange hießen sie vielleicht Schillinge. Da sie zerbrechlich waren, so schlug man vom zwölften Jahrhundert ab dickere Geldsorten und nannte sie Denare oder

Pfennige. Ein Schilling betrug 12 Pfennige; 20 bis 25 Schillinge rechnete man auf eine Mark Silbers. Letztere galt, nach jetzigem Werthe, 14 Rthlr.; demnach betrug ein Schilling nach unserm Gelde, 16 g. Groschen 9 Pfennige. Der Pfennig war freilich unserm Batzen (1 gGr. 5 Pf.) gleich. — Eine andre Art des Geldes waren die Finkenaugen oder Ockelpfennige, deren 36 einen Schilling ausmachten.

Die Münzen waren von feinem Silber; also mußte der Landesherr natürlich bei dem Prägen im Nachtheil stehen, und gern bewilligte er den Städten das Münzrecht, entweder auf wenige Jahre, oder für ewige Zeiten. Da änderte sich die Sache; die schlauen Bürger fanden es vortheilhafter, dem edlen Metalle Kupfer zuzusetzen, was dem Betruge abermals Thor und Thür öffnete, zugleich Veranlassung zu vielen Klagen und Gesetzen gab.

Je mehr sich der Adel gegen den Landesherrn erhob, um so beklagenswerther war das Schicksal des Bauern; er wurde leibeigen, ganz der Willkür eines strengen Gebieters anheim gegeben. Erst als die Fürsten mehr Macht gewannen, was besonders durch die Gründung der Städte geschah, gestaltete sich auch das Loos der Leibeignen erträglicher. Besonders wo das slavische Element vorherrschte, blieb der Bauer, und ist es noch bis auf unsre Tage geblieben, der Paria des Nordens. Die Deutschen in Städten und Dörfern waren freie

Männer, die nur von ihres Gleichen gerichtet werden durften. Sie waren in die entvölkerten Länder gerufen, wo Sprache, Sitte und Recht ein ganz anderes war, als in ihrer Heimath; wollte man sich ihrer als nützlicher Unterthanen erfreuen, so mußte man ihnen Freiheiten zugestehen und zwar mehr, als sie in ihrem alten Vaterlande besaßen. Wo der Bauer zu seinem Grundherrn im Verhältniß zur Leibeigenschaft stand, das hieß schlechtweg polnisches oder pommersches Recht; wo dieß nicht der Fall war, da waltete fränkisches, flämisches, holländisches und deutsches Recht. Die Deutschen hatten bloß von ihren Hufen einen gewissen Zins zu entrichten, anfangs in Körnern, später in Gelde. So waren durch das ganze Land Dörfer freier Bauern zerstreut, die sich vor den slavischen vortheilhaft auszeichneten und ihrem Grundherrn mehr einbrachten, als die mit Leibeignen besetzten Ortschaften; daher kam es, daß viele Edelleute auch in den slavischen Dörfern deutsches Recht einführten und sich dabei wohl standen. Das ganze Land gewann so nach und nach eine bessere Gestalt, selbst die wendischen Namen verschwanden.

Nichts war aber natürlicher, als daß durch die Bevorrechtung, welche die Deutschen genossen, der Haß in den Herzen der Slaven immer neue Nahrung bekam, und wo nun gar ihre Fürsten deutsche Sitte annahmen, da wendete sich die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen gänzlich von ihnen. Der Väter Brauch

blieb ihnen um so heiliger, da derselbe sie streng von ihren Widersachern schied.

Das Lehnswesen wurde aber den Fürsten immer beschwerlicher, und so suchten und fanden sie in der Begünstigung der Städte ein hinreichendes Gegengewicht gegen die Anmaßungen des Adels. Der Landesherr ließ entweder selbst Städte anlegen, oder er gab wenigstens die Erlaubniß dazu. Hier herrschte nun allemal das deutsche und flämische Recht; der freie Bürger wählte sich seine Obrigkeiten selbst und durfte nur von seines Gleichen gerichtet werden. Der Erbvoigt, welchen der Landesherr setzte, hatte für diesen die Abgaben und Zinsen einzunehmen und dafür waren ihm wiederum gewisse Einkünfte angewiesen; in die innern Einrichtungen hatte er sich nicht zu mischen. Wurden die Zölle beschwerlich, hinderten sie wohl gar den Aufschwung des Handels und der Gewerbe, so benutzten die Städte wohl eine der vielen sich darbietenden Verlegenheiten des Fürsten, sich von solchen Beeinträchtigungen gänzlich zu befreien und immer neue Privilegien zu erwerben. Wie oft war die mit Mauern und Gräben umschlossene und von einer wehrhaften Bürgerschaft vertheidigte Stadt der letzte Zufluchtsort des Landesherrn, und dieser besaß hin und wieder nicht einmal das Recht, ohne Erlaubniß innerhalb der Mauern zu verweilen. Noch im Jahr 1440 wendete Berlin dieses sogenannte Oeffnungsrecht gegen den Kurfürsten Friedrich II. an, vor dem die

Thore verschlossen blieben und der sich erst mit Gewalt Eingang verschaffte.

So wie sich die übrigen Verhältnisse änderten, änderten sich auch die Rechtsbestimmungen. Gleichheit hatte hierin nie zuvor geherrscht. Unterm Vorsitz der Vögte wurde in den Städten von rechtlichen, unbescholtenen Männern Gericht gehalten. Feste Bestimmungen gab es hierüber noch nicht; fast jede Stadt besaß ihr eignes Recht. Gefiel dieß, so verpflanzte man es auch nach andern Städten; verstand man hier das eine und das andere Gesetz nicht, so erholte man sich Rathes bei der Stadt, woher man das Recht bekommen. So wurden einzelne Städte sogenannte Oberhöfe, an welche andere in streitigen Fällen appellirten. Besonders berühmt als Oberhof war Magdeburg, dessen Recht in den meisten neudeutschen Niederlassungen Eingang fand. Die Gerichtssitzungen waren öffentlich unter freiem Himmel oder unter den Säulenhallen der Märkte. Ueberhaupt bestand in dieser Zeit eine größere Theilnahme am öffentlichen Leben, als jetzt. Jeder Angeklagte wurde von Ebenbürtigen gerichtet, der Edelmann von Edelleuten, der Bürger von Bürgern und der freie Bauer von den freien Bauern.

Aller Einfluß, welchen die Fürsten anfangs bei der Rechtspflege besessen, verschwand immer mehr, da dieselben so oft genöthigt waren, in den Städten Hülfe zu suchen gegen die Uebermacht des Adels oder in

Geldverlegenheiten. So gewannen viele Bürgerschaften die Voigtei und Obergerichtsbarkeit und vereinigten dieselben mit ihrem Stadtrathe, an dessen Spitze ein Bürgermeister stand. Nur dem Namen nach waren die Fürsten Herren, in Wirklichkeit waren die größern Städte Freistaaten, die, auf ihre Macht bauend, den Raubritter züchtigten oder auch wohl die Waffen gegen ihren Landesherrn kehrten, wenn es sich derselbe ja einfallen ließ, sie in ihren Rechten zu kränken. Ein sprechendes Beispiel haben wir oben bei Stralsund gesehen.

Mit der Freiheit wuchs die Geschäftsregsamkeit und mit dieser der Reichthum (1280), leider auch der Luxus. Wir finden, daß 1280 in Breslau ein Verbot ergehen mußte, bei einer Bürgerhochzeit mehr als dreißig Schüsseln aufzutragen. Eben so war in derselben Stadt verordnet, daß nur massive Häuser aufgeführt werden durften. Die in jener Zeit erbaueten gewaltigen Domkirchen sind noch jetzt gültige Zeichen für den damaligen Wohlstand. Gewöhnliche Handwerker kleideten sich in Sammet, Seide und theures Pelzwerk; die Kaufleute und Magistratspersonen starrten von Gold und Silber und die Frauen schmückten sich mit dem köstlichsten Geschmeide.

Kunst und Gewerbe gediehen aber besonders durch den blühenden Handel. Dieser vertrieb alle Erzeugnisse, welche die Kunst hervorgebracht und die Menschenhand dem Erdboden und dem Wasser abgerungen hatte. Das Thierreich lieferte Pelzwerk, Häute, Speck, Schinken,

Heringe in solcher Menge, daß die Chronisten berichten, man habe an der Ostsee einen ganzen Wagen voll für zwei Pfennige verkauft. Die Seen, Flüsse und Teiche boten überhaupt Fische im Ueberfluß dar. Wolle, Hanf und Flachs wurde schon seit alter Zeit verarbeitet; Getreide, Hopfen, Bauholz waren gesuchte Waaren. Der Bergbau hatte besonders in Schlesien seinen Sitz aufgeschlagen; Bernstein galt noch immer für etwas Köstliches rc. Als nun der Bund der Hansa immer einflußreicher wurde, da traten auch viele Städte der Marken, Pommerns und Preußens zu demselben und nun erst bekam der Handel den gewaltigsten Aufschwung. Wehete doch das Panier der deutschen Kaufherren von Bergen und Nowgorod bis nach London und Lissabon. Fand man es doch schon für nöthig, ein eignes Handelsrecht zu gründen, das zu Wisby, auf der Insel Gothland, seinen Ursprung fand und welches die Grundlage aller neuern Handelsrechte ausmacht*). Lübeck war der Mittelpunkt, doch Riga, Danzig, Stettin und Hamburg waren ebenfalls wichtige Handelsplätze, wohin das Binnenland seine Waaren sendete und woher es fremde Handelsartikel bezog. Hier, im Norden Deutschlands, hatte sich der Welthandel eine Stätte gesucht

*) Dat Water-Recht, dat de Kooplüde un de Schippers gemaket hebben to Wisby. Wisby soll damals 12,000 Kaufleute in seinen Mauern gezählt haben.

und gefunden. Karawanen zogen, einigen Nachrichten zufolge, von dem nördlichen Indien bis nach dem kaspischen Meere. Hier lud man die Erzeugnisse jenes Wunderlandes auf Schiffe und führte sie die Wolga hinauf nach dem Ladogasee in das baltische Meer, wo die genannten Hafenstädte sich zu einem hohen Range erhoben. Daß man eben diesen Weg einschlug, rührte daher, weil die erobernden Araber im siebenten Jahrhundert den alten Handelsweg über Alexandrien gänzlich gesperrt hatten.

Wenden wir uns jetzt zu der Kirche und ihrem Einflusse auf die innern Zustände. Als in Deutschland alle Bande der Zucht und Ordnung sich gelös't, der Adel sich jeglichen Frevels erfrechte und die Macht der Fürsten in Nichts zusammengeschrumpft war, da wirkte allerdings die geistliche Herrschaft wohlthätig, eben so wohlthätig, wie später die Städte. Der Geistliche durfte ein geltendes Wort sprechen, das manchen Ruhestörer in die gebührenden Schranken zurückwies. Auch für den Anbau des Landes geschah Vieles durch Errichtung der Klöster und Stifter. Neben ihnen entstanden, oft in Wüsteneien, Dörfer und Städte und die Wildniß verwandelte sich in kurzer Zeit in fruchtbare, wohlbevölkerte Auen. Als aber mit dem Reichthum Ueppigkeit und Verschwendung, Wohlleben und Liederlichkeit in den Klöstern einzog, als Mönche und Nonnen durch ein skandalöses Leben sich verächtlich machten, als sie sich

eifriger erpicht darauf zeigten, ihre Zehnten einzutreiben, als für die anvertrauete Heerde zu sorgen; da wurde das ganze geistliche Wesen ein Fluch für das Land. Die Kirche verlangte, wo möglich, allen Grundbesitz, und doch wollte sie nichts von den nothwendigen Lasten tragen, ohne welche weder ein Gemeinwesen, noch ein ganzer Staat bestehen kann. Hatte sie früher Wohlstand und Sittlichkeit befördert, so wurde sie jetzt die nächste Veranlassung dazu, daß Armuth und Ausschweifungen aller Art mit Macht um sich griffen. Nur wo kräftige Fürsten, wie in der Mark oder der Orden in Preußen, den Anmaßungen kühn entgegentraten, da blieb auch der Schaden, den sie anrichtete, geringer. Auch die Städte erkannten es sehr bald, wie nachtheilig es ihnen werden müsse, wenn die geistliche Macht so hoch stehe; deßhalb gaben viele Magistrate ein strenges Gesetz, wonach verboten wurde, den Geistlichen, ohne Genehmigung der weltlichen Obrigkeit, Grundstücke zu vermachen. Geschah dieß dennoch, so hatte der Sohn das Recht, das ihm entzogene Gut zurückzunehmen.

Das einzige Verdienst, welches man den Klöstern sogern zusprechen möchte, ist das um die Wissenschaften; allein auch dieses Verdienst ist nur sehr gering. Lesen, Schreiben und schlechtes Latein, das war der Inbegriff der damaligen Gelehrsamkeit und dieß konnten die Mönche allerdings; aber sie wendeten ihre Künste bloß an zur Unterdrückung oder zur Verdummung des

Volks. Anstatt die Bibel oder die alten Klassiker durch Abschriften zu vervielfältigen, zeichneten sie elende Legenden auf, ja, wenn das Pergament mangelte, so bedachten sie sich nie, die vorhandenen, weit wichtigern Schriften auszulöschen und mit ihrem elenden Geschmiere zu besudeln. Nur mit wenigen Hochstiftern waren Schulen verbunden, in denen der Unterricht erbärmlich genug sein mochte; die meisten Klöster blieben Mast- und Futterställe.

In den Städten gedieh das Schulwesen schon besser; die Bürger fühlten mehr das Bedürfniß danach. Leider kam es aber auch hier wieder in die Hände der Gelehrten, d. h. der Geistlichen, und nur selten erhob es sich auf einen höhern Standpunkt.

Das Volk blieb ungebildet und roh; selbst der kunstfertige Bürger lernte nichts weiter, als was er zu seinem Handwerke bedurfte. Hatte er etwas zu schreiben oder zu lesen, so wendete er sich an den, ihm deßhalb unentbehrlichen Geistlichen. Wie es nun mit dem Bauer ausgesehen, das läßt sich leicht denken; er, besonders der Leibeigne, stand nicht viel höher, als das Vieh, wurde auch nicht höher geachtet. Einige lateinische, den Vetern unverständliche Gebete aufsagen, ein Kreuz machen 2c., das war die ganze Religion, welche die meisten bloß in den Aeußerlichkeiten kannten. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen aus dieser Zeit so wenig Schriftliches auf uns gekommen ist. Rühmliche Ausnahme machen

die schon oben gerühmten, lieblichen Gesänge des kecken Markgrafen Otto IV. mit dem Pfeile. Zu ihnen gesellen sich noch die Minnelieder Herzogs Heinrich von Breslau.

Wir schließen den Abschnitt, indem wir noch einige Worte über die Zustände in Preußen dem Vorigen hinzufügen:

In Preußen erhob sich unter dem Schutze des deutschen Ritterordens ein glückliches Geschlecht. Die Spuren des Vertilgungskampfes waren meist verwischt und überall blühete und grünte neues Leben; denn noch waltete der christlich-romantische Geist in den Rittern, dem sie ihr Entstehen und ihr Wachsthum zu verdanken hatten. In dem Lande Preußen war jetzt die ganze Macht des Ordens vereinigt und selbst der Hochmeister hatte seinen Sitz von Venedig nach Marburg und von da nach Preußen verlegt. Schon 1276 war die Marienburg erbaut und rings um dieselbe die gleichnamige Stadt entstanden; Alles noch klein und geringfügig; als aber der Hochmeister Sigfried von Feuchtwangen hier einzog (1309), erhob sich das Prachtgebäude, das noch bis auf den heutigen Tag die Bewunderung aller Schauenden erregt. Nun erst war Einheit in das Ganze gekommen, nun erst konnte der Orden seine Kraft entfalten.

Das ganze eroberte Land war Ordensgut und wurde unter mancherlei gesetzlichen Bestimmungen sowohl den

alten Bewohnern, als den neuen Ansiedlern als Lehn zuertheilt. Die edlen eingebornen Preußen behielten ihren angestammten Grundbesitz frei von allen Abgaben, und waren nur zu Kriegsdiensten verpflichtet; ja verdienten Männern wurde sogar ihr Besitzthum noch erweitert. In dasselbe Verhältniß traten auch die eingewanderten Edlen. Selbst die gemeinen, freien Preußen behielten ihre Güter unbelastet, mußten aber ebenfalls dem Heerbann folgen. Deutsche Einwanderer zahlten ein Geringes an die Kirche und an den Orden, standen unter deutschem Rechte, d. h. unter ihrem selbstgewählten Schulzen, und dienten im Kriege. Die größte Masse der Preußen blieb oder wurde leibeigen und stand theils unmittelbar unter dem Orden, theils unter ihrem Gutsherren. In den Städten herrschte durchweg das deutsche Element; die Bürger standen zu dem Orden in demselben Verhältniß, wie in Deutschland zu den Fürsten.

Bevor der Hochmeister nach Preußen zog, stand an der Spitze der ritterlichen Mönche der Landmeister. Dieser hatte die vollziehende Gewalt, war aber dem Kapitel und dem Hochmeister verantwortlich. Unter ihm wirkten die übrigen Beamteten. Das Land war in Kreise getheilt; einem jeden derselben stand ein Komthur vor, der in einer Ordensburg wohnte und zunächst eine Anzahl von 12 bis 24 Rittern befehligte, welche wiederum auf Burgen haus'ten und so das Land beherrschten.

Welcher Segen aus dieser Einrichtung hervorging,

so lange die Ritter den wahrhaft adligen Sinn bewahrten, wird sich in dem Folgenden herausstellen; leider werden wir aber auch vernehmen, wie mit dem Verderben des Ordens auch das Verderben des ganzen Landes hereinbrach.

Sechstes Kapitel.

Nachträge.

I. Die Völkerwanderung in ihrem Ursprunge.

Um die vorhergehende Geschichte ganz zu verstehen, wird es nöthig sein, einige Ereignisse, im nähern Bezug zu derselben, besonders zu betrachten. Es ist schon oben angedeutet, wie ein mächtiger Andrang aus dem fernen Osten die deutschen Völker nöthigte, ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen und in das Gebiet des großen Römerreichs einzufallen, um sich daselbst neue Niederlassungen zu gründen. Diese in ihrer Art einzige Bewegung der Völker ist bekannt genug unter dem Namen der **Völkerwanderung** und ihr Ursprung verdient hier um so mehr eine genauere Beachtung, da sie sich als die Grundursache herausstellt, weshalb auch die Semnonen und Longobarden, ingleichen die Gothen, ihre bisherige Heimath verließen und den slavischen Völkern Raum gaben, sich hier anzusiedeln.

Die große Bewegung, wodurch eine neue, zum Theil noch fortdauernde politische Verfassung in Europa veranlaßt worden ist, indem durch dieselbe das römische Weltreich zertrümmert und aus den Trümmern neue, zum Theil noch blühende Staaten und die meisten der lebenden Sprachen entstanden sind, dauerte vom letzten Viertel des vierten (375) bis über die Hälfte des sechsten Jahrhunderts (568). Der ungeheure Stoß erging aus der Mungalei und Kalmückei, jenem von uralten Zeiten her bewohnten Ländern, in deren unermeßlichen Steppen noch heutzutage mancherlei weidende und raubende Horden umherirren, gleich aufgelegt zur Jagd der Menschen, wie zu der der wilden Thiere. Im Laufe der Jahrhunderte ist es mehrmals geschehen, daß ein kühner Anführer sich an die Spitze des gesammten Volkes stellte und nun mit überwiegender Kraft die Länder der bekannten Erde unterjochte. Einer dieser Raubzüge traf in die Zeiten, wo das römische Reich anfing, unter seiner eignen Größe zu erliegen und in sich selbst zusammenzufallen, das war zu Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr.

Die Hunnen nämlich, ein mongolischer Völkerstamm, wohnten im Norden der großen Mauer. Was uns die ältern Schriftsteller über das äußere Erscheinen und Leben dieses Volks berichten, stimmt genau mit den Beschreibungen neuerer Reisenden überein. Der Hunne war, was der Mongole noch ist, eine gedrungene, kräftige Gestalt, mit kurzem Halse, dickem Kopfe, schmaler

Stirn, dünnem Barte, schiefliegenden Augen. Die krummen Schenkel deuten auf den gebornen Reiter, so wie das abstehende, lauschende Ohr, das kleine, scharfe, tiefliegende Auge, das weiße, starke, hervorblöckende Gebiß ein Raubthier unter den Menschen zu charakterisiren scheint. Gleich allen eigentlichen Nomaden haßten auch die Hunnen den Ackerbau, verabscheueten ein häusliches Leben und fühlten sich nur wohl in tragbaren Zelten, oder unter freiem Himmel. Viehzucht, Krieg und Jagd waren die einzigen Beschäftigungen; ihre Nahrung bestand in Wurzeln, dem halb rohen Fleische der Thiere und in Milch, aus deren Molken sie einen berauschenden Trank zu bereiten wußten. Sie hüllten ihre Körper in die von ihren Weibern verfertigte Leinwand oder in die Felle des erlegten Wildes. Der unzertrennlichste Freund dieses Wilden war sein kleines, häßliches, durch keine Anstrengung zu ermüdendes Pferd. Auf ihm durchschweifte er die Wüste, während seine Familie und seine Heerden langsamer folgten. Im Kampfe fielen diese Barbaren mit gräßlichem Geschrei auf ihren Feind, stoben zwar vor dem leichtesten Widerstande aus einander, aber nur, um mit rasender Schnelligkeit zurückzukehren und wüthend den Angriff zu erneuern. Ihrem Charakter nach waren sie schlau, tückisch, geil und der Völlerei ergeben. Nur Eins rühmt man von ihnen: ihr Wort galt statt des Eidschwurs und ihre Bündnisse hielten sie heilig und unverletzlich.

Es ist nicht genau bekannt, was diese Nation vermochte, nach Westen vorzudringen. Feindselige Nachbaren, die Iguren, sollen Veranlassung dazu gewesen sein. Genug, die Hunnen gingen über die Wolga und trafen hier auf ein streitbares Volk, die Alanen.

Dieser kriegerische Stamm haus'te von der Wolga bis zur Donau und war schon vor Christi Geburt den Römern nicht unbekannt. Sie scheinen mehr germanischen Ursprungs gewesen zu sein, wenigstens war ihr Wuchs lang und stattlich, ihre Gesichtsbildung angenehm, ihr blaues Auge mehr feurig als wild, und ihr gelbes Haar zeugte ganz für ihre eben bemerkte Abkunft. Ein Roß, geschmückt mit den Schädeln erschlagener Feinde, das galt dem freien Alanen für den herrlichsten Schmuck. Der Tod in der Schlacht war sein sehnlichster Wunsch und vor nichts grauete ihm so sehr, wie vor dem kraftlosen Alter und dem Tode auf dem Siechbette. Einen König duldeten sie nicht; wo es nöthig war, stellten sie sich freiwillig unter einem selbstgewählten Anführer.

So war das Volk beschaffen, auf welches jetzt die Hunnen trafen, und es ließ sich wohl denken, daß jene wilden Banden hier einen Widerstand finden würden. Die Schlacht, welche sich entspann, war äußerst blutig, doch wurden die Alanen besiegt und es blieb ihnen nur die Wahl, sich den Siegern anzuschließen, oder auszuwandern. Ein Theil floh in den Kaukasus, wo sie ihre

Namen und ihre Unabhängigkeit bis auf den heutigen Tag behauptet haben; ein anderer wendete sich nach Norden, vereinigte sich hier mit germanischen Völkern und half diesen Gallien und Spanien plündern; bei weitem die Mehrzahl aber trat auf die Seite seiner Ueberwinder, welche, durch einen solchen bedeutenden Zuwachs verstärkt, getrost auf die Grenzen des gothischen Reiches losrückten.

Mit Schrecken vernahmen die Gothen die Kunde, daß Ungeheuer, den Teufeln ähnlicher, als den Menschen, aus den Sümpfen und Wüsteneien Ostasiens hervorgeschwärmt wären, um das Menschengeschlecht zu bekämpfen, daß sie schon die große und streitbare Nation der Alanen vom Erdboden vertilgt hätten und schon die Grenzen des gothischen Reichs mit Brand, Mord und Verheerung erfüllten.

Der verwüstende Strom wälzte sich zunächst auf die Ostgothen. Diese versuchten zwar, Widerstand zu leisten, doch der Kampf war zu ungleich, sie wurden geschlagen und ihr König Vithimer blieb auf dem Schlachtfelde. Wer eine freiwillige Verbannung unwürdiger Sklaverei vorzog, begab sich zu Athanarich, dem Anführer der Westgothen, der schon gerüstet stand, den argen Feind zu empfangen. Langsamer, als gewöhnlich, zog dieser einher, überladen mit Beute. Vorsichtig sendete der Gothenfürst eine Schaar von zwanzigtausend Kriegern voraus, um die Stärke des Gegners zu erkund-

schaften und seine etwanigen Pläne zu beobachten. Die Hunnen entdeckten den Plan, umgingen die Vorhut bei Nacht, setzten beim Mondschein durch den Dniester, umzingelten den Athanarich, und dieser wäre nebst seinem ganzen Heere verloren gewesen, hätte er sich nicht mit dem Schwerte in der Hand einen Ausweg erkämpft und nach einem furchtbaren Verluste in das Gebirge gerettet. Auch jetzt noch gab der Wackere die Hoffnung nicht auf, sich des Feindes zu erwehren. Zwischen den Gebirgen wollte er sich verschanzen; aber alle Entschlossenheit war von seinen Kriegern gewichen, Entsetzen und Verzagtheit hatten sich der ganzen Nation bemächtigt. Es ging eine Sage unter den Gothen, die Hunnen wären keine gewöhnlichen Menschen, sondern aus einer Vermischung scythischer Unholdinnen mit Waldteufeln hervorgegangen. Da verzweifelten Alle, Wesen zu widerstehen, welche Bösartigkeit und übermenschliche Gewalt von ihren Erzeugern ererbt hätten. Nirgends glaubte die zagende Menge sich vor dem unersättlichen Blutdurste dieser Ungeheuer gesichert, als jenseit des mächtigen Donaustromes, in dem unermeßlichen Gebiete der weltbeherrschenden Römer. Zweimalhunderttausend streitbarer Gothen verließen mit Weib und Kind das Land, das ihre Väter anderthalb Jahrhunderte mit Ehren besessen hatten.

Durch das Andrängen der Hunnen entstand natürlich eine allgemeine Bewegung von Osten nach Westen. Ein Volk trieb das andere; die schönen, fruchtbaren,

angebaueten Provinzen des römischen Reichs lockten immer neue Schaaren herbei, welche, gezwungen oder freiwillig, ihre unwirthlichen Wälder verließen und mit dem Schwerte in der Hand sich neue Wohnsitze erwarben. Bei diesem Drängen wanderten auch Brandenburgs und Preußens älteste Bewohner aus und stifteten neue Reiche in Ungarn, Frankreich, Spanien, Italien und Afrika.

Die einzelnen Züge der Völker weiter zu verfolgen, liegt nicht in unserm Plane, da wir nur das Weltereigniß insofern betrachten wollten, als es auf die Geschichte Preußens so außerordentlichen Einfluß ausübte.

II. Das Christenthum.

Die germanischen Völker haben unstreitig auf den Entwickelungsgang des Menschengeschlechts unter allen Völkern wohl am meisten eingewirkt; aber eben so wenig zu leugnen ist es, daß es das Christenthum war, wodurch sie befähigt wurden, der Welt, freilich unter unsäglichen Geburtswehen, eine neue und bessere Gestaltung zu geben. Durch die Völkerwanderung war das weströmische Reich zertrümmert worden; alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft waren gelöst, aber ein Band hielt unter den grauenhaftesten Stürmen fest, zwar ein unsichtbares, aber um so stärkeres. Das Christenthum hatte im ganzen römischen Reiche Wurzel gefaßt; ein geistlicher Stand hatte sich gebildet, der

schon längst in seinem Kreise durch Ueberlegenheit des Geistes herrschte. Diese Herrschaft dauerte unbestritten fort und erstreckte sich auch bald über die neuen Besitzer des Landes, welche die Ehrfurcht, welche sie bis jetzt gegen ihre Götzenpriester gehegt hatten, auch in das neue Verhältniß übertrugen.

So weit ging Alles gut; als aber fromme Seelen Kirchen und Klöster baueten und dieselben reichlich ausstatteten, da artete der Klerus aus und entweihete seine heilige Stellung, indem er dieselbe zu irdischen, selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchte. Der höhern Bildung und dem größern Reichthum mußte sich Alles unterwerfen. Nun kam es darauf an, die Menschen in Unwissenheit zu erhalten; deßhalb brachte man eine Menge neuer Lehrsätze und Gebräuche auf, welche oft schnurstracks den wichtigsten Geboten des Meisters entgegenstanden. Wehe dem Unglücklichen, der da nicht glauben konnte oder wollte! Nach und nach hatte die Verdummung so um sich gegriffen, daß es Keinem einfiel, an dem zu zweifeln, was ein Priester in seinem Gehirn ausgebrütet, es mochte dasselbe auch noch so widersinnig sein. Und trotz dem, daß nur der Name des Christenthums noch vorhanden war, wirkte doch sein Geist, selbst in der gräulichsten Entstellung, so mächtig, daß überall, wo das Kreuz thronte, das Bessere sich wenigstens vorbereitete.

Auch in die Marken und nach Preußen war Jesu Lehre gedrungen; was galt aber dafür? — Es möchte

demnach hier der rechte Ort sein, Einiges über die damalige Entstellung des Christenthums im Allgemeinen sowohl, als auch besonders über den Zustand desselben in Preußen und der Mark näher in das Auge zu fassen.

Die Kirchenlehre, ganz fälschlich christliche Religion genannt, gründete sich nicht auf die Bibel, sondern war ein Werk der Geistlichen, insbesondere der Mönche. Diese wußten zwar selbst nicht viel, wurden aber doch von den ganz unwissenden Laien als Wunder der Gelehrsamkeit und Heiligkeit angestaunt. Klug genug waren sie wenigstens, die Schwäche des Andern zu benutzen. Sie kannten den Menschen und gründeten darauf ihr arglistiges Verfahren. Furcht und Hoffnung, das waren die mächtigen Hebel, die sie anwendeten, um ihren Zweck zu erreichen. Vor Allem mußten sie dastehen als Menschen höherer Art, als Mitglieder zwischen Gott und dem Menschen. Aeußeres Gepränge bestach nur zu leicht die Augen und den Verstand des Schwachen, daß er unbedingt seine Einsicht unterwarf und sich geduldig die schmählichsten Fesseln anlegen ließ. Was kümmerte sich sein Tyrann um die sittliche Besserung des armen Christen? Jede Sünde konnte ja auf eine leichte Weise gesühnt werden. Einige Geißelhiebe, Fasten, eine Anzahl abgeleierter Gebete, oder noch besser, ein Geschenk an den lossprechenden Mönch, das machte auch das ärgste Verbrechen wieder gut. Nun konnte er aufs neue frisch darauf los sündigen; eine

ähnliche Buße, wie früher, half ihm aus aller Noth. Kaufte er nun vollends ein Amulet oder einen alten Knochen irgend eines wunderlichen Heiligen (Reliquie), machte er den Kirchen und Klöstern Vermächtnisse, selbst zum Nachtheile seiner nächsten Anverwandten, dann konnte er es leicht, bei aller Schlechtigkeit, dahin bringen, daß man ihn heilig sprach und ihn als Muster der gläubigen Christenheit aufstellte. Von der Liebe, die doch das Höchste im Gesetze ist, wußte man nichts, wollte auch nichts wissen, denn man hatte dieselbe zur Seligkeit eben nicht nöthig.

Die grenzenlose Unwissenheit Derer, die doch das Salz der Erde sein sollten, würde jetzt unser gerechtes Erstaunen und Mitleid erregen. Essen, Trinken, in der Liebe Ausschweifen, waren die Geschäfte der Geistlichen, und ihren Verstand strengten sie bloß an, wenn es darauf ankam, Etwas zu ersinnen, wodurch sie in ihrem Schandleben bestärkt werden konnten, ohne zu fürchten, daß Andere nur den mindesten Zweifel in ihre Heiligkeit setzten. Es war nichts Ungewöhnliches, Mönche besoffen in den Straßengossen zu finden, oder solche, die bei Saufgelagen den Vorsitzenden spielten rc. Es gab keine Schandthat, deren sie nicht fähig waren; aber was half jegliche Anklage? Bischöfe und Papst sprachen selbst den Mordbrenner frei.

Daß diese Angaben nicht aus der Luft gegriffen sind, mögen verbürgte Beispiele beweisen:

Ein Priester, Jakob Schildike mit Namen, war Mitglied einer Räuberbande, hatte selbst an einem Kirchenraube Theil genommen und der Richterspruch lautete auf Tod durch Henkers Hand. Das Urtheil wurde von dem Grafen von Ruppin, in dessen Lande die That vorgefallen, ohne Weiteres bestätigt. Da erhuben aber der Papst und die Bischöfe ein Geschrei, als ob dem Verbrecher das größte Unrecht geschehen; ja die Richter, die sich unterfangen, an einem Mitgliede der Kirche zu freveln, der Graf, der den Frevel genehmigt, selbst die Unterthanen, welche einem solchen Herrn nicht sogleich den Gehorsam aufgekündigt, Alle insgesammt wurden mit dem Interdikt belegt, d. h. aller Gottesdienst wurde untersagt, die Altäre wurden entkleidet, die Heiligenbilder und Kreuze umgeworfen, keine Glocke ward geläutet, kein Sakrament ausgetheilt, kein Todter in geweiheter Erde bestattet, die Ehen wurden auf dem Gottesacker eingesegnet rc. — Da glaubten nun die Leute, sie wären ewig verloren, gaben gute Worte, vieles, vieles Geld und nun erst wurde Verzeihung gewährt. Solches geschah im Jahre 1397.

Ein anderer Priester, Niclas Hundewerper, war sogar Oberanführer einer solchen Mordbrennerbande, deren schauderhafte Pläne auf nichts Geringeres zielten, als die Hauptstädte der Mark, Berlin, Köln und Brandenburg, an allen Ecken anzuzünden, um bei der daraus nothwendig hervorgehenden Bestürzung und

Mordung um so ungestörter zu rauben und zu plündern. Der Anschlag kam glücklicher Weise an den Tag; doch der Magistrat von Berlin unterstand sich nicht, den heiligen Mordbrenner selbst zu richten; er übergab ihn dem Bischofe von Brandenburg, und dieser? — Es ist fast unglaublich, aber doch wahr, dieser Oberhirt sprach den Schandbuben nicht bloß von aller Schuld frei, sondern schleuderte sogar den Bannstrahl über die gottvergessene Stadt, die es gewagt hatte, einen Priester zu fahen und anzuklagen.

Die verständigen Askanier sahen wohl den Greuel und suchten ihn auch zu hindern; doch gegen den reißenden Strom zu schwimmen, vermochten sie ebenfalls nicht immer. Daß sie sich durch Geschenke an Klöster und Kirchen eine Stufe in den Himmel baueten, war ihnen gewisser, als das Evangelium; daher finden wir, daß ein großer Theil der Marken gar bald, aller weltlichen Herrschaft entzogen, dem Krummstabe untergeordnet war. Außer den Bisthümern Brandenburg, Havelberg und Lebus, entstanden noch achtzig Klöster, unter welchen das einzige Kloster Diesdorf z. B. über vierzig Dörfer nebst Mühlen, Seen, Wäldern 2c. besaß. Die größte Freigebigkeit hat sich, wie schon oben erwähnt, Otto III. zu Schulden kommen lassen. Auch mit Selbstpeinigungen aller Art quälte sich der arme Mann gehörig, wofür er denn auch den — in der Geschichte stets bedenklichen — Zunamen des Frommen

erhielt. Bis zur Heiligsprechung konnte er es nicht bringen, was aber gewiß geschehen wäre, wenn ihn seine gottlosen Brüder nicht verhindert hätten, alle seine Besitzungen den geistlichen Vormündern zu vermachen. Ueberhaupt ist es ein gutes Zeichen, daß die Mark keinen einzigen Heiligen hervorgebracht hat. Wie Otto IV. verfuhr, wissen wir; dieser aufgeklärte Fürst ging in seinem Uebermuthe wohl zu weit, als er drohete, sein Roß im Magdeburger Dome zu füttern. Druck erzeugt Gegendruck und solche Geister, wie Otto mit dem Pfeile, sind zu elastisch, als daß nicht ihr Gegendruck stark bemerkbar werden sollte. Er wußte, was er dem Lande und seiner eignen Würde schuldig war; deßhalb kannte er kein schwächliches Nachgeben. Als sein Oberhauptmann Valke, der ein todeswürdiges Verbrechen begangen, sich in eine Kirche flüchtete und hier eine unverletzliche Freistatt zu finden hoffte, ließ er denselben sogar in der Kirche niederstoßen. Es lag ihm klar vor Augen, wohin es geführt hatte, daß den Geistlichen solche Macht ertheilt war. Die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt waren groß geworden durch Schenkungen der Markgrafen, und wie vergalten sie es? Mit Raub, Mord und Beeinträchtigung jeglicher Art. Das konnte ein Otto nicht dulden; und als nun gar die Klerisei in seinem eignen Lande sich weigerte, die nothwendigen Steuern zu zahlen, als die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg ihren Landesherrn in den Bann thaten

als selbst der allmächtige Papst den Bannstrahl schleuderte, da stand der Wackere wie ein Fels und zu seinen Füßen mußten sich die tobenden Wellen legen.

Wie freisinnig die Askanier auch in anderer Hinsicht dachten, finden wir auf eine merkwürdige Weise durch den Schutz bestätigt, welchen sie dem allgemein verachteten und verfolgten Israeliten gewährten. Die damals ergangenen Verordnungen und Bestimmungen athmen einen Geist der Humanität, wie man ihn zum Theil jetzt, in unsern sogenannten aufgeklärten Zeiten, umsonst sucht. Ueberall waren die Juden in der Mark ansässig, hatten gleiche Rechte mit den Bürgern, konnten sogar in mehrern Städten das Bürgerrecht erlangen, doch waren sie auch verpflichtet, außer einem besondern Schutzgelde, die allgemeinen Lasten mit zu tragen. Die Haut schaudert uns, wenn wir die Abscheulichkeiten lesen, welche Menschen, die sich Christen nannten, an ihren jüdischen Brüdern anderwärts verübten. Aber, wer trug die erste und meiste Schuld bei den sogenannten Judenverfolgungen? — Niemand weiter als Diejenigen, deren Amt und Pflicht es mit sich brachte, die Religion der Liebe zu predigen. Die Juden waren reich; schlug man sie todt und plünderte ihre Häuser, so fiel ja wohl der beste Theil der Beute an das nächste Kloster. Brach eine Krankheit aus, dann hatten die Juden die Brunnen vergiftet und das war Grundes genug, sich jeglichen Frevels gegen die Unglücklichen zu erlauben.

Am lächerlichsten erscheinen die Beschuldigungen, die allemal von Mönchen ausgingen, diese Feinde Christi hätten die Religion entweiht, Kelche aus den Kirchen zu entehrendem Gebrauche verwendet, Kruzifixe durchbohrt, Christenkinder heimlich beschnitten, Christenblut zum Osterfeste getrunken ꝛc. Vorzüglich mit geweiheten Hostien sollten sie argen Unfug getrieben haben und dabei mußten sich Wunder über Wunder ereignen: Die durchstochenen und zertretenen Hostien hatten geblutet und was dergleichen Albernheiten mehr waren. So ein Wunder gab sodann dem Kloster oder der Kirche, wo es geschehen war, außerordentliches Ansehn; es wurden Wallfahrtsorte, wohin Tausende strömten und ihre Gaben brachten. Für solchen Vortheil war es ja ein Geringes, wenn man einen Juden unschuldig verbrannte oder, was auch geschehen ist, die Straßen, in welchen die Elenden wohnen mußten, mit sämmtlichen Bewohnern in Feuer aufgehen ließ ꝛc.

Doch, wir wenden uns zu andern Entstellungen der ewigen Wahrheit, die aus Gott ist. Es läßt sich wenigstens entschuldigen, wenn auch nicht gänzlich gut heißen, daß die Priester, um dem neuen Glauben bei den Heiden Eingang zu verschaffen, es nachsahen, daß heidnische Gebräuche und Feste mit in die christliche Kirche herüber genommen wurden. Diese Dinge waren einmal den Leuten lieb und so behielt man sie bei, gab ihnen aber christliche Namen. Gar viele unserer höch-

sten kirchlichen Feste gründen sich deßhalb noch jetzt auf heidnische. Die prunkvollen Anzüge der Geistlichen, die Processionen, das Räuchern, Lichterbrennen u. s. w. ist Alles heidnischen Ursprungs, hat sich aber in der Kirche Geltung verschafft. Nun kamen aber eine Menge neuer Lehrsätze und Glaubensartikel auf, die alle nur darauf berechnet schienen, den menschlichen Verstand zu verwirren und das Ansehn der Geistlichen zu heben, und es ist wohl hier der Ort, darüber Einiges zu berichten:

Den Glocken legte man eine ganz besondere Würde und Heiligkeit bei. Um dieselbe zu erhöhen und aus diesen «Zungen der Zeit» einen recht einträglichen Gewinn zu ziehen, führten die Päpste schon im zehnten Jahrhundert die Glockentaufe ein. Bevor die Glocke zum Kirchengebrauche angewendet wurde, umgab man sie mit brennenden Wachskerzen, zog ihr ein weißes Gewand an, der Bischof salbte sie mit geweihetem Oele, fragte sodann die Gevattern, wie der Täufling heißen sollte (man nahm oft mehrere Hundert Taufzeugen, die freilich nicht mit leeren Händen kamen) und nun wurde unter Gebeten die eigentliche Taufe, mit Salzwasser, vollzogen.

Der einträglichste Handel für die Pfaffen war unstreitig der mit Reliquien. Da wurde ein Stückchen Holz für einen Splitter aus dem Kreuze Christi ausgegeben, ein alter Nagel durfte kein anderer sein als der, mit welchem die Hände oder Füße des Heilandes durch-

stochen waren. Besonders reich war der Erwerb aus alten Knochen, die den Jüngern, den Märtyrern und Gott weiß welchen Heiligen einst angehört hatten. Solche Ueberreste thaten Wunder, halfen in Krankheiten, brachten bei jeglicher Unternehmung Glück und, was die Hauptsache blieb, verschafften vieles Geld. — Den letzten Heller gab man hin, um ein so unschätzbares Kleinod zu gewinnen. Ob die Gegenstände echt wären, ob sie wirklich so wunderbare Kräfte besäßen, daran zweifelte Niemand; hatte es doch der Pfaffe gesagt und der mußte es wissen. Je mehr die Menschen glaubten, desto Unsinnigeres muthete man ihnen zu. Allgemein bekannt ist z. B. die Geschichte von dem Häuschen zu Loretto in Italien, zu welcher santa casa noch jetzt gewallfahrt wird. Eines Morgens stand die Hütte plötzlich da (1294); die Mönche, welche wohl am besten wußten, woher dieselbe gekommen war, erzählten nun der staunenden Menge, wie dieses Häuschen genau die ehemalige Wohnung der Mutter Gottes sei, in welchem der Heiland seine Jugendzeit verlebt habe. Die Engel konnten nun natürlich nicht zugeben, daß ein solches Heiligthum in den Klauen der Türkenhunde blieb; deßhalb trugen sie dasselbe zuerst nach Dalmatien, später von einem Orte zum andern, bis es endlich in dem Lande, wo der Statthalter Christi thronte, die rechte Stelle gefunden hatte.

Die Ordalien oder Gottesurtheile, als der

Zweikampf, die Feuer- und Wasserprobe ꝛc. erhielten noch manchen Zusatz durch die Geistlichen, welche sich hierbei die Gelegenheit nicht entschlüpfen ließen, für sich selbst Gewinn aus solchem Aberglauben zu ziehen. Waren ihnen Geheimmittel bekannt (und daran läßt sich nicht zweifeln), dann konnten sie manchem reichen Verbrecher durch das Feuer und das Wasser helfen oder sich selbst von schwerer Beschuldigung reinigen. Gott selbst hatte ja so auffällig seinen Ausspruch gethan, daß hier Niemand mehr Zweifel hegen konnte. Doch, die Ordalien, als Ausgeburt des blinden Heidenthums, mögen noch Entschuldigung verdienen; wodurch wurden sie aber, als man doch an ihnen zu zweifeln anfing, ersetzt? Das Kirchenrecht, also abermals die Geistlichen, führte an die Stelle der Gottesgerichte die — Tortur ein, und hier zeigten die heiligen Männer abermals eine solche teuflische Erfindungsgabe, daß alles menschliche Gefühl sich in uns empört, wenn wir vernehmen von den höllischen Folterqualen, die über die unschuldigsten Menschen verhängt wurden, welche nur mit einem Worte oder einer Miene sich vergangen hatten, nicht gegen die Religion, nein, gegen die selbstsüchtigen Anordnungen einer ruchlosen Klerisei. Der Menschenfreund wendet sich schaudernd von solchem Gemälde, wo er sein eignes Geschlecht in der tiefsten Erniedrigung erblickt. Leider können wir aber diesen Abschnitt nicht endigen, ohne zuvor noch einiges Andere aufzuzählen, woraus

man schließen kann, wie tief zu den Zeiten, von welchen wir reden, die Welt in Irrthum und Aberglauben versunken war.

Das wahrhaft Heilige wurde öfters lächerlich gemacht. Es gab Kirchenfeste, scheinbar ganz darauf berechnet, alles Erhabene in den Staub zu ziehen. Wir rechnen dahin

Das Narrenfest. Es ist dieß eins der Feste, welche aus dem Heidenthume mit herüber genommen wurden.

Bei den Römern feierte man um die Zeit unsers Weihnachtens zum Andenken an Saturnus Weltherrschaft, wo das goldne Zeitalter regierte, die sogenannten Saturnalien, ein Fest der Lust und des Scherzes. Die Sklaven waren frei, trugen, zum Zeichen der Freiheit, den Hut und die weiße Toga. Herren und Sklaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte bei Tische schmaus'ten, wurden sie von dem Herrn und seinen Gästen bedient, die sich, wenn sie ihre Sache nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Die Geschäfte feierten, überall herrschte Fröhlichkeit und Scherz. Gute Freunde sendeten sich in den letzten Tagen der Feier kleine Geschenke und wer möchte in unserm Christfeste nicht eine entfernte Nachahmung jener Saturnalien erblicken? Die Neubekehrten konnten sich von der gewohnten Freude nicht trennen und nahmen auch hier das Alte, ihnen lieb Gewordene, mit herüber. Die Hauptfeierlichkeiten des Narrenfestes dauerten von Weihnachten bis zum Sonntag nach Epi-

phanias; die Hauptfreude herrschte aber am Neujahrstage. Die Chorknaben und jungen Sakristane waren anfänglich die Acteurs, bald aber gesellte sich zu diesen die niedere Geistlichkeit nebst dem Pöbel. Man kleidete sich in Thierfelle, stopfte sich den Bauch oder den Rücken aus und trieb in der Kirche die unanständigsten Possen von der Welt, wobei die Bischöfe und vornehmen Geistlichen die erfreuten Zuschauer abgaben.

Zuvörderst wählte man einen Narrenpapst oder Narrenbischof, der unter vielen lächerlichen Ceremonien in der Hauptkirche mit den päpstlichen oder bischöflichen Insignien bekleidet und zu seinem Amte eingeweiht wurde. Man führte ihn sodann, rücklings auf einen Esel reitend, durch die Stadt, worauf der Zug sich wieder zur Kirche begab. Der Narrenpapst setzte sich auf den bischöflichen Thron; einer von der Gesellschaft sang vor dem Altare Zoten, worauf die ganze Gemeinde mit Jauchzen und wildem Geschrei respondirte. Dann hielt der Narrenbischof Hochamt; unflätige Lieder wurden abgesungen und mit lächerlichen Grimassen dem Volke der Segen ertheilt. Während dieser Zeit ging es in der Kirche lustig her: Große Würste wurden auf dem Altare zerschnitten, man zechte, spielte mit Würfeln ꝛc., warf stinkendes Räucherwerk in das Rauchfaß ꝛc. und an allen solchen Schändlichkeiten nahm Niemand Anstoß. Erst als das Licht der Aufklärung mehr und mehr eindrang, verbot man die fernere Feier der Narrenfeste,

die sich in Frankreich bis 1552 erhalten hatten.

Dem vorigen ganz ähnlich war das Eselsfest. Eine Dirne wurde auf einen abgerichteten Esel gesetzt, der mit einer großen Kutte behangen war und so in die Kirche geführt. Der Esel kam neben dem Altare zu stehen, mußte auf ein gegebenes Zeichen niederknien und dabei sang die Menge wunderliche Lieder, wobei sie immer den Eselsschrei nachahmte. Nach der heiligen Messe schrie der Priester, anstatt des Segens, dreimal Ya! Ya! Ya! und die Gemeinde antwortete auf gleiche Weise. Man ist der Ansicht, daß durch dieses Fest die Flucht der Maria nach Aegypten habe verheimlicht werden sollen. —

Am ersten Ostertage die Kanzel dadurch zu entweihen, daß man auf derselben lächerliche Schwänke erzählte, Zoten riß ꝛc. war nichts Ungewöhnliches. Eine andre Narrheit war, daß ganze Haufen von Geißlern halbnackt durch die Straßen zogen, sich bis auf das Blut mit Stricken zerfleischten und dabei unsinnige Lieder sangen. Ein solcher Zug ging von einem Dorfe und einer Stadt zur andern; neue Geißler gesellten sich zu den vorigen, man quartirte sich Nachts in Scheuern und Ställe, trieb hier die ärgsten Ausschweifungen und am Morgen darauf war solche Sünde wieder durch einige Geißelhiebe gut gemacht. —

Je toller, desto besser; so lag es im Plane der Mönche. Von dem eigentlichen Kern und Stern des

Christenthums mußte die Menge abgeleitet werden. Das Beten galt nicht als ein Gespräch des Herzens mit Gott, sondern als eine Art von Bußübung. Lateinische Formeln, die kein Mensch verstand, mußten unzählige Male wiederholt werden und damit man sich ja nicht irre, erfand man den Rosenkranz, oder vielmehr man entnahm denselben den Mohammedanern, welche auch ihre Gebetsformeln nach Kügelchen abzählen. Die Lehre von der Transsubstantiation oder Verwandlung des Brodes und Weines beim Abendmahle in Christi Fleisch und Blut wurde 1215 Glaubensartikel und man entzog deßhalb den Laien den Kelch. Ob unser Herr gesagt hatte: «Nehmet und trinket Alle daraus!» oder nicht, darauf kam ja nichts an. Auch die Lehre von sieben Sakramenten fällt in diese Zeit, eben so die Ohrenbeichte oder die gewissenhafte und genaue Hererzählung aller einzelnen begangenen Sünden. Durch dieses letztere Institut besonders wurden die Geistlichen in den Stand gesetzt, die tiefsten Geheimnisse der einzelnen Menschen und ganzer Familien zu erforschen und so ihren Einfluß ins Ungeheure zu verstärken.

III. Das Lehnswesen.

Auch über diese, den germanischen Völkern ganz eigenthümliche, Einrichtung wird es nöthig sein, Einiges zu berichten, da das Lehnswesen auf den Gang unserer Geschichte nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben ist.

Die Mark Brandenburg war ein Lehn und die Markgrafen waren Vasallen, die abermals von ihren Lehnsleuten mancherlei Beschränkungen erfahren mußten.

Die alten Deutschen waren ursprünglich frei; frei das Gut, welches der Sohn von dem Vater erbte. Abgaben aber zu zahlen oder zu Dienstleistungen verpflichtet zu sein, das kannte der freie Mann nicht, der die Waffen nur ergriff, wenn dem Vaterland ein Feind drohete. Aber die Kampflust war bei unsern Vorfahren so mit ihrem innersten Wesen verwachsen, daß der Krieger, um dieselbe zu befriedigen, nicht abwartete, bis er mit allen Freien im Volke zum Kriege aufgerufen wurde, vielmehr begab er sich in das Gefolge eines durch Adel und Heldenmuth ausgezeichneten Führers, dessen Privatfehden er auskämpfen half, unternahm mit demselben Streifzüge in die angrenzenden Länder, oder nahm Theil an den Feldzügen der Stämme, die eben im Kriege begriffen waren, ohne ängstlich zu fragen, wofür eben gekämpft wurde. Jeder Herzog war mit einem solchen Gefolge umgeben, das gewöhnlich aus den tapfersten, aber ärmern Jünglingen bestand, welche von ihrem Anführer mit Lebensmitteln und Waffen versehen wurden. Solche Verbindungen waren für das ganze Leben geschlossen und selbst, wenn ein allgemeiner Krieg ausbrach, schaarten sich die Getreuen um ihren Hauptmann, dessen Tod oder Gefangenschaft kein Wackerer überleben wollte. Diese Gesellen oder Vasallen erhielten einen

Theil der gemachten Beute, nachdem ihr Anführer seinen größern Antheil vorausgenommen.

Aber die Deutschen wurden Eroberer. Die schönen, angebaueten Länder, die reichen Städte ihrer Nachbaren gefielen ihnen; jedoch durch Arbeit ihr eignes Land auf diese höhere Stufe zu heben, das sagte ihnen nicht zu. Der Germane hielt es für schimpflich, Das sich langsam durch den Pflug zu verschaffen, was er gleich fertig durch das Schwert erwerben konnte; deßhalb ließ er sich lieber in den Ländern wohnlich nieder, welche er bis dahin bloß durch Streifzüge beunruhigt hatte. Die alten Bewohner wurden nun keineswegs vertilgt oder verjagt, sondern sie mußten nur einen Theil ihres Besitzes abtreten, hier die Hälfte, dort zwei Dritttheile, auch sich wohl dazu verstehen, die Ländereien ihrer Herren zu bearbeiten. Den Herzögen und Anführern fielen bei der Theilung des gewonnenen Landes bedeutende Striche zu und um ihre Getreuen zu belohnen oder sie noch mehr an sich zu fesseln, verliehen sie ihnen Grundstücke, damit sie dieselben auf Lebenszeit benutzten, während die Anführer immer die wahren Eigenthümer blieben. Ein solches Gut hieß ein beneficium, feudum, Fehdgut, zu Deutsch L e h n. Starb der Nutzinhaber, so fiel es an den Lehnsherrn zurück, der sodann wieder einen Andern aus seinem Gefolge damit belehnte, welcher nun sein Vasall oder Lehnsmann wurde. (Ob wohl der häufig vorkommende Name «Lehmann» nicht hier seinen Ur-

sprung hat?) Ein freies Besitzthum, womit der Eigenthümer nach Belieben schalten und walten konnte, hieß Allodium Allodialgut, ein Gut, das Allen durch das Loos zugefallen war.

Anfänglich standen die Allodialbesitzer in größerm Ansehn, als die Lehnsträger, aber die Unsicherheit des Besitzes in jener rohen Zeit mußte bald dazu beitragen, daß man es für vortheilhafter hielt, sich in den Schutz eines Mächtigern zu begeben, daß man sein Allod in Lehn verwandeln ließ und sich so gegen Angriffe gesicherter fand.

Die Lehn war eigentlich ein freies Geschenk und durchaus keine weitere Verpflichtung damit verknüpft; zum Kriegsdienste war ja das Gefolge außerdem verbunden. Als aber sich immer mehr die Edelsten und Besten in das Gefolge drängten, indem hier allein Ehre und Reichthum zu erwerben waren, da wurde auch nach und nach die Bedingung zum Gesetze, daß der Vasall seinem Lehnsherrn in jedem Kampf beistehen müsse und daß eben sein Lehnsgut ihn dazu verpflichte. Damit wurde aber auch der Besitz der Lehnsgüter immer fester, zuletzt erblich.

Der tapfere Vater hatte auch einen gleich tapfern Sohn; wem sollte nun der Lehnsherr, nach dem Tode des Belehnten, füglicher das Gut übergeben, als eben diesem Sohne, der überdieß schon es für Pflicht hielt, oder durch die Noth dazu gezwungen war, sich dem

Gefolge des Herrn anzuschließen? So wurde auch ihm in der Regel das Lehn seines Vaters überlassen oder, wie man sich ausdrückte, er wurde aufs neue damit belehnt. Das ging so von einem Geschlecht zum andern, bis die Gewohnheit sich in ein Recht verwandelte und die Entziehung des väterlichen Lehns für die größte Ungerechtigkeit galt.

Durch dieses Lehnswesen bekam die Macht der Fürsten anfänglich einen gewaltigen Zuwachs. Nach den frühern germanischen Einrichtungen durfte über wichtige Angelegenheiten nur die Volksversammlung entscheiden. Das ging, so lange man in den Wäldern Germaniens haus'te, ganz gut; als aber die herrlichen römischen Provinzen in Besitz genommen waren, bei den neuen Verhältnissen, in die man getreten, die Volksversammlung selbst nicht einmal mehr ausführbar sich zeigte, da mußte das Lehnswesen vollgültigen Ersatz gewähren. Der Herrscher unternahm, was er wollte, war er doch seiner Vasallen (Leudes bei den Franken, daher die Benennung unsers Gesinde: Leute) gewiß, deren Wohl und Weh bloß von ihm abhing.

Die Lehnsverfassung war auf jeden Fall für die Zeiten, wo das Gefühl der Freiheit jeden deutschen Mann durchglühete, ein herrliches Mittel, die gewaltigen, oft sich widerstrebenden Kräfte der Einzelnen zu einem Zwecke in der Hand eines Einzigen zu vereinigen; allein die Fürsten gewannen im Ganzen durch dieselbe wenig.

Die Vasallen vergaßen gar bald der frühern Abhängigkeit und es waltete in ihnen der Geist der Empörung um so mächtiger, da sie bald inne wurden, wie nicht sie von den Fürsten, sondern die Fürsten von ihnen abhingen. Der Lehnseid wurde gehalten, so lange man es dem eignen Vortheil gemäß fand; vor den angedroheten Strafen fürchtete man sich nicht, da die Herren oft zu ohnmächtig waren, die Drohungen auszuführen. Um sich Anhang zu verschaffen oder denselben sich treu zu erhalten, gab man einen Besitz nach dem andern zur Lehn und verarmte auf diese Weise selbst. So geschah es, daß die eigentlichen Vasallen reicher und mächtiger wurden, als ihre Herren. In dem großen Frankreich z. B. war es nach und nach dahin gekommen, daß der König nichts weiter besaß, als die einzige Stadt Laon, während seine Herzöge sich der ausgebreitetsten Länderstriche erfreueten und am Ende den König, als der Arme ihnen nichts mehr geben konnte, seiner Würde entsetzten.

Die großen Vasallen theilten ihre Lehnsgüter oder gewisse Gerechtsame wieder an freie Leute aus. Sie belohnten mit Jagd, Fischerei, Gerichtsbarkeit u. s. w. Solche Lehn brauchten weder durch Kriegs- noch Hofdienste erworben zu sein, doch auch hier mußten Lehnsdienste geleistet werden, wodurch wenigstens die Oberherrlichkeit anerkannt wurde. Man mußte alljährlich ein Pferd, einen Hund, ein Huhn ꝛc. darbringen, dem

Herrscher den Steigbügel halten, demselben die Sporen anlegen ꝛc. Die deutsche Gemüthlichkeit zeigt sich auch hierbei in manchen lächerlichen Anforderungen, von denen wir nur einige anführen: Der Lehnsmann muß vor dem ganzen Heere tanzen, irgend ein Kunststück machen, auf einem mit Hengsten bespannten Wagen ein Ei vorfahren, die Frösche schweigen heißen, einen Pfennig darbringen ꝛc.

Eine Verletzung der Lehnspflicht hieß Felonie und wurde — wenn der Fürst die Macht dazu besaß — mit Entziehung des Lehns bestraft. So verlor, wie wir oben gesehen haben, Heinrich der Löwe alle seine großen Reichslehen und nur seine Allodialbesitzungen wurden ihm nicht entrissen.

Auch in den Marken blieben die traurigen Folgen, welche das Lehnswesen herbeiführte, nicht aus. Die Ritter versagten dem Markgrafen den Gehorsam, folgten ihm im Kriege, wenn es ihnen beliebte und stellten sich überall, wo es darauf ankam, Ruhe und Ordnung im Lande zu begründen, auch der trefflichsten Einrichtung mit Gewalt entgegen. Mit ihren Vasallen und hörigen Leuten führten sie Fehden auf eigne Hand, schwärmten im Lande umher, raubten, mordeten, sengten und brennten. In dem Maße, wie in andern Ländern, artete aber hier dieses Unwesen nicht aus; die askanischen Fürsten, besonders Albrecht der Bär, Otto IV. und Waldemar verstanden es, die Uebermüthigen im

Zaume zu halten oder ihre Kraft zum Vortheil des Landes zu verwenden. Unheil genug haben sie aber dennoch gestiftet und der folgende Abschnitt wird leider zur Genüge darthun, zu welchen Abscheulichkeiten die Ritter fähig waren, wenn schwache Fürsten nicht vermochten, ihren unsinnigen Anmaßungen die Spitze zu bieten.

IV. Die Hansa.

Als wir von dem ausgebreiteten Handel sprachen, der besonders von den Küstenstädten der Ostsee betrieben wurde, erwähnten wir auch der Hansa, durch welche erst der Umsatz der Waaren in den rechten Schwung gekommen sei, und deßhalb ist es gewiß hier am Orte, wenn wir etwas Ausführlicheres über diesen merkwürdigen Handelsbund anbringen.

Als die kaiserliche Macht in Deutschland immer mehr ein bloßer Schatten wurde und der früher so allgewaltige Herrscher nicht im Stande war, seine eignen Vasallen zu bändigen, viel weniger die seeräuberischen Normannen in den gebührenden Schranken zu halten, da verbanden sich mehrere Städte, um auf eigne Hand sich Sicherheit und Schutz für Handel und Gewerbe zu verschaffen. So entstand die deutsche Hansa oder der Städtebund, zur wechselseitigen Beihülfe geschlossen. Wann derselbe begründet, welche Städte den Anfang gemacht, ist jetzt

wohl schwerlich zu bestimmen. Die gewöhnlichste Annahme, Hamburg und Lübeck wären die ersten gewesen, welche ein solches Schutz- und Trutzbündniß eingingen, ist zu gründlich widerlegt, als daß wir derselben ferner Glauben schenken dürften. Das Bedürfniß führte gewiß schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mehrere Städte darauf, ihre Interessen mit eignem Schwerte zu vertheidigen. Der Vortheil solcher Anordnung sprang zu sehr in die Augen, als daß nicht viele andre Orte sich dem ersten Bunde hätten anschließen sollen. Selbst der Name «Hansa» kam erst im vierzehnten Jahrhundert auf, und den wendischen Städten kommt vor allen das Verdienst sowohl der Begründung, als auch der Erhaltung dieser Handelsgilde zu. Lübeck wurde der Mittelpunkt des Ganzen und blieb es auch für die Folge; hier hielt man die regelmäßigen Bundesversammlungen und hier war auch das Archiv. Die höchste Anzahl der Hansestädte belief sich auf fünfundachtzig, von denen wir nur einige anführen: Anklam, Aschersleben, Berlin, Bergen in Norwegen, Brandenburg, Braunschweig, Bremen, Cöln, Danzig, Dortmund, Eimbeck, Frankfurt a. d. Oder, Goslar, Göttingen, Greifswalde, Halle a. d. Saale, Halberstadt, Hannover, Helmstedt, Hildesheim, Köln a. Rhein, Königsberg in Preußen, Lüneburg, Magdeburg, Münden, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Riga, Rostock, Salzwedel, Stendal, Stargard, Stettin, Stralsund, Thorn, Wesel ꝛc. Diese

Städte wurden in vier Klassen eingetheilt, von denen eine jede wieder eine Haupt- oder Quartierstadt hatte.

1) Der wendische Bund mit der Quartierstadt Lübeck; 2) der westphälische Bund mit Köln; 3) der sächsische Bund mit Braunschweig; 4) der preußische und livländische Bund mit der Quartierstadt Danzig. Zugleich errichtete man vier große Comtoire oder Niederlagen im Auslande: zu Nowgorod in Rußland, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge in Flandern und zu London in England. London war, werkwürdiger Weise, für die Ausfuhr deutscher Waare von besonderer Wichtigkeit. Die Deutschen kauften von den Engländern Wolle und brachten ihnen dafür die aus der Wolle fabricirten Tücher. — Wie hat sich das Alles im Laufe der Zeiten umgewandt! —

Der ganze Bund bildete einen durch Land- und Seemacht gesicherten Handelsstaat, der sich von Köln am Rhein bis nach Narwa in Rußland erstreckte und als dessen Hauptzweck aufgestellt wurde: 1) Schutz des Handels und Gewerbes gegen Räubereien zu Lande und zu Wasser; 2) Erweiterung des Handels im Auslande; 3) das Recht, die Streitigkeiten in den einzelnen Bundesstädten durch Tagessatzungen, Bundestage und Schiedsrichter zu schlichten; 4) die von den Fürsten erhaltenen Privilegien zu schirmen und zu erweitern. Die einzelnen Städte waren gehalten, bewaffnete Mannschaft und Schiffe zu stellen oder wenigstens zu der nöthi-

gen Bewaffnung und Ausrüstung beizusteuern. Durch Bundesbeschluß konnten Städte entweder nur auf einige Zeit oder für immer aus der Hansa ausgestoßen oder verhanset werden. Man nannte dieß den kleinen und großen Bann. Ein consequentes Festhalten der einmal für zweckmäßig erkannten Organisation verschaffte diesem Kaufmannsbunde, der nie vom Kaiser oder vom Reiche anerkannt worden, ein solches Ansehn, daß selbst die ansehnlichsten Reiche sich glücklich schätzten, von demselben mit Freundschaft beehrt zu werden, daß man sich angelegentlichst um die Gunst dieser deutschen Handelsherren bewarb, ihnen bequeme Stapelplätze oder Waarenniederlagen einräumte und sie von allen Abgaben befreiete. Freie Ausfuhr z. B. gewährte England, freie Einfuhr Dänemark, Schweden und Norwegen. Der Reichthum wuchs ins Ungeheuere und mit ihm die Macht, der sich selbst mächtige Staaten beugen mußten. Norwegen, das widerstrebte, wurde mit Waffengewalt gezwungen, nachzugeben; ja den Schwedenkönig Magnus setzte die Hansa förmlich ab und an seine Stelle den Herzog Albrecht von Mecklenburg. Gegen Kopenhagen zog eine hanseatische Flotte von 248 Schiffen mit 12,000 Kriegern besetzt. Wunderlich muß es uns vorkommen, wenn wir lesen, wie ein Bürgermeister von Danzig dem Könige von Dänemark den Krieg erklären konnte und doch ist Solches geschehen. Nie hat sich der deutsche Handel wieder zu einer solchen

Höhe erhoben, wie damals und es ist gar nicht zu berechnen, was unser Vaterland durch diesen Städtebund an wirklicher Bildung gewonnen hat.

Die Hansa erhielt sich, so lange die Umstände dauerten, welche dieselbe hervorgerufen hatten; sie sank und hörte endlich auf, da das Bedürfniß zu einem solchen Bunde verschwand. Die Straßen zu Lande und Wasser waren sicher, die Seemacht der Fürsten wuchs, die Städte tiefer im Lande hatten weniger Interesse, da sie mit Aufopferungen nur den Reichthum und die Macht der Hafenstädte vergrößerten, ohne selbst bedeutenden Nutzen zu ziehen. So kam es, daß vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ab, besonders da die großen Länderentdeckungen dem Welthandel eine ganz andre Richtung gaben, die Hansestädte immer mehr verloren, bis sich 1630 auf dem letzten Bundestage zu Lübeck die ganze Gemeinschaft auflös'te. Im dreißigjährigen Kriege fielen die meisten Hansestädte in die volle Gewalt der Fürsten, in deren Gebiete sie lagen; nur Hamburg, Lübeck und Bremen haben wenigstens den Namen erhalten.

V. Die Welfen und Gibellinen.

Im Laufe der Erzählung haben wir mehrmals der blutigen Streitigkeiten gedacht, die an 300 Jahre lang dauerten, wo die Geschichte kein ähnliches Beispiel von so heftigen Ausbrüchen von Parteiwuth darstellt, des

Kampfes nämlich der Welfen und Gibellinen. Auch Deutschland mußte dabei das Schrecklichste erdulden, selbst Brandenburg und Preußen waren ernstlich mit in die Unruhen verflochten. Die askanischen Markgrafen blieben aber durchgängig treue Anhänger der Gibellinen.

Die eigentlich aus Italien herstammende Familie der Welfen oder Guelfen besaß durch Erbschaft und Verheirathungen bedeutende Güter in Deutschland, ja Welf I. († 1101) wurde Herzog in Baiern. Sein Enkel, Heinrich der Stolze, ebenfalls Herzog von Baiern, außerdem schon einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, hatte die Tochter des Sachsenherzogs Lothar zur Gemahlin, und als dieser Lothar den Kaiserthron bestieg, übergab er seinem Schwiegersohne auch noch das Herzogthum Sachsen zur Lehn. Lothar starb und Heinrich hoffte nun mit Sicherheit, daß der erledigte Kaiserthron ihm zufallen werde; indessen weder der Papst noch die deutschen Fürsten wünschten ein so mächtiges Oberhaupt und wählten in aller Schnelligkeit Konrad III. aus einem edlen schwäbischen Hause der Hohenstaufen. Mit Widerstreben lieferte der Stolze die Reichskleinodien aus, in deren Besitze er sich befand und glaubte nun mit Bestimmtheit darauf rechnen zu können, daß er in seinen bisherigen Würden kaiserliche Bestätigung erhielte. Um seinen Ansprüchen Nachdruck zu geben, erschien er auf dem Reichstage zu

Augsburg mit einem so großen bewaffneten Gefolge, daß der Kaiser sich hier nicht länger für sicher hielt, sondern nach Würzburg entwich, zuvor aber erklärte, kein Fürst dürfe in Deutschland zwei Herzogthümer besitzen und Sachsen müsse deßhalb abgetreten werden. Da Heinrich sich solchem Ausspruche nicht fügte, verfiel er in die Reichsacht und der größte Theil seiner Güter wurde ihm entzogen. So entspann sich der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen oder Gibellinen, anfangs eigentlich nur ein Familienstreit, der aber bald zu dem furchtbarsten Parteikampfe ausartete. Der Papst, der um jeden Preis die kaiserliche Macht brechen wollte und die italischen Städte, denen die deutsche Oberherrschaft ganz zuwider war, bildeten, nebst ihrem meist geistlichen Anhange, in Deutschland die Partei der Welfen, während Alle, die es mit dem Kaiser hielten, Gibellinen hießen. Der Parteiname soll entstanden sein in einer Schlacht bei Weinsberg, wo die Kämpfenden sich durch das Feldgeschrei: Hie Welf! und hie Waiblingen! unterschieden. (Waiblingen war ein Erbgut der hohenstaufenschen Familie im jetzigen Königreiche Würtemberg). Den Italiänern wurde aber die Aussprache des «Waiblingen» zu schwer und sie veränderten es in das ihnen geläufigere «Gibellinen».

Später erhielt Heinrich der Löwe, des Stolzen Sohn, dennoch beide Herzogthümer, verfiel aber ebenfalls in die Acht, da er dem Kaiser Friedrich I. die Lehns-

pflicht verweigerte, indem er denselben in Italien aus großer Noth zu befreien, muthwillig verabsäumte. Sachsen wurde vertheilt, Baiern aber, auf engere Grenzen zurückgebracht, fiel auf den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem vieljährigen, erprobten Anhänger des Kaisers. Noch heute herrscht in Baiern das edle Geschlecht der Wittelsbacher.

Der Kampf erneuerte sich mit verstärkter Wuth, als die Hohenstaufen den Philipp von Schwaben auf den Thron setzten (1198), die Gegner aber denselben nicht anerkannten, sondern Heinrichs des Löwen zweiten Sohn, Otto IV. von Braunschweig, zum Kaiser erhoben. Auch der Papst bestätigte die letztere Wahl und bedrohete einen Jeden mit dem Banne, der Otto nicht als König anerkennen wolle. Die weltlichen Fürsten aber, unter andern Otto II. von Brandenburg, hielten es für zweckmäßiger, der geistlichen Macht zu trotzen und schlossen sich um so enger an den Hohenstaufen. So wurde Deutschland zehn Jahre lang der Schauplatz der blutigsten Gräuel; alle Bande der bürgerlichen Ordnung waren gelös't und die tolle Wuth stieg so hoch, daß schon gütliches Zureden gefährlich werden konnte. Der Bischof Konrad von Würzburg z. B. sprach zur Sühne; da überfielen ihn mehrere Edle mit ihren Mannen auf dem Kirchwege, schlugen ihn nieder und zerfleischten mit kannibalischer Lust sogar seinen Leichnam. Indessen neigte sich die Wage sehr zum

Vortheil Philipps; selbst der Papst wurde nachgiebiger und Alles gestaltete sich für die Hohenstaufen glücklich, da geschah der berüchtigte Kaisermord, indem der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Bruderssohn des ersten Baiernherzogs desselben Namens, seinen Kaiser, seinen Freund, in leidenschaftlicher Hitze mit dem Schwerte ermordete (1208, den 21. Junius).

Otto IV. war nun Herr in Deutschland und die brandenburgischen Markgrafen traten nicht bloß auf seine Seite, sondern blieben ihm treu, bis er selbst seine Würde niederlegte, worauf sie sich wieder mit der alten Anhänglichkeit den Hohenstaufen in die Arme warfen.

Was den Pfalzgrafen übrigens zu dieser, nie zu rechtfertigenden That des Kaisermordes bewogen habe, ist jetzt schwerlich zu bestimmen. Hart gekränkt war er von Philipp, das ist gewiß; aber er hatte Anhang, der wohl andre Gründe haben mochte, des Kaisers Tod zu wünschen und der die aufbrausende Hitze des Mannes zu seinen unlautern Zwecken benutzte. Wir besitzen von Babo und Steinberg dramatische Bearbeitungen dieser wahrhaft tragischen Geschichte. Beide haben, was dem Dichter erlaubt ist, den Charakter Otto's zu sehr ins Schöne gemalt. Der Kaiser hatte großentheils dem tapfern Schwerte des Pfalzgrafen die bisherigen Erfolge zu verdanken. Im Gefühle der Dankbarkeit versprach er demselben seine Tochter zur Gemahlin, hielt aber nicht Wort, da er fürchtete, sein Kind werde, bei der

Leidenschaftlichkeit des Mannes, ein Unglücksloos zieher. Otto, der schon jetzt aufbraus'te, wurde vorläufig beschwichtigt, daß man ihm Empfehlungsschreiben an den Herzog von Polen versprach und ihm die Verheirathung mit dessen schöner Tochter in gewisse Aussicht stellte. Das Siegel des Briefes lös'te sich aber unterwegs und der Betrogene las mit Schrecken, wie man ihn dem Herzoge als einen jähzornigen, aufbrausenden, schlechten Menschen geschildert und demselben gerathen, einem solchen Manne ja keinen Oberbefehl, vielweniger die Hand seiner Tochter anzuvertrauen. Da kehrte der Erzürnte zurück und die gräßliche That geschah auf der Altenburg bei Bamberg.

Zweiter Abschnitt.

Vom Erlöschen des anhaltinischen Hauses bis zum Anfange der Reformation 1320—1517.

Erstes Kapitel.

Das baiersche oder Wittelsbacher Haus in Brandenburg. 1324—1373.

Die Mark Brandenburg sowohl, als die Ordensmacht in Preußen hatten, nach schweren Kämpfen, einen Zustand errungen, der auch für künftige Zeiten das Beste hoffen ließ. Nach außen standen beide Länder hochgeachtet, so daß es ein Feind nicht so leicht wagte, den Muth und die Tapferkeit der aus so manchem Streite siegreich hervorgegangenen Bewohner auf eine neue Probe zu stellen. Im Innern beider Staaten herrschte Ruhe, Sicherheit und Wohlstand, ja Ueberfluß. Leider endigte diese glückliche Periode zu schnell und wir werden im Folgenden sehen, welcher Unstern über Brandenburg waltete, wie dasselbe der Auflösung ganz nahe

kam, wir werden aber auch sehen, wie die Kraft des Ordens gebrochen wurde und derselbe so danieder sank, daß er sich nie wieder erheben konnte.

Wenden wir uns zuerst nach Brandenburg.

Das Aussterben einer Herrscherfamilie war, bei der Lehnsverfassung, jederzeit ein wahres Landesunglück. Da traten von allen Seiten Leute auf, die mit der alten Dynastie verwandt waren oder sein wollten und erhuben Ansprüche, die nur dann Geltung hatten, wenn eine tüchtige Macht zur Seite stand, die aber unbeachtet verhallten, wenn dieß nicht der Fall war. Alle Leidenschaften wurden rege, den Parteiungen war Thor und Thür geöffnet; Zucht und Ordnung verschwand und das Gebäude, welches mit so vieler Mühe aufgebauet worden, sank in kurzer Zeit schmählich in Trümmern. So war es überall im deutschen Reiche, so war es auch bei Waldemars Tode (1319) in Brandenburg.

Noch lebte zwar Heinrich der Jüngere; doch darauf achtete man gar nicht; ein Jeder griff zu und nahm, worauf er einen Anspruch zu haben vorgab oder wirklich hatte. Herzog Rudolph zu Sachsen-Wittenberg strebte zwar nach der Vormundschaft über den unmündigen Fürsten, zu welcher er auch wohl ein Recht hatte, da er in gerader Linie von Bernhard I., dem jüngsten Sohne Albrecht des Bären, abstammte; doch dem widersetzte sich mit Erfolg der Erzbischof Burchard von Magdeburg, der sein Lehnsrecht auf einen Theil der

Altmark wieder in Anspruch nahm. Die Fürsten von Anhalt wollten aber ein noch näheres Recht auf die Vormundschaft und das fette Erbe haben, da sie von dem ältesten Sohne des Herzogs abstammten, während Rudolph nur ein Nachkomme des jüngsten Sohnes sei. Wer nun gar nicht auf Verwandtschaft Anspruch machen konnte, nahm einen Landstrich als erledigtes Lehn in Besitz. Waldemars Wittwe, Agnes, ließ sich von den mittelmärkischen Städten huldigen und als sie sich darauf mit dem Herzoge Otto dem Milden von Braunschweig vermählte, so brachte sie diesem das Land zu, welches doch nur ihr Witthum sein sollte und setzte sogar ihren neuen Gemahl zum Erben ein. Die Wittwe Heinrichs II. besaß die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen ebenfalls als Witthum und sie übergab diese Besitzung, gegen alles Recht, ihrer Tochter Sophia, da diese den Herzog Magnus von Braunschweig heirathete. Dieser verkaufte Landsberg, das ihm rechtlich gar nicht zukam, an den Markgrafen Friedrich von Meißen und so verlor Brandenburg einen seiner schönsten Landstriche auf ewige Zeiten. Heinrich der Löwe von Mecklenburg riß die Priegnitz nebst den Städten Pasewalk und Prenzlau an sich, nahm auch die Ukermark ein, wurde jedoch aus derselben durch die pommerschen Herzöge vertrieben, denen Alles daran lag, dieses Land wieder mit Pommern zu vereinigen. Auch den brandenburgischen Antheil von

Pommerellen nahmen sie in Besitz. Böhmen bemächtigte sich der Oberlausitz als eines abgestorbenen böhmischen Lehns, was auch der Kaiser bestätigte. Große Stücke der Neumark wurden von Polen losgerissen, eben so besetzten die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt die naheliegenden Ortschaften und ersterer machte die Lehnsherrschaft über die Altmark wieder geltend.

Als nun Heinrich der Jüngere schon nach wenigen Monaten starb (1320), da erreichte erst die Verwirrung den höchsten Grad. Ueberall Zerrüttung, Kampf und Streit. Die armen Einwohner wußten nicht, welchem Herrn sie gehorchen sollten. Heute mußten sie Einem huldigen, der vielleicht morgen schon von einem Mächtigern verjagt wurde und der nun ebenfalls den Unterthaneneid von ihnen forderte. Es entstanden im Innern Parteien für und wider die neuen Herren; der Aufruhr tobte im ganzen Lande, die Sicherheit verschwand, Raub Plünderung und Mord, Gräuel aller Art waren an der Tagesordnung; der Wohlstand ging zu Grunde und mit der Armuth zog bei den Menschen die Sittenlosigkeit ein. Die Städte waren es abermals, die dem Verderben ein Ziel setzen wollten; einundzwanzig derselben verbanden sich und erklärten Rudolph von Sachsen für ihren Herrn, für den auch wirklich die Umstände sich anfangs günstig zeigten, da die Streitigkeiten zwischen zwei zugleich gewählten Kaisern, Ludwig dem Baiern und Friedrich von Oestreich, ihm vorläufig

freie Hand ließen; doch es sollte bald anders werden. Ludwig siegte und verlieh die Mark seinem eignen Sohne als erledigtes Reichslehn (1324).

Bevor dieß jedoch geschah, und lange nachher, als es geschehen war, dauerte das Unheil in den Marken fort und stieg sogar bis zu einer fürchterlichen Höhe. Die Edelleute, bis dahin von den kräftigen Askaniern in heilsamer Zucht gehalten, kümmerten sich nicht um die neuen Herren, vielmehr suchten sie ihr altes Gewerbe der Straßenräuberei um so emsiger hervor, da sie dasselbe jetzt ganz ungestraft ausüben konnten. Räuberbanden von einer Anzahl und einer Macht, wie wohl nie existirt hatten, plagten das Land, brandschatzten Dörfer und Städte, so daß Niemand in seinem Hause, geschweige auf der Landstraße seines Lebens und Eigenthums sicher war. Besonders ist die Bande der Stehlmeiser, Stellmeiser oder Stehlmäuser berüchtigt geworden, die über hundert Jahre in der Mark ihr Wesen trieb und erst von den kräftigen Hohenzollern gänzlich vernichtet wurde.

Und der deutsche Kaiser that nichts, solchem Unwesen zu steuern? —

In Deutschland war es leider schon dahin gekommen, daß die Reichsfürsten ganz unabhängig vom Kaiser geworden waren und daß sie mehr auf ihren eignen nächsten Vortheil sahen, als auf den Vortheil des allgemeinen Vaterlandes. Gar zu gern fielen sie deshalb in

ihrer Wahl auf einen Fürsten, dessen Macht ihnen nicht beschwerlich werden konnte, der nicht im Stande war, das alte, ihnen unangenehme Ansehn seiner Vorfahren wieder herzustellen. Den Kaisern hingegen lag Alles daran, eine größere Macht zu erringen und sie benutzten ihre Stellung dazu, wie sie es nur vermochten. In der Zeit, von welcher wir reden, zerfiel Deutschland eben in zwei Parteien; die eine wählte den tapfern und gemüthlichen Herzog Ludwig von Baiern, während die andre den ebenfalls wackern Friedrich den Schönen von Oestreich auf den Thron setzte. Daraus entspann sich ein hartnäckiger Streit, der acht Jahre lang dauerte und keinen andern Zweck zu haben schien, als die Verwüstung der Länder. Endlich, 1322, kam es zur Entscheidung. Die beiden Brüder, Friedrich von Oestreich und Leopold wollten von zwei Seiten mit Uebermacht ihren Feind in seinem eignen Lande (Baiern) angreifen; doch der ritterliche Friedrich erwartete nicht die Ankunft seines bedächtigern Bruders und beschloß, den bedenklichen Kampf ganz allein zu bestehen. Es war am 28. September 1322, als die feindlichen Heere bei Ampfingen, unweit Mühldorf, sich entgegenstanden. Ludwig zeichnete sich in seiner Tracht nicht aus vor dem geringsten Reitersmanne, auch übergab er wohlbedächtig den Oberbefehl dem ganz verwachsenen, aber kriegserfahrenen Feldhauptmann, Seifried Schweppermann. Friedrich hingegen verschmähete

den Rath seiner vorsichtigern Freunde; an seinem Ehrentage wollte er auch im gebührenden Glanze erscheinen und stellte sich deßhalb an die Spitze des Heeres in goldfunkelnder Rüstung, bedeckt mit einem Helme, auf welchem der strahlende Reichsadler thronte und so stürzte er sich muthig in die Schlacht. Wie ungestüm aber auch der Angriff war, eben so tapfer war die Vertheidigung, und als nun der Kampf in größter Hitze entbrannte und kein Theil weichen wollte, da auf einmal donnerte im Rücken der Oestreicher eine schwer gewaffnete, feindliche Reiterschaar herbei (so hatte es Schweppermann angeordnet), angeführt durch den Burggrafen von Nürnberg und brachte in die muthigen Schaaren eine grenzenlose Verwirrung. Alle Bande der Ordnung und des Gehorsams lös'ten sich, keines Anführers Befehl wurde mehr geachtet, die vorher eng geschlossenen Massen zerstoben und nur Friedrich nebst seinem Bruder Heinrich und vierzehnhundert von Adel kämpften noch verzweifelt um den ihnen schon unwiderbringlich entrissenen Sieg. Was half solche ohnmächtige Anstrengung; der Tag war für Baiern gewonnen, und der edle Nebenbuhler fiel mit seinem ganzen treuen Anhange in die Hände des Baiern, seines Verwandten und ehemaligen Freundes.

«Jedem ein Ei, dem Seifried Schweppermann zwei!» mit diesen Worten ehrte Ludwig zunächst den Mann, dem er die erste Krone der Christenheit verdankte. Die ganze Umgegend war nämlich verwüstet und selbst

die Anführer mußten die nothwendigsten Bedürfnisse entbehren; kaum daß man für die Person ein Ei auftreiben konnte; nur Schweppermann erhielt noch eins als wohlverdiente Zugabe. —

Der Kampf war aber durch den Sieg bei Ampfingen noch lange nicht entschieden, vielmehr setzte ihn Leopold um so hartnäckiger fort. Auch der ränkevolle Papst Johann XXII., der damals zu Avignon residirte, und der König von Frankreich nahmen sich der geschlagenen Partei an. Ersterer befahl dem Baiern, die Krone, welche er ganz unrechtmäßig besitze, niederzulegen und da dieser sich auf ein Concilium berief, indem er den einzeln dastehenden Befehl des Statthalters Christi nicht anerkannte, wurde sogar der Bannstrahl auf ihn geschleudert.

Indessen bekam Friedrich das feste Schloß Trausnitz zu seinem Gefängnisse angewiesen und Ludwig so wenig als die meisten Fürsten, und selbst die Geistlichen, kümmerten sich um den Bannstrahl. Es hatte der Gegenpartei die Gemüther entfremdet, daß der Papst beabsichtigte, den König von Frankreich auf den deutschen Thron zu erheben und so kam es, daß auf dem Reichstage zu Nürnberg (1323) die Reichsfürsten einwilligten, als der Kaiser seinen ältesten, achtjährigen Sohn mit der Reichserzkämmererwürde, der Mark Brandenburg und überhaupt allen Ländern, welche Waldemar einst besessen hatte, feierlich belehnte. Es verging aber noch

ein volles Jahr, bevor der junge Markgraf seine Länder in Besitz nahm (1324).

Wir können es uns hierbei nicht versagen, einen Zug echtdeutscher Gesinnung zu erwähnen, der selbst unsern Schiller zu seinem herrlichen Gedichte «Deutsche Treue» begeistert hat und wo es unserm Herzen wehe thut, wenn wir vernehmen, daß mäkelnde Kritiker auch hier mit schonungsloser Härte das Edle zu dem Gemeinen herabzuziehen suchen.

Drei Jahre hatte Friedrich zu Trausnitz in freundloser Einsamkeit verlebt, da nahete sich ihm der Tag der Freiheit und diese Freudenbotschaft wurde ihm angekündigt durch — seinen Feind, Ludwig den Baiern. Gern verzichtete der Gefangene auf die Würde, die ihm solches Unglück gebracht und froh begab er sich wieder zu den Seinigen. Aber diese, unversöhnlich, wie sie waren, wollten nichts von der Verzichtleistung wissen und Friedrich? — Er kehrte freiwillig als Gefangener zurück. Mit diesem Schritte des Edelmuthes war die Wolke verscheucht, welche bis dahin so feindlich zwischen die Freundesherzen sich gelagert hatte. Während ihre Anhänger draußen sich noch blutig befehden, sehen wir die beiden feindlichen Freunde vertraut mit einander in München leben, ganz wie in den Tagen ihrer frühern Jugend, ein Herz und eine Seele. Wir sehen sie, wie sie sich mit einander belustigen; keinem schmeckt das Essen, wenn nicht der andre mit am Tische sitzt; ja,

— so einfach waren jene Zeiten — sie schlafen in einem Bette. Auch die Regierung hätte jetzt Ludwig so gern mit ihm getheilt; aber der alte Haß war noch nicht erstorben, die Fürsten willigten unter keiner Bedingung ein.

Doch wir kehren von dieser, hoffentlich verzeihlichen, Abschweifung zurück und wenden uns wieder zu der eigentlichen Geschichte Brandenburgs.

Vier schreckliche Jahre waren vergangen, ehe Brandenburg wieder einen Herrn bekam und als es denselben erhielt, war es ein Kind von zwölf Jahren, nämlich

Ludwig I., der Aeltere. 1324—1351.

Der sollte einem Uebel steuern, was kaum die kräftigste Manneshand zu thun vermochte. Einen Feind ins Besondre besaß er, der nicht ruhete und rastete, der Alles daran setzte, nicht bloß den ihm verhaßten Kaiser vom Throne zu stoßen, sondern auch dessen Sohne die Mark zu entreißen, es war dieß der eben so schlaue als kräftige Papst Alexander XXII.

Niemand erkannte das Schwierige dieser Lage besser, als der Kaiser selbst und er wendete Alles an, das drohende Ungewitter zu beschwören. Zuerst bestellte er in den Grafen Berthold und Heinrich von Henneberg, Günther von Lindau, Heinrich von Schwarzburg, Bernhard von Mansfeld und Friedrich von Meißen seinem Sohne tüchtige Statthalter und Räthe. Besonders war

der zuerst genannte Berthold von Henneberg seinem Amte ganz gewachsen. Nun verlobte er den jungen Markgrafen mit Margaretha, der Tochter des Königs Christoph von Dänemark, welche ihren Bräutigam nicht nur einen Brautschatz von 12,000 Mark Silbers, sondern auch, durch ihres einflußreichen Vaters Vermittelung, die Priegnitz und alle von Mecklenburg eroberten Güter zubrachte. Zugleich verlobte er seine eigne (des Kaisers) Tochter Mathilde mit dem zwölfjährigen Markgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Meißen. Dieser hatte zwar schon eine Braut, Jutta, Prinzessin von Böhmen, die sich seit einem Jahre auf der Wartburg aufhielt; jetzt wurde sie, zum größten Verdrusse ihres Vaters und der Böhmen, zurückgeschickt. Auch Rudolph von Sachsen gab, bei der Ankunft des neuen Markgrafen, alles Eroberte zurück und behielt nur die Niederlausitz in Pfand, bis ihm 16,000 Mark Silbers gezahlt werden konnten. Otto von Braunschweig wurde abgefunden; er erhielt die Altmark, das Witthum seiner Gemahlin, auf deren Lebenszeit. Die Städte des Landes wurden gewonnen, indem man ihnen Freiheiten und Rechte bestätigte, ja vermehrte. Die Herzöge von Pommern und der König von Polen gaben indessen von Allem, was sie sich zugeeignet, nichts wieder heraus.

Auf welche engen Grenzen war die große Ländermasse, welche die Askanier zuletzt beherrscht hatten,

zurückgebracht! Bloß die Priegnitz, Mittelmark und Neumark waren geblieben; aber selbst dieses kleinen Besitzes sollte Ludwig nicht froh werden.

Mit Ingrimm gewahrte der unversöhnliche Papst Johann XXII., daß die Dinge in der Mark sich wieder zu Gunsten seines Feindes zu gestalten anfingen. Kein Mittel war diesem herrschsüchtigen Priester zu schlecht, wenn er dadurch nur den Untergang des baierschen Hauses bezwecken konnte. Der Bannstrahl, begleitet von den fürchterlichsten Verwünschungen, traf Vater und Sohn; den Unterthanen wurde aufgegeben, sich der auf unrechtmäßige Weise erworbenen Herrschaft zu entziehen oder auch ihnen würde mit dem Fluche der Kirche gedroht. An Helfershelfern fehlte es nicht, die sich die Umstände zu Nutze machten und, im Namen Gottes, gleich wüthenden Raubthieren, in die Mark einbrachen. Ebenfalls waren es zuerst die Geistlichen, welche die blutrothe Kriegesfackel schwangen. Der Bischof von Magdeburg, längst begierig auf die reiche Beute, entsendete seine Horden, die mordeten, sengten und brennten ärger als Heiden und Türken. Auch der Bischof von Lebus und mit ihm die Geistlichkeit erregten einen Aufstand, freudig dem Befehle des Mannes in Rom nachkommend und in der Hoffnung, sich persönlich an der Stadt Frankfurt zu rächen, die ihm den Zehnten verweigert und es abgeschlagen hatte, daß dieser geistliche Oberhirt in ihren Mauern seine Residenz aufschlüge.

Um jeglichen Widerstand niederzuschlagen, vereinigte er sich mit dem Polenkönige Wladislaus dem Kleinen, dem es, nach wechselvollen Schicksalen, gelungen war, Groß- und Kleinpolen zu vereinigen und sich die Königskrone aufzusetzen.

Dieser Unhold säumte auch nicht, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und mit seinen zuchtlosen Banden, zu denen sich noch raubsüchtige Russen, Litthauer und Wallachen gesellten, in die Marken einzufallen und das flache Land bis in die Gegend von Brandenburg auf eine Weise zu verheeren, wie es noch nie geschehen war. Nichts galt diesen Barbaren für heilig. Kirchen und Klöster brannten sie nieder, trieben mit den heiligen Gefäßen schändlichen Spott, ermordeten die Mönche, sättigten ihre viehische Begierde an den Klostergaufrauen, welche dann ebenfalls ohne Erbarmen niedergehauen wurden. Jedes Dorf, welches sie erreichten, wurde schonungslos niedergebrannt, die Bewohner ermordet oder als Sklaven entführt. An zweihundert blühender Ortschaften wurden auf diese Weise von der Erde vertilgt und über 6000 der unglücklichen Einwohner in die schmählichste Leibeigenschaft geschleppt. Umsonst hatte der Markgraf die Bürger der größern Städte und seine Vasallen zur Abwehr dieser Unholde aufgerufen; jetzt erst, da die Noth so hoch gestiegen, daß sie fast nicht höher steigen konnte, gab die Verzweiflung auch dem Zaghaftesten Muth. Besonders leisteten die Bewohner

von Brandenburg und Frankfurt namhaften Widerstand und Wladislaus, der seine eignen Horden nicht mehr bändigen konnte, die anfingen, an dem Nothwendigsten Mangel zu leiden, mußte die Marken räumen (1327), bis zur Grenze von seinen erbitterten und racheschnaubenden Gegnern verfolgt. Gern bewilligte er den Frieden.

Nun sollte aber der Anstifter dieses unendlichen Unheils für seine Schändlichkeit büßen; deßhalb wendeten sich die Frankfurter gegen den gottlosen Bischof Stephan von Lebus, der sich furchtsam in seine Residenz Göritz, jenseit der Oder, zurückgezogen hatte. Die Stadt wurde erobert, die Domkirche niedergebrannt und Stephan ins Gefängniß geworfen, aus welchem er sich erst durch große Geldsummen loskaufen konnte.

Selbst hier, wo doch die Schändlichkeit so offenbar zu Tage lag, konnte der Papst seinen Haß nicht verleugnen; er belegte die Stadt Frankfurt mit Bann und Interdikt, weil sie es gewagt hätte, an einem gesalbten Haupte zu freveln. Bei den freisinnigen Frankfurtern hatte aber der Bannstrahl schon seine Macht verloren. Sie kümmerten sich nicht um den geistlichen Fluch; Handel und Verkehr gingen fort, ja es gefiel ihnen sogar, daß sie dem Bischofe keinen Zehnten mehr zu zahlen hatten. Wollte ein Priester sein Amt nicht verwalten, jagten sie ihn frischweg zur Stadt hinaus und so kam es, daß achtundzwanzig Jahre lang sie anfäng-

lich wenig, zuletzt gar keinen Gottesdienst mehr hatten, sich auch nicht danach zurücksehnten. Diese Gleichgültigkeit wurde am Ende selbst dem heiligen Vater bedenklich und er hielt es für klug, den Bann aufzuheben, ohne daß man darum nachsuchte; aber mit eben so großer Gleichgültigkeit sahen die Bürger von Frankfurt die ehrwürdigen Hallen der Kirchen geöffnet, und es wird erzählt, die Ceremonien wären ihnen nach und nach so fremd geworden, daß sie laut lachten, als der Priester wieder in seiner Amtstracht vor dem Altare erschien, Messe las, räucherte 2c. Ja Manche waren sogar über die Wandlung ungehalten, da der Bischof den Zehnten wieder bekommen mußte, den man bis jetzt vortheilhaft in den eignen Nutzen verwendet hatte.

Ruhe sollte aber in dem fortgeplagten Lande noch lange nicht werden; denn kaum waren die Polen und Litthauer vertrieben, als auch schon ein schwerer Krieg gegen Pommern losbrach. Mit dem Aussterben der Askanier verweigerte nämlich Pommern gegen Brandenburg die Lehnspflicht und wies zugleich die Forderung Ludwigs, der die Ukermark wieder haben wollte, mit übermüthigem Trotze zurück. Das Schwert mußte entscheiden (1329) und es entschied zu Brandenburgs Nachtheile. Barnim von Stettin siegte so vollständig, daß Ludwig gezwungen auf die Lehnsherrschaft Verzicht leistete (1332) und, gegen die Summe von 6000 Mark Silbers, mit der Rückgabe der Ukermark und mit der

Zusicherung sich begnügte, daß Pommern, aber erst nach dem Erlöschen des jetzigen Fürstenhauses, an Brandenburg fallen sollte.

Noch eine Maßregel ergriff der junge Markgraf, um dem baierschen Hause den Besitz der Mark auf jeden Fall zu erhalten; er schloß nämlich — was zu jenen Zeiten nicht ungewöhnlich war — mit seinen Brüdern eine Erbverbrüderung. Mit dem Aussterben einer der beiden Linien, Baiern und Brandenburg, sollte die übrigbleibende beide Länder beherrschen. Freudig willigte der Kaiser in diesen Vertrag, der so ganz mit seinen eignen Wünschen übereinstimmte (1334).

In demselben Jahre wurde auch Berlin in den Bann gethan; doch scheint es, als ob die Berliner dabei nicht so gleichgültig geblieben wären, wie früher die Bürger von Frankfurt. Der ganze Hergang dieser Sache ist aber für den Geist der damaligen Zeit und namentlich der Geistlichen so charakteristisch, daß wir etwas ausführlicher hierbei verweilen müssen.

Zwar hatte der sächsische Herzog Rudolph seine Ansprüche auf die Mark öffentlich aufgegeben, doch im Geheimen nährte er noch immer den Wunsch, Herr eines Landes zu sein, das ihm von Gottes- und Rechtswegen zukomme und durch dessen Besitz er seine Macht bedeutend vergrößern könnte. Deßhalb unterhielt er mit mehrern einflußreichen Personen ein geheimes Verständniß und lauerte bloß auf eine günstige Gelegenheit, wo

er wieder öffentlich als Bewerber um die Mark auftreten könnte. Das Volk aber sehnte sich nach Ruhe und namentlich waren die Städtebewohner mit ihrem jetzigen Herrn, dem sie mancherlei zu verdanken hatten, gar nicht unzufrieden. Bessern Boden für seine Aussaat fand er bei den fanatischen Geistlichen, die sogar in ihrer Pflicht handelten, wenn sie eine Empörung gegen den, von dem Oberhaupte der Christenheit, gebannten oder aus der Kirchengemeinschaft verstoßenen Fürsten begünstigten. Diese Verbindung blieb nicht verschwiegen und die Brandenburger warfen auf den Herzog, der aufs neue die Fackel der Zwietracht in ihre Fluren schleudern wollte, einen gewiß zu entschuldigenden Haß. Um so enger schloß sich das Band zwischen ihm und der Priesterschaft, wo besonders der Propst von Bernau, Nikolaus, in die geheimsten Pläne eingeweiht war. Dieser Mann war, als hochfahrend und hart, schon längst verhaßt; man wußte, daß er mit unerbittlicher Strenge alle Abgaben, er mochte sie mit Recht oder Unrecht zu fordern haben, eintrieb und wenn auch darüber die Abgabepflichtigen in die größte Noth geriethen. Jetzt vernahm man noch, wie derselbe Nikolaus dem Feinde des Vaterlandes die Hand biete, das mußte die Erbitterung gegen ihn um so mehr steigern.

Auch in Berlin hatte er Geldzinsen zu fordern und that dieß, merkwürdiger Weise, mit verletzenden Worten auf der Kanzel der Marienkirche. Allgemeines Murren

und entschiedenes Verweigern der Forderung war die Antwort der Gemeinde. Da ergriff er die gewöhnliche Waffe der Geistlichen, er rief wie ein Unsinniger den Fluch über die ganze gottlose Stadt herab, auf welche er in den stärksten Ausdrücken den Bannstrahl schleuderte. Jetzt kannte die Wuth der Berliner keine Grenzen mehr; man drang von allen Seiten auf den Unbesonnenen los, der sich zur Flucht gezwungen sah, aber kaum die Kirchthür erreichte, wo man ihn tumultarisch niederschlug. Noch heute steht ein Kreuz auf der Stelle, wo diese That geschah. Selbst der Leichnam des Ermordeten mußte den Ergrimmten dazu dienen, ihre Wuth abzukühlen; sie schleppten denselben auf den neuen Markt, wo sie ihn dem Feuer übergaben.

Kaum aber war man wieder zur Besinnung gekommen, als man auch bereuete, sich so weit vergessen zu haben. Was folgen würde, ließ sich denken. Einem solchen gottvergessenen Volke mußte selbst der Himmel verschlossen werden, zu welchem nur die Geistlichen den Schlüssel führten; deßhalb säumte der Bischof von Brandenburg keinen Augenblick, Bann und Interdikt über die ruchlose Stadt zu verhängen. —

Wie dumpfe Gewitterschwüle lagerte es über Berlin. Aller Muth war entwichen, alle Geschäfte stockten, stumm und trostlos ging Einer an dem Andern vorüber. Vor Allem mußte der Bischof besänftigt werden; allein wie demüthig auch der Berliner Magistrat um Gnade flehete,

welche stattlichen Anerbietungen derselbe auch that, der beleidigte Priester kannte kein Erbarmen. Man ging weiter, sandte einen Boten nach Rom, der einen tüchtigen Beutel voll Goldgülden mitnahm, hoffend, daß dieses Mittel, das in Rom stets Wunder gethan, auch dießmal aus der Noth helfen sollte; allein der Papst weidete sich an der Verlegenheit der Berliner, der treuen Anhänger des von ihm angefeindeten Markgrafen und der Bote reis'te unverrichteter Sache wieder ab. Aufs neue wendete man sich an den Bischof, das Flehen erneuernd und verstärkend; da endlich, als sich die Stolzen so ganz gedemüthigt hatten, gab der harte Mann nach (1335); stellte aber noch als erniedrigende Bedingung: Die Berliner müssen in der Marienkirche einen neuen Altar bauen (wie theuer derselbe sein müsse, war auch bestimmt), ein steinernes Kreuz an der Stelle des Mordes aufrichten, dabei Tag und Nacht eine brennende Wachskerze unterhalten und jährlich in den Städten Berlin und Köln dem Erschlagenen Seelenmessen lesen lassen.

Gern ging man auf diese Forderungen ein; doch war hierdurch die Sache noch lange nicht abgemacht; auch Geld wollte der Priester dabei gewinnen, deßhalb zog er die Verhandlungen in die Länge, indem er behauptete, nur der Papst könne vom Banne freisprechen und er weiter nichts thun, als sich für die reuigen Sünder verwenden. Abermals reis'ten nun Abgesandte

nach Rom, die nach langem Verzögern (bis 1345), den sehnlichst gehofften Lösebrief mitbrachten. Noch kam aber Berlin dadurch nicht vom Banne frei, nun war erst die Zeit der Ernte für den Bischof. Je unerträglicher den Berlinern der bisherige Zustand gewesen war, um so bereitwilliger würden sie, so kalkulirte der Schlaue, sich zu tüchtiger Zahlung verstehen; deßhalb mußten die Bürger einzeln vor ihm erscheinen und sich männiglich loskaufen. Noch Einer war zu befriedigen, nämlich der neue Propst von Bernau, der auch erst ein tüchtiges Stück Geld erhielt und dem man alle, seinem Vorgänger verweigerten, Ansprüche für die Zukunft bewilligte. So rückte das Jahr 1347 heran, ehe der Fluch ganz und gar der armen Stadt entnommen wurde.

Neue Noth brachte dem Markgrafen der Tod der Herzogin Agnes von Braunschweig, des großen Waldemars Wittwe, welche im Jahre 1334 das Zeitliche segnete. Wie wir oben gesehen haben, war ihr die Altmark als Witthum zugesprochen und sie hatte dieselbe ihrem zweiten Gatten, dem Herzoge von Braunschweig, auf ihre Lebenszeit zugebracht. Kaum hatte sie die Augen zugethan, als auch schon der ewige Feind Brandenburgs, der Bischof von Magdeburg, sein altes Lehnsrecht geltend machte und das Land in Besitz nehmen wollte. Sowohl Ludwig, wie Herzog Otto konnten dieß nicht zugeben und ein neuer Krieg ent-

brannte, der, nach manchem Glückswechsel, durch einen Vergleich beendigt wurde. Magdeburg behielt, zufolge desselben, die Oberlehnsherrschaft, der Herzog von Braunschweig blieb Besitzer und erst nach dessen Hinscheiden sollte das Land an die Mark zurückfallen. Auch dieser Vergleich ging nicht ohne Verlust ab; Ludwig mußte 6000 Mark Silbers zahlen und die Oerter Wolmirstädt, Angern, Rojätz, Alvensleben und das sogenannte Stiftische an Magdeburg abtreten.

Nicht genug, daß diese nachtheiligen Fehden die Mark gänzlich herunterbrachten und daß nur ein Frieden, geschlossen auf jede Bedingung, die geschlagenen Wunden heilen konnte; so wurde auch noch der Markgraf in die langwierigen Streitigkeiten seines Vaters mit dem Papste und dem Hause Luxemburg hineingezogen. Zugleich unterstützte er, der doch im eignen Lande genug zu schaffen hatte, die Ordensritter gegen Litthauen, selbst Eduard III. von England gegen Frankreich. Nirgends Geld, nirgends Credit und dabei eine Ländergier, die ihn aus einer Verwirrung in die andere stürzte. Die unglücklichsten Folgen für ihn hatte seine Vermählung mit der reichen Erbin Tyrols, der berüchtigten Margaretha Maultasch. Doch um hier den Zusammenhang ganz zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Der Kaiser Ludwig hatte bis dahin sich gegen die Menge seiner Feinde aufrecht erhalten; das geschah be-

besonders durch seine enge Verbindung mit dem mächtigen Hause Luxemburg. Als er aber glaubte, den fremden Beistand entbehren zu können, that er Manches, was dem Vortheile der Luxemburger zuwider war und so entstanden anfangs Reibungen, die aber zuletzt in tödtlicher Feindschaft und blutigen Kriegen endigten.

Mit dem, in jeder Hinsicht, trefflichen Heinrich VII. war das an eigner Macht arme luxemburgische Haus zur deutschen Kaiserwürde gelangt. Durch Verheirathung seines dreizehnjährigen Sohnes Johann mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des letzten Böhmenkönigs Wenzeslaus, verschafft er diesem die böhmische Krone. Johann, bloß den Jahren nach ein Kind, ist klug und heldenmüthig, wie kaum ein Mann. Er fürchtet das Schwert eines Feindes eben so wenig, wie den oft gefährlichern Bannstrahl der widerspänstigen Geistlichen, stürzt sich aus einem Kriege in den andern und so gelingt es ihm, die Grenzen seines Reiches gewaltig auszudehnen. Gehaßt von seinen Unterthanen, deren Söhne er von einer Schlachtbank zur andern führt und deren letzten Heller er zu seinen Kriegszügen und Turnieren erpreßt, sind diese doch nicht vermögend, die Hand zur Empörung aufzuheben, da ihr wilder Herrscher mit blutiger Gewalt jeden Versuch zum Aufruhr unterdrückt.

Gerade das Gegentheil war sein Sohn Karl. Selbst hochgebildet, befördert er Künste und Wissenschaf-

ten, wandelt Böhmen um in einen herrlichen Garten, sorgt Tag und Nacht für seine Unterthanen, ist gegen Jedermann freundlich und gewinnt sich Aller Herzen. Sparsam bis zum Geiz, giebt er das Geld mit vollen Händen, wenn es darauf ankommt, prächtige und nützliche Bauten auszuführen, Ackerbau, Handel und Gewerbe in Aufnahme zu bringen. Dabei ist er klug, versteht durch listige Unterhandlungen sich mehr wahren Vortheil zu verschaffen, als es sein rauher Vater je mit dem Schwerte vermochte. Leider nimmt er es mit den Mitteln, welche ihn zum Ziele führen, nicht zu genau.

Wir mußten zuvor die Hauptpersonen kennen lernen, ehe wir in der Erzählung unserer Geschichte fortfahren.

Johann und Ludwig IV. waren treue Bundesgenossen, so lange es galt, die östreichische Macht zu bekämpfen. Entfremdet wurden die Gemüther zuerst, als Ludwig seinen Sohn mit der Mark Brandenburg belehnte. Wahrscheinlich war dem Böhmenkönige dieses Lehn in Aussicht gestellt, das nun einem Andern übergeben wurde. Der Riß zwischen Beiden erweiterte sich, als der Markgraf von Meißen die ihm verlobte böhmische Prinzessin zurücksendete und die Tochter des Kaisers heirathete. (Siehe oben!) Zum vollen Bruche kam es aber bei dem Streite über Tyrol.

Dieses romantische Land, so wie das Herzogthum Kärnthen gehörten damals der Prinzessin M a r g a r e t h a

mit dem Zunamen Maultasch, einem an Körper und Seele häßlichen Weibe. Das reiche Erbe lockte eine Menge Freier herbei, unter welchen Johann Heinrich, ein böhmischer Prinz und Bruder des nachmals so berühmt gewordenen Kaisers Karl IV., den nicht beneidenswerthen Sieg davontrug. Das sah Ludwig der Baier mit schelem Auge an und gab Kärnthen an das Haus Oestreich, wußte auch, obgleich Johann sich widersetzte, dieser Belehnung mit Gewalt Geltung zu verschaffen. So blieb dem Johann nur Tyrol; aber auch dieses sollte ihm entzogen werden.

Margaretha war ein wollüstiges Weib und der junge Prinz genügte nicht ihren Begierden, deßhalb suchte sie ihn auf jede Weise loszuwerden. Das gelang ihr; Johann, der seines Lebens nicht mehr sicher war, flüchtete zu seinen Verwandten nach Böhmen. Nun trug zwar die freche Buhlerin darauf an, sie wolle von einem Knaben geschieden sein, der ihr in keiner Hinsicht Mann sein könnte; allein der Papst verweigerte hartnäckig die Ehescheidung. Längst hatte sie ihre begehrlichen Augen auf den, von Gesundheitsfülle strotzenden Markgrafen von Brandenburg geworfen, der eben Wittwer geworden war und sie säumte nicht, den Kaiser anzugehen, daß er zu der neuen Verbindung seine Bewilligung ertheile. Das kam diesem höchlichst erwünscht. Längst hatte er den Besitz von Tyrol erstrebt, um einen freien Durchzug nach Italien zu bekommen

und sich für seine Herrschaft zu sichern; deßhalb redete er seinem Sohne zu, die günstige Gelegenheit ja nicht vorbeizulassen und die so bereitwillig dargebotene Hand zu ergreifen. Lange zauderte der Markgraf; es war ihm, als ob er alles Unheil voraussähe, welches aus diesem Schritte folgen müßte; doch gab er endlich nach und nun that der Kaiser das Unerhörte: Er schied — was nach damaligen Begriffen nur der Papst thun konnte — die Prinzessin von ihrem Gemahle, sprach sie von aller Schuld frei wegen der zu nahen Verwandtschaft mit seinem Sohne und die neue Ehe wurde mit ungemessener Pracht vollzogen (1342).

Das war eine Schlechtigkeit, die Ludwig beging, deren Folgen ihn hart genug trafen. Bis dahin hatten die deutschen Fürsten und das deutsche Volk treu zu ihm gestanden, hatten ihren Kaiser nicht verlassen, obgleich die päpstliche Wuth den ganzen Köcher der giftigsten Pfeile auf ihn geleert; aber von jetzt ab gestalteten sich die Sachen ganz anders. Ludwig hatte das Vertrauen verloren, er war verächtlich geworden, man sah in ihm weiter nichts, als einen habsüchtigen Ränkeschmied und nun erst stimmte man dem so oft gehörten Urtheile bei, der Kaiser sei ein Ketzer, und zwar ein ganz unheilbarer. Alles erhob sich gegen den Mann, für den sie kaum noch so muthig gestritten. Clemens VI., jetzt im vollsten Rechte, schleuderte abermals und abermals die furchtbarsten Verwünschungen der Hölle

auf Ludwig den Baiern und auf sein ganzes Haus. Wüthend erhob sich der so schwer gekränkte Johann von Böhmen; ihm folgten viele Andre, zum Theil frühere Feinde, zum Theil erst durch den schlechten Streich des Baiern bewogen. Dieser erbot sich, wenn man ihn im Frieden ließe, die ganze Niederlausitz an Böhmen abzutreten und außerdem 10,000 Mark Silbers zu zahlen; aber von einem Vergleiche wollte man nichts wissen und der Kampf begann. Ludwigs Heldenmuth hielt dennoch das Andringen der Feinde in Schranken und es half diesen nichts, daß sie in Karl IV., einem böhmischen Prinzen, ihm einen neugewählten Kaiser entgegenstellten (1346); so lange er (Ludwig) lebte, hatte der Nebenkaiser keine Gewalt und erst mit seinem Tode, der 1347 erfolgte, gelangte Karl zum unbestrittenen Besitze des Reichs.

Der Markgraf Ludwig war indessen nicht bloß in die mannigfaltigsten Fehden seines Vaters verwickelt, sondern er unternahm auch noch auf eigne Hand Dinge, die seinem Lande keinen Segen bringen konnten. Wie einfältig war nicht sein Benehmen gegen Otto von Braunschweig. Schon oben ist erzählt, daß dieser die Altmark auf Lebenszeit behalten sollte; nun lebte er aber dem Markgrafen zu lange. Dieser unterhielt heimliche Verbindungen in der Altmark, suchte die Städte gegen ihren jetzigen Herrscher aufzuwiegeln, gewährte den Edelleuten Schutz, die nun wieder ungescheut ihre

alte Straßenräuberei trieben, verschaffte sich so Anhang, und nachdem er dieß Alles so vorbereitet hatte, fiel er in die Altmark, in das Land, das er bald als Herr besitzen sollte, und haus'te hier auf das entsetzlichste. Otto zog dem Mordbrenner entgegen, unterlag aber in einer Schlacht bei Gardelegen (1342) und gab die Mark gegen eine Summe von 3400 Mark Silbers an Brandenburg zurück. Da geschah es aber, daß der Braunschweiger schon ein Jahr darauf zu seinen Vätern ging, wo also Ludwig das Land ohnedieß bekommen hätte. Was hatte also das Wüthen geholfen? Geld war verschwendet, Menschen waren ermordet, die blühenden Auen verwüstet, und dieß Alles, um Etwas zu erlangen, was in kurzer Zeit von selbst, und zwar in dem besten Zustande, ihm zugekommen wäre.

Mit dem Tode seines großen Vaters stürmte zehnfaches Unheil über die Mark herein. Die alten Feinde erwachten wieder und ließen nichts unversucht, was Gewalt und List vermochte, um das baiersche Haus gänzlich aus Brandenburg zu verdrängen, natürlich, um die eignen Ansprüche darauf geltend zu machen. Rudolph von Sachsen, die Grafen von Anhalt, der Erzbischof von Magdeburg, die Herzöge von Mecklenburg und Pommern säumten nicht, sich die Hand zu bieten. Der gefährlichste Feind war aber jedenfalls der große Luxemburger, Karl IV. Alle vereinigten sich zur Ausführung eines Planes, der, wenn er gelang, ganz gewiß der

Baiernherrschaft in Brandenburg ein Ende machen mußte. Der Plan selbst war so schlau ersonnen, die Rollen so gut vertheilt, der Erfolg selbst war so außerordentlich, daß es gewiß nicht unangenehm sein kann, wenn wir dieser Begebenheit ausführlicher gedenken, zumal da sie auch von einem unserer besten deutschen Schriftsteller (W. Alexis) sehr anmuthig als historische Novelle der Lesewelt dargeboten ist.

Der falsche Waldemar trat auf (1347) und fand überall Glauben. Was der Mensch wünscht, das hält er gern für wahr; so ging es auch hier. Wie tief war die Mark gesunken! Wohin war die Macht, das Ansehn, der Wohlstand und Glanz, dessen unter den askanischen Fürsten, besonders unter Waldemar, sich die brandenburgischen Länder erfreut hatten! War nicht mit den Baiern Unheil auf Unheil herbeigeströmt? Große Striche waren losgerissen, zum Theil gänzlich in fremden Händen, zum Theil verpfändet; im Innern tobte Raub und Mord, denn ohne Scheu trieben die Edlen wieder Wegelagerung und haus'ten die Stellmäuser; Handel und Gewerbe, einst so blühend, lagen gänzlich danieder; die verderbliche Gewalt der Kirche erhob frecher als je ihr Haupt; die Provinzen, welche von der Kriegsfurie verschont geblieben, wurden ausgesogen von unbarmherzigen Herren; und nirgends Hülfe, da der, welcher allein helfen konnte, nur mit Widerwillen sich in den Marken aufhielt, ungeliebt und auch gar nicht ge=

sonnen, sich Liebe zu erwerben. In den romantischen Bergen Tyrols und in den fruchtbaren Auen Baierns (er war seit 1347 Herzog von Baiern), dort nur sah er seine eigentliche Heimath, aber nicht in den unfreundlichen Sandwüsten Nordens. Alles dieß stand den Märkern jetzt deutlicher als je vor Augen, und sie sehnten sich nach den alten, glücklichen Zeiten zurück.

Auf einmal verbreitet sich ein wunderliches Gerücht. Nein, das Glück wäre zu groß, man kann es kaum glauben: der alte Markgraf Waldemar, an dessen Namen sich nur die freundlichsten Erinnerungen knüpfen, ist nicht todt, heißt es, er lebt und ist hier und dort in den Marken gesehen worden. Man fragt weiter, man hofft und zweifelt, und so viel erfährt man als gewiß: ein ehrwürdiger Pilgersmann wandelt umher und giebt bedeutungsvolle Winke, wie man noch nicht verzagen, sondern hoffen solle, da bald ein Erlöser erscheinen werde, und zwar Waldemar selbst. Freudiges Erstaunen ob solcher Kunde zieht ein in die Herzen der Bedrückten, ein Jeder wünscht: Ach, daß doch wahr wäre, was der Pilger spricht! denn noch hatte Niemand Gewißheit.

Beim glänzenden Mahle sitzt der Erzbischof von Magdeburg. Ein alter Pilgrim erscheint und bittet die Dienerschaft, ihn bei dem Herrn zu melden, da er demselben eine Sache von hoher Wichtigkeit vortragen wolle. Das habe gewiß Zeit bis morgen; beim Gelage

lasse man sich nicht stören; so lautet die Antwort, welche der Bischof dem Wartenden hinaussagen läßt. Dieser jedoch weicht nicht von dannen; einen Becher Weins wünscht er wenigstens, um seine ermatteten Glieder zu laben. Solchen bescheidenen Wunsch kann man nicht abschlagen; der Wein wird gebracht, der Becher geleert, aber in den leeren Becher hat der Alte einen Ring geworfen, ihn so zurückgegeben und ist fortgegangen. Der Ring war aber des großen Waldemars Siegelring, als solchen erkannte ihn der erstaunte Kirchenfürst auf den ersten Blick. Hastig befiehlt er, den Pilgersmann aufzusuchen und ihn vorzuführen; wichtige Dinge seien im Werke und jetzt nicht Zeit, die Freuden der Tafel zu genießen. Ein kleiner, hagerer Mann, ehrwürdigen Ansehns, um dessen gefurchte Wangen silbernes Greisenhaar herabhangt, steht kurz darauf vor dem geistlichen Oberhirten, seinen Gästen und der neugierigen Dienerschaft.

«Wer bist Du? Wie kommst Du zu diesem Ringe?» — Das sind die hastigen Fragen, welche der Alte mit Ruhe und Würde dahin beantwortet:

«Vor achtundzwanzig Jahren hieß ich Waldemar und war Markgraf von Brandenburg. Daß ich nicht gestorben bin, sondern lebe, lehrt der Augenschein. Ach, es war nicht mein Wille, wieder in der Menschenwelt aufzutreten und auf meinen Namen zu pochen; allein die Umstände haben dieß nothwendig gemacht.»

Da man in ihn dringt, das Räthsel zu lösen, fährt er fort:

« Meine Gemahlin, Agnes, stand mit mir in zu nahem Grade der Verwandtschaft, als daß ich mich ihres Besitzes hätte ohne arge Gewissensbisse freuen können; ich mußte sie verlassen und meine Schuld büßen. Wie dieß anfangen? Eine verstellte Krankheit half; ich selbst entfloh, und mit Hülfe eines alten, treuen Dieners wurde nicht bloß meine Flucht verheimlicht, sondern sogar die Kunde von meinem Tode unzweifelhaft gemacht. Statt meiner lag auf dem Todtenbette ein unlängst Verstorbener, der heimlich dahingeschafft war; dieser wurde auch als Markgraf Waldemar feierlichst begraben. Während der Zeit pilgerte ich, in ein härenes Bußgewand gekleidet, der Stätte zu, wo der Erlöser in Knechtsgestalt gewandelt und gelitten. An seinem Grabe hoffte ich die Ruhe zu finden, die ich sonst vergeblich suchte. Unangefochten gelangte ich zu dem heiligen Lande; doch hier wurde ich von den Ungläubigen überfallen, in schmachvolle Knechtschaft geführt und viele Jahre festgehalten, bis es mir gelang, die Freiheit wieder zu gewinnen. Zurückzukehren und meine Ansprüche auf den Thron wieder geltend zu machen, fiel mir nicht ein; als Klausner wollte ich meine mir zugezählten Tage in stiller Abgeschiedenheit und in Beschauung verleben; da drang die Nachricht selbst bis zu meiner verborgenen Wohnstätte, in Brandenburg habe ein fremdes Geschlecht

sich der Herrschaft bemächtigt, und den eigentlichen Erben, Sachsen und Anhalt, seien ihre verbrieften Rechte gewaltsam entrissen. Es litt mich nicht länger; ich fühlte mich in meinem Gewissen verpflichtet, in die Welt, der ich schon längst entsagt hatte, zurückzukehren, nicht, um mich wieder in meiner vorigen Herrscherwürde zu zeigen, sondern um den Beeinträchtigten zu ihrem wohlbegründeten Rechte zu verhelfen.»

Auf solche Rede verschwand aller Zweifel. Der Siegelring, eine auffallende Aehnlichkeit mit dem seligen Markgrafen, eine Schmarre, die dieser einst im Gefecht über die Stirn erhalten, und die sich auch bei dem Pilger auf derselben Stelle vorfand, entschieden schnell zu Gunsten des Redners. Der Erzbischof trug kein Bedenken, diesen für den echten und rechten Waldemar anzuerkennen; ihm folgten alle Dienstleute des Hochstiftes, selbst Waldemars Schwiegersohn, der Herzog von Braunschweig, ingleichen die Herzöge von Sachsen, Mecklenburg und Pommern. Was sollte man da lange zaudern, hieß es; mit einem Schlage müsse der fremde Eindringling niedergeschmettert werden, und das könne nur geschehen, wenn er (Waldemar) selbst die Zügel der Regierung wieder ergriffe, da alle brandenburgischen Herzen nur ihm entgegenschlügen.

Einige Zeit schwankte der Pilger, dann gab er den dringenden Ermahnungen nach; das Pilgerkleid verschwand, und der Markgraf Waldemar von Bran-

denburg nahm die Glückwünsche seiner Freunde mit einer Würde an, als sei er für den Thron geboren.

Es war im Jahre 1348, als der angebliche Waldemar, umgeben von stattlichem Gefolge, in den Marken auftrat. Ludwig war, wie gewöhnlich, entfernt. Wo jener erschien, empfing man ihn mit einem Jubel, der aus der innersten Seele kam. Endlich sollte der Jammer aufhören, endlich die gute alte Zeit wiederkommen. Alle Glocken läuteten; die Gemeinden begrüßten ihn wie einen aus dem Grabe erstandenen Heiligen, und Jeder lauschte auf die verständige und wohlmeinende Rede des Gefeierten. Die meisten Burgen und Städte öffneten bereitwillig dem geliebten Fürsten ihre Thore, der durch Leutseligkeit und Milde alle Herzen bezauberte. Jedem seiner Schritte folgte Segen; überall traf er die weisesten Anordnungen, ertheilte Freiheiten, erließ Abgaben, ermahnte, warnte, strafte. Auch der leiseste Zweifel verschwand, da man den Trefflichen handeln sah; nur Waldemar und kein Anderer konnte es sein. Die von Ludwig eingesetzten Beamten verließen entweder freiwillig ihre Posten, oder wurden daraus vertrieben. Nur Spandau, Frankfurt und Brietzen, ingleichen ein Theil des Adels und der Johanniterorden hielten treu bei dem baierschen Hause. Brietzen insbesondere, das seinen Fürsten auch später in keiner Drangsal verließ, bekam den Namen Treuenbrietzen, was noch heut eine lateinische Inschrift am Rathhause der Stadt bezeugt.

Wie konnte Karl IV. solche günstige Gelegenheit unbenutzt vorbeilassen! Ein kaiserliches Heer erschien in den Marken; aber auch Ludwig hatte in Baiern Truppen zusammengezogen und sich vor Frankfurt gelagert, mußte aber bald sich hinter den Mauern der Stadt vertheidigen. Hier, vor Frankfurt, wurde nun das große Possenspiel eines feierlichen Verhörs angestellt. Waldemar erschien; und da nun der Herzog Rudolph von Sachsen und der Erzbischof Otto von Magdeburg einen Eid schwuren, der Mann, welcher vor ihnen stehe, sei wirklich und wahrhaftig der echte Waldemar; als sogar mehrere Ritter und selbst gemeine Leute, die den Markgrafen gekannt hatten, dasselbe betheuerten: so sprach auch der Kaiser das Machtwort aus, die Bewohner Brandenburgs sollten Den, der so viele Zeugnisse für sich habe, als ihren einzigen, rechtmäßigen Herrn lieben und ehren und ihm als treue Unterthanen in allen Dingen gehorchen. Dem Herzoge von Sachsen und den Fürsten von Anhalt gab er die Anwartschaft auf Brandenburg. Ohne Vortheil für den Kaiser durfte aber die Sache doch auch nicht abgehen; Waldemar mußte ihm die Lausitz abtreten.

Der Markgraf Ludwig, ein zwar leichtsinniger, aber äußerst tapferer Herr, vertheidigte Frankfurt so hartnäckig, daß der Kaiser abziehen mußte; zugleich erklärte er das ganze Verfahren für die schändlichste Betrügerei, und es gelang ihm, bei mehrern, dem baierschen Hause anhän-

gigen Fürsten mit seinen Klagen und Behauptungen Eingang zu finden. Vier Kurfürsten traten zusammen und wählten den Grafen von Schwarzburg als Gegenkaiser. Zum Unglück für Karl fiel ihre Wahl auf einen Mann, der unbedingtes Vertrauen besaß, und der als unerschütterlicher Anhänger des baierschen Hauses bekannt war. Bevor er die Krone annahm, mußten die Kurfürsten öffentlich erklären, Karl sei durch die Stimmenmehrzahl verworfen, und er (der Schwarzburger) sei ohne Bestechungen erwählt und berufen. So wurde der treffliche Günther von Schwarzburg deutscher Kaiser (1349), selbst für den ränkevollen Karl eine bedenkliche Sache, die ihn zu dem Entschlusse brachte, mit dem baierschen Hause eine Versöhnung einzuleiten. Auch hierbei fehlte es nicht an Machinationen. Karl hatte Geld, Günther war arm; für Geld und Verheißungen aber verstanden sich die deutschen Fürsten zu Allem. Unterhandlungen wurden angeknüpft, deren Erfolg nicht zweifelhaft sein konnte. Die nächsten Anverwandten des Schwarzburgers verließen denselben; selbst Pfalzgraf Rudolph, der treueste Anhänger des Baiern, trat zur Gegenpartei, da Karl sich mit seiner einzigen Tochter verlobte; vor Allem aber mußte Günther selbst entfernt werden, und dieß gelang leider nur zu gut, wahrscheinlich durch ein schwarzes Bubenstück. Der Edle siechte dahin, und der Verdacht war allgemein, es sei dieß die Folge eines Gifttrankes, welchen ihm ein berühmter Arzt aus

Frankfurt, Namens Freidank, gereicht habe. Wer auf den Charakter des schlauen Luxemburgers geachtet hat, kann sich des Gedankens kaum erwehren, dieser habe bei solcher Schandthat die Hand mit im Spiele gehabt. An Geist und Körper geschwächt, schon dem Tode verfallen, entsagte Günther der Kaiserwürde gegen eine Entschädigung von 20,000 Mark Silbers (zu Eltvil, jetzt Elfeld im Mainzischen) 1349; auch Ludwig lieferte die Reichskleinodien (Krone, Scepter, Reichsapfel, Evangelienbuch 2c.) aus und erkannte Karl IV. für den rechtmäßigen König Deutschlands. Um ganz sicher zu gehen, ließ sich dieser noch einmal wählen und krönen und blieb von jetzt ab wirklicher Alleinherr.

Noch herrschte aber in den Marken jener falsche Waldemar mit Weisheit und Kraft, und die Brandenburger wollten sich einen so trefflichen Fürsten nicht nehmen lassen. Dieses letzte Hinderniß war aber bald beseitigt; Karl nahm sein, vor Frankfurt gegebenes Wort zurück. Nicht er habe ja den Waldemar anerkannt, sondern die Fürsten hätten es ihm sogar eidlich versichert, Dieser und kein Anderer sei der wahre Markgraf von Brandenburg. Er habe nichts gethan, als die allgemeine Aussage bestätigt; jetzt sei er aber, da viele Herren es beschwören wollten, jener sei nicht der echte Waldemar, recht gern erbötig, die Sache noch einmal einer genauern Untersuchung zu unterwerfen. Ein Fürstentag wurde deßhalb zum 5. April 1350 nach Nürnberg beru-

fen. Erschienen auf demselben weder Waldemar, noch die sich für ihn verbürgenden Fürsten, dann läge es am Tage, daß Ludwig mit vollstem Recht die Marken besitze.

Selbst dieß schien bedenklich; Waldemars Anhang war groß, auch hatte derselbe den König Magnus von Schweden zum Schiedsrichter erkoren; deßhalb kürzte man das Verfahren ab, erklärte, viele Fürsten wollten es eidlich erhärten, der wunderbare Markgraf sei ein Betrüger, und schon Tags darauf wurde Ludwig nebst seinen Brüdern mit der Mark und der Lausitz förmlich belehnt; nur die Oberlausitz blieb bei Böhmen.

Mit großem Gepränge wurde nun das Gericht zu Nürnberg veranstaltet; denn der Schein sollte gerettet werden. Waldemar erschien nicht; und wie konnte er auch erscheinen? In der Wirklichkeit war der Proceß schon zu seinem Nachtheile entschieden; sein Land war vergeben; das ganze Gericht war nichts, als eine elende Spiegelfechterei. Daß es sich so verhalte, wußte der Kaiser gut genug; dabei spreizte er sich jetzt aber ganz gewaltig mit der Erklärung, wie es, wegen des Nichterscheinens, ganz klar zu Tage liege, der sogenannte Waldemar sei nicht der rechte, nämlich der Sohn Konrads, sondern ein Betrüger, und er fordere hierdurch die treuen Märker auf, in dem Baiern Ludwig ihren eigentlichen wahren Herrscher zu verehren.

So leicht ging dieß nun eben nicht; die Wittelsbach'sche

Herrschaft hatte zu großes Unheil über die Marken gebracht und war gehaßt. Die vorzüglichsten Städte verwendeten sich bei dem Kaiser, er möge ihnen den Waldemar lassen, und nach dessen Tode wollten sie gern sich ihren rechtmäßigen Herren, d. h. dem Herzoge von Sachsen und dem Fürsten von Anhalt, unterwerfen; allein sie wurden abschläglich beschieden. Noch standen der Herzog von Mecklenburg, der Erzbischof von Magdeburg und die Fürsten von Anhalt im Felde. Ludwigs Schwager, der König von Dänemark, Waldemar **III.**, zwang den Mecklenburger zum Frieden; diesem folgten bald darauf die andern Herren; nur die Städte wollten sich nicht fügen, bis der falsche Waldemar sie selbst ihres Eides entband, worauf sie sich der baierschen Herrschaft wieder unterwarfen.

Welches war aber das Schicksal Waldemars? — In dem Fürstenthum Anhalt fand er einen ruhigen Zufluchtsort und starb 1356 zu Dessau. Man behandelte ihn bis zu seinem Ende mit der Aufmerksamkeit, die einem Fürsten gebührt, und selbst sein Leichenbegängniß war der Würde, welche er begleitet hatte, ganz angemessen.

Die Geschichte des falschen Waldemar enthält noch so manches Geheimnißvolle, was vielleicht erst eine spätere Zeit aufklären wird. Auf keinen Fall kann man ihn als einen schlauen Bösewicht und Betrüger brandmarken. Ein Solcher würde nur an sich selbst denken,

während dieser Waldemar bloß das Wohl des Landes im Auge behielt, zu dessen Herrn er auf so außerordentliche Weise sich aufgeworfen. Eine fast wunderbare Verkettung von Umständen hatte ihn auf einen hohen Standpunkt gestellt, den er so würdig zu behaupten wußte. — Selbst, als er vom Schauplatze abgetreten war, stand er noch in der höchsten Achtung, die man ihm so gern bis an seinen Tod bewahrte. Etwas mit Gewißheit über ihn zu entscheiden, wäre jeden Falls eine lächerliche Anmaßung; nur vermuthen läßt sich Mancherlei, und da scheint es allerdings, als ob Wilibald Alexis über den Zweck und Plan des hin und wieder so hart Beschuldigten der Wahrheit wenigstens sehr nahe gekommen sei.

Waldemar, so viel ist sicher, war nicht der echte; aber er war zu der Erkenntniß gekommen, er sei der Mann dazu, der es vermöge, die alte Wohlfahrt in den Marken herzustellen, und die Gelegenheit, welche sich ihm dazu darbot, war so günstig, daß er sie nicht vorbeiließ, sondern selbst den — wie er meinte — unschuldigen Betrug nicht scheuete, um einen edlen Zweck zu erreichen.

Wer der Mann aber eigentlich gewesen ist, kann ziemlich gleichgültig sein; auch ist man darüber noch lange nicht im Reinen. Nach Einigen, und zwar den Meisten, war er ein Mühlknappe, Jakob Rehbock geheißen, aus Hundeluft bei Zerbst gebürtig; nach

Andern stammte er aus Beelitz und hieß Mainhard oder Mänike und war ein Bäcker; Manche machen ihn zu einem ehemaligen Mönche, der durch den Erzbischof von Magdeburg in der Rolle, die er zu spielen hätte, eingeweiht worden. Wahrscheinlich hatte er früher dem Markgrafen Waldemar sehr nahe gestanden, denn er wußte Geheimnisse, welche nur dieser allein wissen konnte. Die Aehnlichkeit des Gesichts und der Statur waren günstige Zufälligkeiten. Wie gesagt, Dieses, so wie vieles Andere in der ganzen Geschichte, gehört zu den nur schwer aufzuklärenden Dunkelheiten.

Ludwig I. aber, nie ein Freund der Brandenburger, ward durch die letzten Ereignisse vermocht, die Regierung über dieses Land in die Hände seiner Brüder, Ludwigs des Römers (er war in Rom geboren) und Otto's zu legen (1351), wogegen diese auf ihren Antheil an Oberbaiern Verzicht leisteten. Er selbst zog sich nach Baiern zurück, entsagte allen seinen frühern Eroberungsplänen, hielt sich meistens in Tyrol auf, und lebte jetzt ruhiger und zufriedener, als je vorher. Noch lastete der Bannfluch auf ihm, den der Papst, selbst nach dem Eltviler Vertrage, nicht lös'te; aber auch dieser Last wurde er ledig (1359), zuvor mußte er aber, der Form nach, von seiner Margaretha Maultasch geschieden werden, worauf das Ehepaar wieder aufs neue gesetzmäßig vereinigt wurde.

Bei seinem, 1361 erfolgten Tode hinterließ er einen

einzigen Sohn, Mainhard, der aber schon 1363 zur ewigen Ruhe einging. Margaretha vermachte nun in ihrem Testamente die Grafschaft Tyrol dem Hause Oestreich, das schon früher Kärnthen erworben hatte.

Aeußerlich stellte sich Ludwig dar als ein kräftiger, schöner Mann, dessen strahlender Feuerblick ritterlichen Muth verkündigte. Gefahr achtete er für nichts; kein Unfall konnte ihn beugen, und wo Alles verloren schien, behielt er Gegenwart des Geistes genug, den günstigen Augenblick wieder zu seinem Vortheile zu benutzen. Leider wurden diese Tugenden durch unverzeihliche Schwächen aufgewogen. Eine zu große Vorliebe für das weibliche Geschlecht verführte ihn zu manchen Ausschweifungen. Dabei war er ein schlechter Wirth, machte Schulden, ohne daran zu denken, dieselben je wieder zu bezahlen. Um die eigentliche Regierung kümmerte er sich wenig; nur Geld, Geld sollten die Marken schaffen, das er sodann in Saus und Braus verschwendete. Ist es noch ein Wunder, wenn die Märker ihn haßten und sich nach Waldemars väterlicher, ihrem nationalen Interesse ganz zusagenden Herrschaft zurücksehnten?

Ludwig II., der Römer. 1351—1365.

Dieser Ludwig war nicht weniger tapfer, als sein älterer Bruder, aber er besaß größere Vorsicht und Klugheit. Hierdurch allein konnte es gelingen, die Gemüther zu beruhigen, welche noch immer des Waldemars nicht

vergessen wollten. Strenge hätte hier wenig gefruchtet, ein weises Nachgeben führte allein zum Ziele. Groß waren aber die Opfer, durch welche er sich Ruhe erkaufte: den benachbarten Fürsten mußte er ganze Länderstriche abtreten, den treugebliebenen Städten und Edelleuten Abgaben erlassen, Freiheiten verleihen, selbst den aufrührerischen die von dem falschen Waldemar geschenkten Rechte und Privilegien bestätigen; und doch erst nach und nach kehrte Zuneigung und Vertrauen ein in den, der baierschen Sache ganz entfremdeten Herzen. Aber indem er so viel verschenkte, behielt er zu wenig für sich selbst; es entstand Geldnoth, die ihn wiederum in mancherlei Verlegenheiten stürzte.

Gleich bei seinem Regierungsantritte brach ein Unglück über die Marken herein, dergleichen die Weltgeschichte kein zweites kennt, nämlich eine furchtbare Pest, der schwarze Tod genannt, welche ihre Verheerungen über den ganzen Erdkreis verbreitete. Diese Erscheinung ist so einzig in ihrer Art, daß wir dem Berichte darüber hier wohl einen größern Raum gestatten müssen.

Die furchtbare Seuche kam gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zum Vorschein, und zwar in China. Man nannte sie den schwarzen Tod, die große oder schwarze Pest. Auch in Deutschland wüthete die Krankheit entsetzlich (1336—1351) und raffte Tausende und abermals Tausende hinweg.

Diese Geißel der seufzenden Völker erhielt ihren

Namen von den Brandbeulen und schwarzen Flecken, welche die Krankheit auf der Haut zurückließ, und überzog vom Morgenlande, diesem Herde der Pesten, aus verheerend alle Landstriche unseres Erdtheils. In Italien hieß sie das große Sterben. An einigen Orten war die Verwüstung, welche der schwarze Tod anrichtete, so groß, daß z. B. in mehrern Gegenden des südlichen Frankreichs auf zwanzig Todte nur zwei Lebendige kamen. Die meisten Opfer starben hier und in England schon nach zwölf Stunden. Jeder Gegenstand, den die Kranken anrührten, ihr Athem, ihre Kleider verbreiteten die Ansteckung, und stets wurden Freunde und Angehörige die Opfer ihrer Theilnahme. Selbst die Augen hielt man für Quellen fernwirkender Verpestung. Dem Furchtsamen fruchtete nur selten die Flucht aus verpesteten Städten, denn die Keime des Uebels hafteten an ihm, und er erkrankte hülflos auf einsamem Landsitze.

Merkwürdig sind die Umwälzungen im Erdorganismus, welche dem Ausbruche des schwarzen Todes vorhergingen, und die mit Recht als in enger, veranlassender Verbindung mit der Seuche selbst stehend gedacht werden. Von China bis an den atlantischen Ocean bebte der Erdboden; in ganz Asien und Europa gerieth der Luftkreis in Aufruhr und gefährdete durch schädliche Einflüsse das Pflanzen- und Thierleben. Schon funfzehn Jahre vor dem Ausbruche der Pest begannen die Erdumwälzungen: Vulkane spieen; Hungersnoth, Miß-

wachs, Heuschreckenschwärme (an einigen Orten in so ungeheurer Zahl, daß ihre Leichen die Luft verpesteten) brachen herein. Berge stürzten zusammen. Das Meer trat aus und überschwemmte gesegnete Landstriche. In Europa erschütterte ein beispielloses Erdbeben (1348) Griechenland und Italien, und auffallend war es, daß bei diesem Erdbeben, das zwischen acht bis vierzehn Tage währte, die Menschen von ungewöhnlicher Betäubung, Kopfschmerz und Ohnmacht befallen wurden. Große, seltene Meteore erschienen an vielen Orten und wurden mit Grausen des Aberglaubens angestaunt. Eine Feuersäule stand am 20. December 1348 bei Sonnenaufgang, ahnungsvoll genug, eine Stunde lang über dem Palaste des Papstes zu Avignon. In Italien, wo der Mißwachs seit etlichen Jahren überhand genommen hatte, brach nun der Hunger aus, so daß in den größern Städten, namentlich in Florenz, öffentliche Bäckereien errichtet und täglich über 90,000 Portionen Brod vertheilt wurden.

Furchtbar und mit nichts zu vergleichen war die Verheerung, welche die Seuche in ihrer Blüthe unter der Bevölkerung anrichtete.

Kahira oder Kairo verlor, während der größten Wuth der Krankheit, täglich 10 bis 15,000 Menschen, so viel, wie dort in neuern Zeiten große Pesten im Ganzen weggerafft haben. In China sollen über 13 Millionen gestorben sein, und dem entsprechen die Be=

richte aus dem übrigen Asien. Indien wurde fast entvölkert; die Tartarei, das tartarische Reich Kaptschak, Mesopotamien, Soristan (Syrien), Armenien waren mit Leichen bedeckt. Die Kurden flohen, ohne Rettung zu finden, in die Berge. Karamanien und Cäsarea starben aus. Auf den Wegen, in den Karawanseraien, auf den Lagerplätzen sah man nichts als unbeerdigte Todte, und nur einige Städte — arabische Schriftsteller nennen Maara el nooman, Schisur und Harem — blieben, auf unerklärliche Weise, frei. In Aleppo starben täglich 500, in Gaza innerhalb sechs Wochen 22,000 Menschen und die meisten Thiere. Cypern verlor beinahe seine ganze Bevölkerung, und oft sah man im Mittelmeere, wie später in der Nordsee, Schiffe ohne Lenker umhertreiben, welche die Pest verbreiteten, wo sie auf den Strand geriethen.

Glaubwürdigere Nachrichten (denn in jenen ist wohl Manches übertrieben) versichern, daß an der schwarzen Pest starben in:

Florenz	60,000	Menschen,
Venedig	100,000	—
Marseille (in 1 Monate)	16,000	—
Siena	70,000	—
Paris	50,000	—
St. Denys	14,000	—
Avignon	60,000	—
Straßburg	16,000	—

Lübeck	9,000	Menschen,
Basel	14,000	—
Erfurt (wenigstens) . . .	16,000	—
Weimar	5,000	—
Lüneburg	2,500	—
London (wenigstens) .	100,000	—
Norwich	59,100	—
Halle a. d. S. im Jahre 1450	5,000	—
Hierzu kamen noch:		
Barfüßer=Mönche in Deutschland	124,484	—
Minoriten oder kleine Brüder in Italien	30,000	—

In Lübeck, damals dem berühmtesten nordischen Handelsplatze, war die Verwirrung so groß, daß die Bürger wie im Wahnsinn durch die Straßen rannten und reiche Kaufleute «kalt und willig» von ihren Gütern und dem Leben Abschied nahmen. Sie brachten ihr Geld in die Klöster und wollten es im Allerheiligsten niederlegen; allein die Mönche (wie doch ein ungeheures Geschick Alles umkehrt!) wiesen es zurück, weil im Gelde die fürchterliche Krankheit hausen konnte.

Unter den ausgezeichneten Opfern, welche man zu beklagen hatte, waren auch zwei Königinnen: Johanna von Navarra, Tochter Ludwigs X., und Johanna von Burgund, Gemahlin König Philipps von Valois.

In Wien starben eine Zeitlang täglich 1,200, da=

her die Kirchhöfe nicht ausreichten und sechs große Gruben vor der Stadt angelegt wurden, in deren jede — laut fabelhafter Nachricht eines Chronisten — 40,000 Leichname gekommen sein sollen. In Avignon mußte der Papst die Rhone weihen, damit die Leichen ohne Aufschub hineingeworfen werden konnten, und in Florenz erging ein schweres Verbot, die Zahl der Leichen bekannt zu machen, damit die Lebenden sich nicht der Verzweiflung hingäben.

Auch die Mark wurde von dieser Pest heimgesucht, und hier, wie anderswärts, kam man auf die wunderliche Idee, die Juden wären an dem ganzen Unheil Schuld: sie hätten die Brunnen vergiftet. Unter den vorigen Herrschern, namentlich unter den Askaniern, waren die Israeliten begünstigt; sie hatten sich deßhalb reichlich in den Städten niedergelassen und waren zu großem Wohlstande gelangt. Jetzt trat die grausamste Verfolgung ein, und Ludwig II. war beschränkt genug, dieselbe gut zu heißen.

Man glaubte — und nicht mit Unrecht, denn die neuesten Erfahrungen in der Choleraepidemie zeigen dasselbe Ergebniß — daß die große Sterblichkeit sich bloß auf die Christen, keineswegs aber auf den Samen Abrahams erstrecke. Wirklich unterlagen nur wenige Juden der Pest (sei es, daß sie mäßiger lebten, oder daß sie durch den häufigen Genuß des Knoblauchs von der Ansteckung befreiet blieben); Grundes genug für

das leichtgläubige Volk, das bei jeder mörderischen Krankheit an Vergiftung denkt, den Juden die Schuld zu geben, sie hätten sich zum gänzlichen Untergange der Christen verschworen und deßhalb nicht nur die Brunnen und Quellen, sondern selbst die Luft vergiftet. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Schreckenskunde, ach! und sie fand gar zu offene Ohren. Allgemein ertönte das Geschrei, man müsse diese Feinde der Christenheit ausrotten, und hin und wieder begann der Pöbel nach seiner Weise Gericht zu halten. Auch die meisten Fürsten und Obrigkeiten gingen blindlings in den Wahn des Pöbels ein, der nun schonungslos zufuhr und seine Wuth an den Unglücklichen auf eine Weise ausließ, wovor die Menschheit schaudert. Der Bischof von Straßburg, die Herren von Elsaß und viele Reichsstädte kamen überein, diese Giftmischer nicht ferner zu dulden. An einigen Orten verbrannte man sie, an andern zeigte man sich menschlicher und jagte sie nur, nackt und von Allem entblößt, aus dem Lande.

Der Pöbel hingegen würgte mit Tigerwuth. Kinder und Weiber mordeten, oder jauchzten mit höllischer Lust, wenn die Elenden haufenweise in Sümpfen erstickt wurden. Alle Chroniken sind voll von diesen Scheußlichkeiten. Wer dem rasenden Volke entkam, fiel in die Hände unbarmherziger Richter, vor denen kein Leugnen half, denn die Schuld dünkte Allen zu klar. Da galt kein Unterschied: Männer und Weiber, Greise

und Kinder, Nichts fand Erbarmen, wenn jüdisches Blut in seinen Adern floß. Tag und Nacht loderten die Scheiterhaufen, arbeiteten die Henker. Sinnreiche Martern wurden erdacht, um Geständnisse zu erzwingen. Vom Schmerz gefoltert, gestanden einige der Armen Verbrechen, von denen ihre Seele nichts wußte. Zum Unheil fand man einst wirklich einen Brunnen in der Schweiz, der vergiftet war, und nun war auch der letzte Schimmer der Gnade verschwunden. Wohin sollten die Elenden fliehen? — Wohin sich retten? Ueberall waren sie von ihren Verfolgern umstellt, die nach Judenblute lechzten. Mit Hunden durchstöberte man die Wälder, damit auch nicht eine Ader des unseligen, von Gott und Menschen verdammten Geschlechts übrig bliebe. Da nirgends Rettung sich zeigte, so stürzten sich viele der Verfolgten in einen freiwilligen Tod. Sie verbrannten sich in der Verzweiflung sammt den Ihrigen in ihren eignen Häusern, und in Mainz allein sollen 12,000 so ein qualvolles Ende gefunden haben.

Der sonst allmächtige Papst — Clemens VI. zierte damals eben den päpstlichen Stuhl — vermochte dießmal nicht, seine Stimme zum Schutze der Unterdrückten geltend zu machen. Man murrte und drohete; seine Unfehlbarkeit wollte man wenigstens in diesem Stücke nicht gelten lassen. Nur wenige Fürsten stellten sich mit seltner Festigkeit dem verwüstenden Strome entgegen; so Ruprecht von der Pfalz, der sich zwar Schutzgeld

zahlen ließ, aber auch, mit Gefahr seines Lebens, wirklich schützte. Doch genug von diesem grauenvollen Weltereignisse; jetzt zurück zu unsrer Geschichte.

Karl wußte indessen, nicht mit Waffengewalt, sondern durch klug eingeleitete und klug geführte Unterhandlungen seine Macht zu vergrößern, indem er Schlesien nebst der Oberpfalz auf ewige Zeiten mit Böhmen verband (1355). Darauf begab er sich (1356) nach Nürnberg, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte, um endlich eine feste Verfassung Deutschlands zu begründen. Solches geschah auch durch das Reichsgrundgesetz, die goldene Bulle genannt, welche nach der goldenen Siegelkapsel (bulla) ihren Namen führte, und durch welche er sich um das Vaterland ein wirklich bleibendes Verdienst erwarb. Die frühern Bestimmungen über die Wahl der Kaiser waren bis dahin immer sehr schwankend, besonders war öfter dann großer Streit entstanden, wenn in einem kurfürstlichen Hause mehrere Söhne zugleich regierten, wie es z. B. in der Mark Brandenburg nicht selten der Fall war. Nur der älteste des Stammes sollte von jetzt ab die Kurwürde erhalten und ein gewisser Landestheil von dieser Würde unzertrennlich bleiben. Die Zahl der Kurfürsten wurde auf sieben festgesetzt und zugleich bestimmt, auf welchen Ländern die Kurwürde für immer ruhen sollte. Die Zahl sieben war ja eine heilige Zahl; die Wahlfürsten wurden betrachtet als die «sieben Leuchten des Reichs,

in Einigkeit der sieben Gaben des heiligen Geistes.»
Brandenburg besaß schon früher das Erzkämmerer-Amt, jetzt wurden ihm alle die Vortheile, welche die goldene Bulle mit den Reichsämtern verbunden hatte.

Allerdings sind auch die Vorrechte der Kurfürsten nicht gering.

1) Sie allein, als die ersten Fürsten des Reichs, wählen den römisch-deutschen Kaiser.

2) Sie haben die Befugniß, Zusammenkünfte zu halten ohne den Kaiser, was dieser umgekehrt nie darf.

3) Kein Reichslehn kann vergeben, keine Anordnung im Reiche getroffen werden, ohne ihre Zustimmung.

4) In ihren Ländern besitzen sie die höchste Gerichtsbarkeit. Nur bei Rechtsverweigerung ist Appellation an den Kaiser zulässig.

5) Ihnen kommen die sogenannten Regalien zu, als: Bergwerke, Salinen, Münzrecht, Judenschutz, das Recht, Städte und Länder zu kaufen oder durch Vertrag an sich zu bringen.

6) Ihre Würde ist ganz gleich der königlichen Würde.

7) Sie verrichten bei der Kaiserwahl, Krönung und Hofhaltung gewisse Dienste. Das Mittelalter liebte äußern Prunk; daher die schon oben angeführten Erzämter des Erzmarschalls, des Erzkanzlers, des Erztruchseß, des Erzmundschenken und des Erzkämmerers. Wer gedenkt hierbei nicht der Schillerschen Verse:

»Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
»Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
»Und alle die Wähler, die sieben,
»Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
»Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
»Die Pflichten des Amtes zu üben.«

So wie der erwählte Kaiser auf dem Throne sitzt, kommt der Erzmarschall, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, reitet in einen hochaufgeschütteten Haufen Hafers und füllt damit ein silbernes Maß, zum Zeichen, daß der kaiserliche Marstall unter seiner Aufsicht steht, überreicht es sodann einem Knechte und begiebt sich davon. Das feierliche Mahl beginnt; schon umstehen den Herrscher die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, als die Erzkanzler der Reiche Deutschland, Burgund und Italien. Darauf erscheinen die drei übrigen weltlichen Kurfürsten: der Pfalzgraf bei Rhein, als Erztruchseß, trägt vier silberne Schüsseln mit Speisen auf den königlichen Tisch; in spätern Zeiten überreicht er ein Stück von dem Ochsen, der auf dem Markte der Krönungsstadt ganz gebraten worden. Der Erzschenk, der König von Böhmen, kredenzt einen silbernen Becher Weins mit Wasser gemischt, und der Markgraf von Brandenburg, als Erzkämmerer, hält dem Herrn zwei silberne Waschbecken mit Wasser und ein Handtuch vor, zum Waschen und Abtrocknen der Hände bestimmt. Bei dem Zuge in die Kirche trägt der Marschall das Reichsschwert, der Truchseß den Reichsapfel, und der Kämmerer

das Reichsscepter vorauf. Waren diese Aemter auch schon früher, selbst bei den Frankenkönigen, ausgeübt worden, so galt doch erst von den Zeiten der goldenen Bulle an der Name und die Würde der eigentlichen Kur.

Der neue Kurfürst war, für das Wohl seines Landes, zu lange in Nürnberg auf dem Reichstage geblieben; daheim ging es indessen bunt über, da die Stellmäuser die Marken ungestraft brandschatzten und ärger haus'ten, denn jemals. Ihre Horden waren förmlich organisirt und standen unter einem Räuberhauptmanne, der unter dem Namen «des Teufels von Salzwedel» allgemein gekannt und gefürchtet war. Schrecklich haus'ten vorzugsweise die zuchtlosen Banden in der Altmark, und selbst der Markgraf Wilhelm von Meißen, dem Ludwig während seiner Abwesenheit die Statthalterschaft übertragen hatte, vermochte nichts gegen den Räuber auszurichten, der in Salzwedel einen gesicherten Zufluchtsort gefunden hatte. Mit des Kurfürsten Rückkehr besserte sich zwar der Zustand, da ernstere Maßregeln gegen das Unwesen ergriffen wurden, doch an vollständige Unterdrückung der Raubgesellen war noch lange nicht zu denken.

Trotz des Vertrages benutzte der Kaiser jede Gelegenheit, wo er Baiern schwächen konnte. Leider brauchte er darauf nicht lange zu warten. Im Jahre 1360 wurde Ludwigs jüngerer Bruder, Otto, mündig und bekam

die Mitregentschaft, ließ aber Alles gehen, wie es eben ging, und war nur darauf bedacht, sich gütlich zu thun, weßhalb er auch mit vollstem Rechte den Zunamen «des Faulen» erhielt. Das war schon schlimm; aber schlimmer noch wurde es, als die Söhne Kaiser Ludwigs in Bruderzwist geriethen. Nach Meinhards 1363 erfolgtem Tode fiel eigentlich die Regierung von Oberbaiern an die Markgrafen von Brandenburg; allein der dritte Bruder, Stephan, Herzog von Niederbaiern, nahm das Land in Besitz. Niemandem war dieser Streich angenehmer, als dem ränkevollen Kaiser, der jetzt wieder hoffen durfte, im Trüben zu fischen. Was nur Schmeichelei, Verläumdung und Ueberredung vermochten, geschah, um den Riß größer zu machen. Die Markgrafen, aufgebracht über die Unredlichkeit ihres jüngern Bruders, fielen in die Schlinge und schlossen mit dem Schlauen eine Erbverbrüderung (1363), kraft welcher Brandenburg, beim Aussterben der männlichen Nachkommenschaft der jetzigen Herrscher, an das Haus Luxemburg fallen sollte. Es mußte rasch gehandelt werden, denn das Erlöschen des baierschen Hauses in Brandenburg stand jeden Falls nahe bevor. Ludwig der Römer hatte mit seiner Gemahlin Ingeburg, einer mecklenburgischen Prinzessin, keine Kinder erzeugt, und daß Otto ohne Nachkommen bliebe, dafür wurde, wie wir im Folgenden sehen werden, recht gut gesorgt; überdieß hatten Ausschweifungen aller Art die Gesund-

heit dieses Fürsten gänzlich untergraben. Karl hatte ihm bereits 1363 seine fünfjährige Tochter Elisabeth verlobt und einen großen Brautschatz versprochen, doch sollte die Heirath noch sieben Jahre verschoben werden; nun reis'te er selbst in die Mark und nahm für sich und seine Familie die Huldigung, Titel und Wappen von Brandenburg an. —

Ludwig der Römer starb 1365, also zwei Jahre nach dem abgeschlossenen Vertrage, und hinterließ den Ruhm einer milden und edeln Gesinnung. Gewiß hätte er, unter andern Umständen, sein Volk glücklich gemacht; doch ihm fehlte die Festigkeit des Charakters, die besonders nöthig war, um den ehrsüchtigen Plänen eines Karl mit Erfolg zu widerstehen. Nun regierte allein

Otto der Faule oder der Finner.*) 1365—1373.

Unter allen Regenten Brandenburgs war dieser unstreitig bei weitem der schlechteste. Schon sein Beiname deutet darauf hin, was wir von ihm zu erwarten haben. Für alles Edle abgestumpft, wälzte er sich im Schlamme der gröbsten Sinnlichkeit, überließ die Geschäfte Statt-

*) Finne bedeutet eine sumpfige, morastige Gegend, besonders Torfland, wo fauliges Wasser hervorsickert. So hat «Finner» und «Fäuler» einerlei Bedeutung. Schwerlich möchte wohl die Benennung von den kleinen, rothen, spitzigen Blattern im Gesichte herzuleiten sein, welche ebenfalls «Finnen» heißen.

haltern und Räthen, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, wie diese schalteten und walteten. Schafften sie nur Geld, und zwar vieles Geld, so war es gut; ob sie den letzten Blutstropfen der Unterthanen aussaugten oder nicht, das galt ihm ganz gleich. Aber alle Schätze, die erpreßt wurden, verschwanden wie in einem Strudel, und es kam bald dahin, daß bei solcher Wirthschaft die Einkünfte nicht zureichten und man verkaufte und verpfändete, was sich nur verkaufen und verpfänden ließ. In Kurzem war die Sache dahin gediehen, daß mit den Ueberbleibseln auch nicht einmal ein sparsamer Fürst hätte auskommen können, geschweige denn ein Verschwender, wie Otto und leider auch zum Theil seine nächsten Nachfolger waren.

Wenn die Märker, bei den ewigen Wirren und Drangsalen, schon früher arm und sittenlos gemacht, jetzt noch mehr verarmten und in Unsittlichkeit versanken, so war dieß wohl kein Wunder zu nennen; wirkt doch das Beispiel des Herrschers mächtiger, als die strengsten Befehle. Wofür sollte der Bürger arbeiten, wofür sparen? Damit das Erworbene von hartherzigen Vögten abgepreßt oder von frechen Räubern geplündert wurde? So kam es, daß der fleißige Landmann Pflug und Sichel ruhen ließ, sein Gut verschwelgte und, trieb ihn die Noth, sich den Banden zugesellte, die ungescheut raubten, mordeten, sengten und brennten. Der Kurfürst hatte mehr zu thun, als sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern;

er mußte seinen Bauch pflegen und seine beste Kraft in den Armen liederlicher Dirnen vergeuden. Wären nicht die größern Städte, besonders die der Hansa zugehörten, mit Energie eingeschritten, und hätten sie nicht die Straßen gegen die Raubanfälle einigermaßen sicher gestellt, so wäre schwerlich zu bestimmen, zu welchem Elende es noch in den Marken gekommen wäre.

Mit innerm Behagen beobachtete der listige Kaiser dieses Ergehen und Treiben, das ihm so vielen Vortheil versprach, und er that nicht das Geringste, dem Unwesen zu steuern. Schon hatte er die Niederlausitz (1368) um den Spottpreis von 21,000 Mark Silbers und 22,866 Prager Groschen an sich gekauft und dem Königreiche Böhmen einverleibt. Dieser Landstrich war aber vorher an den Markgrafen von Meißen verpfändet; von diesem lös'te ihn der Kaiser aus, und so blieben für Otto nur geringe Summen übrig, die in wenigen Wochen verpraßt waren. Nun kam es an die Zölle, Forsten und Gerechtsamen, die ebenfalls verschleudert wurden; namentlich verkaufte er den Städten Berlin, Köln, Frankfurt Spandau, Eberswalde, Landsberg, Straußberg, Müncheberg, Krossen, Fürstenwalde, Mittenwalde, Briezen, Freienwalde ꝛc. das Münzrecht für 6,500 Mark Silbers und gestattete ihnen noch außerdem für dieses Geld die größten Freiheiten in Bezug auf das Münzwesen (1369).

Immer enger zog der Kaiser das Netz um den Elenden, der blindlings Alles that, was jener von ihm ver-

langte. Kaum ist es glaublich, wie auch der letzte Funke des Ehrgefühls in der Brust eines Mannes ersticken kann. Otto war mündig (1366); Karl brachte es aber ohne große Mühe dahin, daß er sich für unmündig erklären ließ und ihm (dem Kaiser) die Vormundschaft noch auf sechs Jahre zugestand. Alles ließ sich der Elende gefallen; selbst da man ihm seine Braut entriß, die kaiserliche Prinzessin Elisabeth, schwieg er still und heirathete die ältere Schwester derselben, Katharina, die alte Wittwe des Herzogs Rudolph von Oestreich, die in ihrer zwölfjährigen Ehe kinderlos geblieben war, weßhalb man mit Sicherheit darauf rechnen konnte, sie werde auch dem gänzlich geschwächten Otto keine Nachkommen gebären. Karl hatte bloß bei der Verlobung mit Elisabeth Zeit gewinnen wollen, weßhalb er auch die Hochzeit auf sieben Jahre hinausgeschoben; jetzt gab er die verlobte Braut einem Herzoge von Oestreich, und der elende Kurfürst fühlte die ihm angethane Schmach so wenig, daß er auch nicht die geringste Miene machte, seine wohlbegründeten Ansprüche zu behaupten. Nun stand aber der Verbindung der Mark mit dem Hause Luxemburg nichts mehr im Wege; Erbvertrag war geschlossen, Nachkommen waren nicht zu hoffen.

Nur einmal wurde Otto aus seinem Stumpfsinne in etwas aufgerüttelt, als nämlich sein Schwiegervater es verweigerte, ihm Geld auszuzahlen. Diese Stimmung mußte man benutzen wenn dem baierschen Hause

sein Recht auf Brandenburg, um das es so schändlich betrogen war, sollte erhalten werden. Die baierschen Anverwandten thaten Alles, was dazu dienen konnte, den Unwillen des Betrogenen zu steigern, ihn gegen seinen Schwiegervater mehr und mehr zu erbittern, und es schien, als ob es in seiner Seele anfinge, zu dämmern, und er einsähe, wie thöricht er gehandelt und welches Unrecht er seinem Hause zugefügt. Plötzlich rüstete er sich zu einem Kriege gegen Pommern, wahrscheinlich aber, um seine Rüstungen gegen den Kaiser zu verstecken (1369). Herzog Stephan sendete aus Baiern seinen Sohn Friedrich auf weiten Umwegen durch Ungarn und Polen zur Hülfe, fest überzeugt, daß dieser Schritt dazu dienen werde, eine Aussöhnung zu bewerkstelligen. Das geschah auch wirklich. Friedrich hatte wacker gegen die Pommern gestritten und sich seines Oheims Liebe in dem Grade erworben, daß dieser des mit dem Kaiser geschlossenen Vertrags gar nicht achtete, sondern ihm ohne Weiteres die Neumark zusicherte und die Nachfolge in den sämmtlichen Marken versprach. Auch die Altmark und Priegnitz wurden demselben Fürsten als Pfand für 200,000 Gulden übergeben. Die Märker huldigten also wieder dem baierschen Hause, und die Herzöge von Baiern setzten zu ihrem Titel auch noch den der Markgrafen von Brandenburg. Um ganz sicher zu gehen, hatten sie zugleich ein Bündniß mit dem Könige Ludwig von Ungarn geschlossen.

Noch war der günstige Zeitpunkt nicht eingetreten, wo Karl das aufsteigende Gewitter beschwören konnte. Zwar fiel er feindlich in die Marken, und seine Böhmen haus'ten gleich den wildesten Horden, schonten weder den Greis, der am Stabe wankte, noch das Kind an der Mutter Brust, verbrannten Dörfer und kleinere Städte, verwüsteten Kirchen und Klöster; doch mußten sie eiligst zurück, da zwischen Otto und den pommerschen Herzögen ein schleuniger Friede zu Stande gekommen und sich nun die ganze Macht gegen die heillosen Mordbrenner wendete (1371). Was nun schon so oft aus Verlegenheiten ähnlicher Art geholfen hatte, sollte auch dießmal helfen, nämlich schlau eingeleitete Unterhandlungen, auf welche sich Niemand besser verstand, als eben der Kaiser. Der gefährlichste Gegner war jeden Falls der König von Ungarn; der mußte um jeden Preis von dem Bündnisse getrennt werden. Es hielt schwer, denn der Wackere hatte einmal sein Wort gegeben, und das wollte er nicht brechen, blieb selbst standhaft, als die Türken sich zu einem Einfalle in Ungarn rüsteten. Andre Mittel mußten versucht werden, und endlich fand man das rechte, nämlich — eine Heirath. Sigismund, Karls ältester Sohn, verlobte sich mit Maria, der Tochter Ludwigs, und so war mit einem Male das Interesse dieses Fürsten von dem des baierschen Hauses getrennt.

Otto war aber starrköpfig geworden und wollte sich

nicht fügen, sondern blieb dabei, er werde seinem Neffen Friedrich die Marken hinterlassen. Noch standen ihm Bundesgenossen zur Seite, denen ebenfalls die wachsende Macht Luxemburgs nicht zusagte, namentlich die Herzöge von Pommern und Mecklenburg. Diese mußten geködert werden, und es geschah, indem Karl den Pommern den Besitz der Ukermark bestätigte und den Mecklenburgern die Priegnitz zur Lehn gab. Ein abermaliger Einfall in die Mark entschied. Von Allen verlassen wagte es Otto nicht, das Schwert gegen den Mächtigen zu erheben, begab sich mit seinem Vetter Friedrich in das kaiserliche Lager vor Fürstenwalde (1373) und bat fußfällig um Gnade.

Das lange erstrebte Ziel war nun erreicht; unschwer wurde die erbetene Gnade gewährt, aber auf welche Bedingungen? Otto entsagte für sich und seine Verwandten der ganzen Mark Brandenburg mit allen ihren Rechten auf ewige Zeiten und übergab dieselbe den Söhnen des Kaisers, Wenzel, Sigismund und Johann; für sich bedang er auf Lebenszeit das Erzkämmereramt und die Kurwürde. Als Abtrittssumme erhielt er zugleich 300,000 Goldgulden und einen Jahrgehalt von 3000 böhmischen Groschen (ungefähr 200,000 Gulden) nebst mehrern Städten und Schlössern in der Pfalz. Friedrich mußte sich mit der Abfindung von 30,000 Goldgulden begnügen und für sich und seinen Vater alle Ansprüche auf Brandenburg aufgeben. In einem besondern Rund-

schreiben machte der bisherige Kurfürst seinen treuen (?) Unterthanen den Vertrag bekannt, entließ sie ihrer Pflicht und wies sie an das ruhmvolle Haus Luxemburg.

Der Kaiser durchreis'te nun mit seinem Sohne Wenzel die Marken, ließ sich und diesem überall huldigen, und gewann die Liebe der Märker durch Bestätigung ihrer bisherigen Rechte und Freiheiten.

Otto selber aber ließ sich die Sache nicht nahe gehen; er hatte für den Augenblick Geld und konnte nun ganz ungestört seinen Lüsten fröhnen. Den Titel «Kurfürst» behielt er, zog sich auf das Jagdschloß Wolfstein bei Landshut in Baiern zurück und führte hier sein früheres Leben bis an sein frühes Ende fort. Er war zweiunddreißig Jahre alt, als er — in Dürftigkeit — starb (1379). Seine gänzlich vernachlässigte Gemahlin war ihm, aus Verdruß über ihr Schicksal, im Tode voraufgegangen. In Wolfstein trieb er sein Wesen mit einer gleichgesinnten Genossin, einer hübschen Müllersfrau, Namens Margaretha, gewöhnlich Otto's Gretel genannt.

Mit Wehmuth steht der Menschenfreund vor dem grauenvollen Anblicke, welchen die Mark am Schlusse der baierschen Herrschaft darbietet, zumal wenn er damit vergleicht den Zustand derselben beim Aussterben der askanischen Fürsten. Nur funfzig Jahre hatte der Wittelsbacher Stamm Brandenburg beherrscht, aber diese wenigen Jahre hatten hingereicht, um ein Land von

der schönsten Blüthe in das tiefste Verderben zu stürzen und den giftigsten Samen auszustreuen auch für die nächstfolgenden Zeiten; denn leugnen läßt es sich nicht, daß erst das luxemburgische Haus großentheils die bösen Früchte erntet, welche jetzt gesäet waren.

Wenn die Geschichte der Vergangenheit, wie es doch sein soll und wie es auch wirklich ist, den Spiegel vorhält, in welchem man deutlich die Gegenwart erblickt, wenn sie als unerbittliche Richterin jede Schwäche an das Licht zieht, nichts bemäntelt und verschönert: so muß sie mehr, als die kräftigsten Ermahnungen, zu unsrer eignen Veredlung und unserm Wohlbefinden beitragen. Ein Staat ist im Großen, was das Hauswesen im Kleinen. Wo der Hausvater nicht für die Seinen sorgt, wo Familien unter sich in Zwiespalt leben, da ist nichts als Unheil. Das baiersche Haus mußte zu Grunde gehen, da Ludwig I. nur mit Widerwillen in den Marken sich aufhielt, und als nun gar die Brüder in Streit geriethen, da wurde der Untergang um so mehr beschleunigt. Der Feind ist immer wach, der aus jeder Uneinigkeit der Familien seinen Vortheil zieht*).

---

*) «Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergangene
«Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
«Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
«Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.»
(Göthe's Weissagungen des Bakis.)

In den Marken war Ruhe, ein Zustand, dessen sie so sehr bedurften. Karl hatte unter tausend Schlangenwindungen sein Ziel erreicht; die Größe seines Hauses schien für alle Zeiten begründet. Können wir auch die Mittel nicht billigen, welche er anwendete, so werden wir doch später den Herrscher achten und lieben lernen, der ein Vater und Wohlthäter seiner Unterthanen wurde.

Zweites Kapitel.

Innere Zustände in der Mark Brandenburg unter den baierschen Fürsten.

Wie tief die Mark gesunken war, ist schon aus dem vorigen Kapitel zur Genüge ersichtlich. Armuth, Irreligiosität und Sittenverderbniß mit allen daraus hervorgehenden Gräueln zogen zerstörend durch die sonst so gesegneten Auen. Selbst der Umfang des Landes war bedeutend verringert. Abgerissen waren: die Ober- und die Niederlausitz, die Markgrafschaft Landsberg, die Pfalz Sachsen, die meißnischen Städte, das sogenannte Stiftische oder der Elbstrich von der Altmark, viele Städte und Oerter von der Priegnitz und Ukermark; außerdem Crossen, Sommerfeld, Schwiebus, Sagan, die Schirmvoigtei von Quedlinburg, die Lehnsherrschaft über Cotbus, Lykow, Stargard, ingleichen ein Theil von Pom-

merellen. Schon Ludwig I. hatte an einige Städte das Münzrecht nebst vielen andern Gerechtsamen verkauft; was noch zu verkaufen war, das verschleuderte Otto der Faule. Berlin, Brandenburg, Frankfurt, Spandau, Stendal rc. gewannen für weniges Geld die Zollfreiheit; den Edelleuten und Vasallen, besonders den Geistlichen, aber auch vielen Städten wurde gänzliche Steuerfreiheit zugestanden. Dabei haus'ten Adlige und Räuber und verhöhnten mit frechem Spotte die strengsten fürstlichen Befehle. Der Wohlstand flüchtete sich nur in die größern Städte, die sich zu vertheidigen wußten und die nicht bloß durch das Bündniß der Hansa stark genug waren, jeglichem Frevel mit gewaffneter Hand erfolgreich zu widerstehen, sondern die selbst aus dem allgemeinen Unglück für sich noch bedeutenden Nutzen zogen. Lange konnte dieß indessen auch nicht dauern; selbst die Städte mußten in dem allgemeinen Strudel zu Grunde gehen.

Die regelmäßigen Abgaben blieben dieselben, wie unter den Askaniern, nur daß sie nicht mit der alten Ordnung eingetrieben wurden, Viele gar nichts zahlten, Andre doppelt und dreifach zahlen mußten. Auch die Geldsorten blieben dieselben; man rechnete am gewöhnlichsten nach einer Mark Silber. Häufig kommen jetzt die Scherfpfennige vor, deren zwei einen Pfennig ausmachten. Seit dem Einflusse der Luxemburger in den Marken cursirten hier auch die böhmischen oder Prager Groschen. Jeder wog über ein Quentchen;

sie bestanden aus feinem Silber, und 64 Prager Groschen waren gleich einer Mark. Sie wurden im Anfange des 14. Jahrhunderts zuerst in Prag geschlagen, und man hieß sie große Pfennige, Grossen, woraus das spätere Groschen entstanden ist.

Die Rechtspflege bestand dem Namen nach in ihrer frühern Weise fort, in der That aber wollte sie nicht viel sagen, oder sie wirkte sogar verderblich. Das höchste Landesgericht, das Hofgericht, hatte seinen Sitz zu Tangermünde. Die Kurfürsten selbst führten dabei den Vorsitz, oder sie sendeten wenigstens Stellvertreter. Als das Ansehn der Herrscher für nichts geachtet wurde, so kehrte man sich auch nicht an ihr Hofgericht. Mit dem 16. Jahrhundert ist dasselbe als Kammergericht nach Berlin verlegt worden, von wo aus es seitdem bis auf die neuesten Zeiten seine segensreichen Wirkungen über das ganze Land verbreitete.

Noch galt auch das Gesetz, daß Jeder von ebenbürtigen Leuten gerichtet wurde, besonders bei der Erhaltung des Landfriedens. Wurde derselbe von einem Edlen gebrochen, so richteten über ihn ein Hauptmann und drei Adlige. Beging dasselbe Verbrechen ein Bürger, so mußte er sich vor fünf Bürgern stellen, ein Bauer vor sieben Bauern. Selten aber konnte dieß Gericht den Schuldigen bestrafen, der gewöhnlich mächtiger war, als seine Richter.

Die Statthalter der einzelnen Provinzen und Kreise

hießen Landeshauptleute und waren allemal Eingeborne von Adel. Sie sollten die Stelle des abwesenden Fürsten vertreten, und deßhalb standen selbst die Gerichte unter ihnen. In den Städten hatte der Magistrat das Recht zu sprechen. An der Spitze desselben stand ein Burgemeister, anfangs mit großer Gewalt bekleidet; als aber die Zünfte sich gewaltig hoben, die Zunftgenossen reich wurden und es durchsetzten, daß auch aus ihrer Mitte, und nicht bloß aus den Geschlechtern, die Rathsmitglieder gewählt wurden, da war der Einfluß der Handwerker überwiegend, und es durfte nichts ohne ihre Zustimmung geschehen. Noch immer herrschte Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen auf dem Markte oder unter den Hallen vor dem Rathhause, dergleichen wir in vielen Städten Schlesiens und der Mark noch heute vorfinden. Die Kommunalkasse, zur Bestreitung der städtischen Ausgaben bestimmt, zog ihre Einnahmen theils aus städtischen Gütern, Forsten, Wiesen, Bergwerken 2c., theils aus Zöllen, theils aber auch aus einer Vermögenssteuer und einer geringen Abgabe auf Marktwaaren. Das Letztere hieß der «Stadtpfennig». Kämmerer führten die Aufsicht über sämmtliche Einnahmen und Ausgaben.

Auf den Dörfern, wo Edelleute die Herren waren, oder die Klöstern und Stiftern gehörten, wo der Bauer Leibeigner oder doch nicht viel mehr, ganz von der

Willkür seiner Herren abhing, war Ausübung des Rechts eine Sache, die selten vorkam.

Wußte man bei schwierigen Rechtsfällen keinen Rath, so entschied früher das Gottesurtheil oder Ordal. Schon war man so weit gekommen, daß man wohl einsah, wie diese Entscheidung nicht allemal die richtige sein möge, und an die Stelle der Gottesurtheile kam — was noch viel ungerechter und fürchterlicher war — die Tortur. Da aber die Ordalien so tief in das Wesen der deutschen Geschichte eingreifen, so mag eine nähere Schilderung derselben hier ihre Stelle finden.

Die Ordalien, altdeutsch Ordel oder Urtheil, haben ihren Ursprung in dem, leicht zu entschuldigenden Wahne, der Gott der Wahrheit werde, um eine dunkle oder verwickelte Sache klar zu machen, für diesen Fall die Gesetze der Natur ändern und auf eine wunderbare Weise den Schuldigen an das Licht ziehen. Hatte man nun Jemanden im Verdachte, er habe eine Uebelthat begangen, so mußte er, in Gegenwart der Priester, gewisse Handlungen vornehmen, die ihrer Natur nach auf ihn schädlich einwirkten. Schadeten sie ihm nicht, so wurde er für unschuldig erklärt. Pfaffen waren die Hauptpersonen bei der ganzen Procedur; sie waren es, welche die Vorbereitungen zu diesen Proben trafen, und in ihren Händen lag natürlich auch das Gelingen oder Mißlingen. So wurde mancher Unschuldige geopfert, während der ärgste Bösewicht ungestraft entrann.

Die Gottesurtheile finden sich noch bei manchen Völkern. So bedienen sich die Chinesen der Feuer- und der Wasserprobe; besonders aber sind die Hindus reich an einer Menge Erfindungen ähnlicher Art, wodurch die Wahrheit einer Sache soll außer Zweifel gesetzt werden. Wenn auch schon bei den Griechen und Römern Spuren von Ordalien vorkommen, so ist doch die Sache ganz eigenthümlich den alten Deutschen. War eine Mutter des Ehebruchs verdächtig, so wurde das neugeborne Kind in einem Schilde auf den Rhein gesetzt. Ging dieser unter, so mußte die Mutter eine Ehebrecherin sein. Bei den Saalfranken galt die Probe des heißen und kalten Wassers; der Zweikampf aber war ganz allgemein und so tief eingewurzelt, daß er selbst bis auf den heutigen Tag nicht auszurotten ist. Mit der Einführung des Christenthums begann erst die eigentliche Blüthe dieses Unwesens, da es den Pfaffen nur zu sehr behagte, bei richterlichen Entscheidungen ihre Hand im Spiele zu haben. Am gewöhnlichsten waren:

Die Feuerprobe. Sie wurde auf verschiedene Weise veranstaltet: Der Angeschuldigte ging über glühende Kohlen oder über eine glühende Platte (gewöhnlich eine Pflugschaar) mit bloßen Füßen; er nahm auf längere Zeit glühendes Eisen in die Hand; man legte ihm glühende Kohlen auf die Brust; man ließ ihn zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen durchgehen, wobei man ihm wohl ein mit Wachs überzogenes Hemde

überwarf. Fand man keine Spuren von Verletzung, so war die Unschuld erwiesen; aus der stärkern oder schwächern Beschädigung schloß man auf den Grad der Schuld.

Ganz ähnlich war die Probe des siedenden Wassers. Pfaffen nahmen dieselbe in der Kirche vor, was auch bei der vorigen der Fall war. Der Arm wurde drei Tage vorher verbunden und versiegelt; am vierten Tage mußte der Angeklagte den bloßen Arm bis an den Ellenbogen in einen Kessel voll siedenden Wassers stecken, worauf derselbe abermals mit einem Sack überzogen und versiegelt wurde. Fand sich nach drei Tagen keine Spur des Brandes daran, so ward der Beklagte frei gesprochen, im entgegengesetzten Falle die Strafe auf der Stelle an ihm vollzogen.

Ein gewisser Arnulph hatte dem Kloster seine Weinberge vermacht, aber bloß unter der Bedingung, wenn seine Kinder ohne Leibeserben stürben. Dieses geschah, und das Kloster nahm von den Weinbergen Besitz. Den übrigen Verwandten war solches nicht gleichgültig, und sie klagten das Kloster hart an. Der Richterspruch lautete, einer der Verwandten solle sein Recht durch die Probe des siedenden Wassers erweisen, was auch geschah; aber der Mann behielt Unrecht, da er seinen Arm auf das entsetzlichste verbrannte und kaum mit dem Leben davon kam. Dieß widerfuhr dem Gottlosen nur nach Recht und Billigkeit, da er die frommen Brüder wollte um ihre schöne Besitzung bringen. —

Die Probe mit kaltem Wasser oder die Wasserprobe bestand darin, daß man den Beschuldigten, an Händen und Füßen gebunden, in einen Fluß oder in einen Kübel voll kalten Wassers warf, wobei er an einem Stricke gehalten wurde. Der Schuldige sank unter, der Unschuldige schwamm oben; es kam aber Alles auf den an, der den Strick hielt. Bei den Hexenprocessen wurde die Wasserprobe am häufigsten angewendet, doch war da die Sache umgekehrt: die Hexe schwamm oben und wurde ohne Gnade verbrannt. Bedenkt man, daß der weibliche Körper, vermöge seines Baues, nicht so leicht untersinkt, wie der männliche, so ist es auch leicht erklärt, weßhalb es mehr Hexen als Hexenmeister gegeben hat. Noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts findet man dieses sogenannte Hexenbad in Preußen und den Nachbarländern angewendet. Die von Karl dem Großen eingeführte Hexenwaage, wonach eine wirkliche Zauberin nur einige Loth wiegen durfte, war auch nicht in Vergessenheit gerathen, doch stellte man das Gewicht bedeutend höher. Ungewöhnlich leichte Personen mußten durchaus Hexen oder Hexenmeister sein.

Die Geistlichen machten sich, zumal wenn es ihre Personen betraf, das Ding leichter; da wurde auf den geweihten Bissen oder auf die Probe des heiligen Abendmahls erkannt. Im erstern Falle gab ein Pfaff dem Angeklagten den Bissen unter gräßlichsten Verwünschungen in den Mund. Wer ihn ohne Mühe hinter-

schluckte und auch nachher keine üblen Folgen davon spürte, war unschuldig. Eine wohl angebrachte Portion Gift mag hierbei Manchen schuldig gemacht haben. Wenn der Angeklagte das heilige Abendmahl nahm, um dadurch seine Schuldlosigkeit zu beweisen, und nicht auf der Stelle starb oder krank wurde, so blieb er ebenfalls straflos.

Mit dem Kreuzgericht verfuhr man auf doppelte Weise. Kläger und Beklagter hielten mit einander kreuzweise die Arme in die Höhe, und wer nun zuerst die Hände bewegte oder sinken ließ, wurde verurtheilt. Die andre Art des Kreuzgerichts war eine Art von Würfelspiel. Zwei Würfel, von denen der eine mit einem Kreuz bezeichnet war, wurden gezogen; wer nun den bezeichneten zog, der war der Unschuldige.

Um Mordthaten zu erforschen, legte man den Leichnam des Ermordeten auf eine Bahre und führte den Verdächtigen hinzu, daß er die Wunden berühre. Floß Blut aus denselben, trat Schaum vor den Mund, oder bewegte sich der todte Körper, so war der Verdächtige auch unleugbar der Mörder. Man hieß solches das Bahrrecht.

Das beliebteste Ordal war und blieb aber der Zweikampf. Als alle übrigen längst nicht mehr in Anwendung kamen, dauerte dieser fort, besonders unter den Adligen. Zweifelte man, ob eine Urkunde echt sei, das Schwert entschied unfehlbar; trauete man einer Zeugen-

aussage nicht, so mußte der Zeuge für seine Wahrheitsliebe kämpfen; ja Richter mußten ihr gesprochenes Urtheil oft erst durch den Zweikampf erhärten. Hinderten Krankheit, Geschlecht, Alter ꝛc., den Kampf selbst zu bestehen, so traten Andre ein, welche die Sache verfochten. — Wir sind der Ansicht, daß wir unsern Lesern nicht mißfällig werden, wenn wir länger bei diesem Punkte verweilen.

Der Zweikampf ist tief in der menschlichen Natur begründet, daher seine Allgemeinheit. Wo weder Gesetz noch Richter vorhanden ist, um einen Streit zu schlichten, greift der rohe Sohn der Natur unwillkürlich nach der Waffe. So war es von Kain bis auf unsre Zeiten; aber dieser Zweikampf ist kein eigentliches Ordal, kein Gottesurtheil, keine durch Herkommen oder Gesetz bestätigte feierliche Gerichtshandlung, durch welche die Gottheit selbst über Recht oder Unrecht entscheidet. Den Zweikampf, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, finden wir bloß bei den alten Deutschen. Bei den Griechen und Römern hat solcher Kampf einen ganz andern, ich möchte behaupten, viel edlern Charakter. Oft wurden durch denselben die blutigsten Kriege gehindert, indem die Könige selbst, die Heerführer oder sonst anerkannt tapfre Männer aus beiden Heeren einen Kampf auf Leben und Tod begannen, von dessen Entscheidung Alles abhing. So finden wir schon im alten Testamente den Zweikampf zwischen dem riesenhaften Philister Goliath

und dem israelitischen Jünglinge David. Homer schildert einen ähnlichen Kampf zwischen dem Griechen Ajax und dem Trojaner Hektor; und wer kennt nicht den Kampf zwischen den Horatiern und Curiatiern? er entschied, ob Rom oder Alba die Oberherrschaft besitzen sollte. Das waren aber alles keine Ordale, wie sie der Deutsche anwendete.

Aufgefordert von den Priestern oder Richtern und in deren Gegenwart, so wie vor den Augen ihrer Angehörigen, Verwandten, Freunde, Zeugen ꝛc. traten die streitenden Parteien einander auf Leben und Tod entgegen. So erzählt uns schon Tacitus und Vellejus Paterculus. Wenn bei einem Streithandel, einer Grenzberichtigung, Beschimpfung, Beraubung u. s. w. die Vertheidigung des einen Theils, widersprechende Zeugen, abgelegte Eidschwüre, bedenkliche und unsichere Umstände u. s. w. es dem Richter unmöglich machten, sich mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung für eine der Parteien zu erklären, so mußte allemal der Zweikampf entscheiden. Wir wissen von den Longobarden, daß bei ihnen der Zweikampf jeder andern Untersuchung vorausging. War die Anklage nur einigermaßen begründet, so hörte man auf keine Vertheidigung; nur die Entscheidung des Zweikampfes galt. Die Burgunder überließen es dem Kläger, ob er seinen Gegner schwören lassen, oder sich mit ihm schlagen wollte. Daß selbst Zeugen die Wahrheit ihrer Aussage mit dem Schwerte bekräftigen mußten,

haben wir oben angedeutet; bei den alten Deutschen ließ man sogar einen Gefangenen der Nation, mit welcher man im Kriege begriffen war, mit einem Tapfern des eignen Landes auf Tod und Leben fechten, um daraus eine Vorbedeutung für den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Krieges zu entnehmen.

Mehrere Könige und Fürsten kamen wohl zu der Erkenntniß, welche unsichere Sache es sei, die Wahrheit durch die Spitze des Schwertes zu erforschen; allein alle ihre wohlgemeinten Verordnungen blieben fruchtlos. Nur von Theodorich, dem trefflichen Könige der Ostgothen († 526), wird berichtet, es sei ihm gelungen, dieses Ordal bei seinem Volke abzuschaffen. Interessant ist sein Brief an die Einwohner Panoniens, in welchem er diese von der üblen Gewohnheit des Zweikampfes abzubringen sucht.

«Legt die Waffen ab,» so schreibt er, «da ihr keinen Feind mehr habt. Es ist frevelhaft, den Arm gegen eure Anverwandten aufzuheben, für welche ihr lieber rühmlich sterben solltet. Wozu braucht der Mensch die Zunge, wenn er seine Sache mit bewaffneter Hand führt? Oder, wie kann man glauben, daß Frieden sei, wenn mitten in friedlichen Zeiten mit Waffen gefochten wird? Ahmt wenigstens unsern Gothen nach, welche außerhalb des Landes Schlachten zu liefern, in demselben aber Bescheidenheit zu üben verstehen!»

Die Ermahnung fruchtete nichts, und selbst Karl

der Große († 814), der doch sonst seinen Willen kräftig durchsetzte, bemühete sich vergeblich, den Zweikampf unter den Deutschen abzuschaffen. Er gab sich alle Mühe, das — freilich eben nicht bessere — Kreuzgericht beliebt zu machen; allein die Deutschen blieben bei ihrer Weise. In der Folge ereiferten sich Päpste, Kirchenversammlungen und Fürsten ebenfalls umsonst, eine Gewohnheit abzubringen, welche dem deutschen Charakter so sehr zusagte und mit den damaligen Religionsbegriffen so innig verwebt war.

Der Kampf selbst wurde mit großer Feierlichkeit veranstaltet. Ort, Zeit und Umstände wurden genau dabei bestimmt, und gewöhnlich legten mehrere unbescholtene Männer zuvor einen Eid darüber ab, daß nach ihrer Ansicht in dem vorliegenden Falle nur das Ordal entscheiden könne. Zum Kampfe selbst wurden aber bloß Edle oder wenigstens Freie gelassen; für Knechte und Bauern war die Wasser- und Feuerprobe gut genug.

Die Geschichte hat uns von mehrern Zweikämpfen genauen Bericht erstattet. Wir gedenken, zwei derselben herauszuheben, von welchen man auf den Hergang bei ähnlichen Fällen leicht schließen kann.

Kaiser Otto I. († 973) hatte eine einzige Tochter, Luitgard geheißen, die an den Herzog Konrad von Lothringen vermählt war, aber früh Wittwe wurde. Die junge, schöne Frau hielt sich am Hoflager ihres Vaters auf, wo ein gewisser Kuno in heftiger Liebe

gegen sie entbrannte und es endlich wagte, ihr den verzweifelten Zustand seines Herzens zu offenbaren. Die Kaisertochter wies den stolzen Mann mit tiefer Verachtung von sich, und bei diesem verwandelte sich — wie es häufig geschieht — die glühendste Liebe in den glühendsten Haß. Hämisch streuete er aus, mit der vielgepriesenen Keuschheit und Tugend der schönen Wittwe sei es nicht weit her, das wisse Niemand besser, als er selbst, dem sie manche Gunstbezeugungen ertheilt, und dem sie sogar die Ehe angetragen. Die üble Nachrede kam auch zu des Kaisers Ohren, und in voller Wuth berief er eine ansehnliche Versammlung der Fürsten, Grafen und Edlen an seinen Hof; zuvor jedoch ließ er nichts unversucht, die so arg Verleumdete zu einem Geständniß zu bringen. Luitgard blieb dabei, sie sei so unschuldig wie die Sonne am Himmel, und aus ihrem ganzen Benehmen konnte der Vater auch wohl schließen, daß sie keine Unwahrheit rede. Die berufene Versammlung wußte keinen andern Ausweg, als — den Zweikampf, und Kaiser Otto forderte nun die Ritter auf, die Ehre seiner Tochter und seines Hauses mit dem Schwerte zu vertheidigen. Ein edler Graf, wahrscheinlich aus Thüringen — Burchard hieß er — trat jetzt auf und schalt den Kuno, in Gegenwart des Kaisers, aller Fürsten und Edlen, einen Lügner und Verleumder, und da dieser dennoch bei seiner Aussage beharrte, so erfolgte ein harter Zweikampf. Beide waren gewandte Fechter,

ja der Kläger war wohl überlegen; dennoch mochte die Ungerechtigkeit seiner Sache seine Kraft lähmen, genug er bekam, gleich beim ersten Gange, eine so gefährliche Wunde, daß er seine Hand nie wieder brauchen konnte. Die Unschuld der schönen Wittwe war nun unbezweifelt.

Selbst Gesetzbestimmungen wurden durch Zweikampf entschieden. Bei den Sachsen war die Frage entstanden, ob die Enkel mit ihren noch lebenden Oheimen den Großvater zugleich beerben sollten. Derselbe Kaiser Otto ließ die Sache durch zwei Kämpfer ausmachen, und zwar vor den Augen des ganzen Volks. Glücklicher Weise siegten die Enkel, und es galt von jetzt ab das Gesetz, daß die Enkel mit den Oheimen an der großväterlichen Erbschaft ganz gleichen Antheil besitzen sollten.

Von einem andern, äußerst interessanten Zweikampfe, der unter dem Kaiser Otto II. († 983) ausgefochten wurde, berichtet uns die Geschichte Nachstehendes:

Ein gewisser Waldo klagte bei dem Kaiser gegen den Grafen Gero. Worin die Anklage bestand, ist nicht genau zu bestimmen, sie muß aber hart gewesen sein, denn Gero wurde flüchtig. Auf Veranstaltung des Erzbischofs Adelbert von Magdeburg und des Markgrafen von Nordsachsen, Dietrich, wurde der Angeklagte zu Summeringen (Sömmeringen?) verhaftet und nach Magdeburg vor den Kaiser geführt. Als er die Beschuldigung leugnete, berief der Kaiser

eine große Versammlung, damit vor derselben die Sache durch das alleinige Auskunftsmittel, den Zweikampf, entschieden werde. Der Kampfplatz war auf einer Insel der Elbe, wahrscheinlich auf dem sogenannten Werder. Zuerst schien der Nachtheil auf des Klägers Seite, dem von seinem Gegner zwei tiefe Wunden am Kopfe beigebracht wurden; doch dieß entzündete seinen Muth dergestalt, daß er die letzte Kraft zusammennahm und einen so gewaltigen Streich auf den Gero führte, daß dieser zu Boden stürzte. Auf die Frage: «Hast du genug?» erfolgte das demüthige Bekenntniß, wie er (Gero) ganz unvermögend sei, den Streit fortzusetzen. Der Sieger wendete sich ab, um sich durch einen Trunk frischen Wassers zu laben; doch, indem ihm die Rüstung abgenommen wurde, — stürzte er todt zur Erde. Der Kaiser aber nebst der Versammlung entschieden, das Gottesurtheil habe sich gegen Gero ausgesprochen, und diesem wurde auf der Stelle durch den Scharfrichter der Kopf abgeschlagen. —

Es war gar nichts Ungewöhnliches, daß ein Dieb, der nicht bekennen wollte, mit einem geübten Fechter kämpfen mußte. Im Falle des Sieges war er frei; unterlag er, dann zierte er den Galgen.

Besonders war es die heiligste Pflicht eines Ritters, die Ehre und Unschuld verleumdeter Damen zu retten, was durch Schwert und Lanze am kürzesten und sichersten geschah. Im Uebermuthe erklärte wohl ein Klopffechter,

daß seine Dame die schönste und herrlichste auf Erden sei; und wer sich nun dieß nicht wollte gefallen lassen, der warf seinen Handschuh entweder vor den Ritter auf die Erde, oder in den Schooß einer Dame. Hob der Andre den Handschuh auf, oder warf auch er den seinen auf die Erde; so war dieß ein Zeichen, daß er die Herausforderung annehme. Man legte die Rüstung an, bestieg das Roß, hieb und stieß auf einander, bis Einer verwundet war oder Beide aus Schwäche den Streit aufgeben mußten. Das war aber schon eine Ausartung des wirklichen Zweckes.

In einer alten thüringischen Chronik von Johann Bangen wird folgendes erbauliche Histörchen erzählt, das wir mit den Worten des Verfassers wiedergeben:

«Es wohnte ein Ritter vom Dorff Sattelstedt auf dem Rücke, genannt Herr Waltmann von Sattelstedt, und war an Landgraf Ludwigen zu Thüringen Hofe. Derselbe vermaß sich vollkommener Ritterschaft, denn er war ein guter Wapner und gar ein strenger Ritter, und solches macht's, daß er mit dem Landgrafen um Philippi und Jacobi 1226 auf einen Hof nach Merseburg zohe, dahin dann viele Herren aus Thüringen, aus Sachsen, Meißen, Franken und Hessen hinkamen, und führete Herr Waltmann mit ihme eine wohlgeschmückte Jungfraw, die führete auf der Hand einen Sperber und einen fertigen gulden Steuber, und war dessen Erbietens, mit einem jeden über drei Meil

einen Stoß zu halten, wer da wollte. Stieße er ihn denn ernieder, so solte derselb all sein Stechzeug, Harnisch, den Steuber und die Jungfraw (?) mit dem Sperber haben; stieße er ihn aber nicht ernieder, so solte er der Jungfraw geben einen gulden Ring. Und viel Herren warteten darauf und übten unterwegen Ritterschaft und hielten mit ihm die Stöße. Welchen er dann wehlete, der hatte das vorreiten. Aber er brachte die Jungfraw mit dem Sperber auf den Hof gen Merseburg un dar wieder heimb ohne Verlust. Die Jungfraw auch brachte so manche Fingerrink, als sie Finger an beeden Händen hatte, die theilte die Fingerringe aus unter die Frawen und Jungfrawen, so bei St. Elisabeth waren, und hetten große Fröligkeit und danketen dem frommen (?) Ritter seiner großen und herrlichen Mannligkeit.»

Doch genug, vielleicht schon zuviel von dem Zweikampfe und den Ordalien überhaupt.

Noch blühete, troß der ungünstigen Zeiten, Handel und Wandel. Wir haben oben gesehen, daß die Hansa von dem allgemeinen Unheil weniger berührt wurde; auch waren die baierschen Markgrafen, mit Ausnahme des Faulen, eifrigst besorgt, dem Verkehr größern Schwung zu geben. Der Zug des Handels ging noch immer nach den Seestädten, und die ein- und ausgeführten Waaren blieben dieselben, welche schon am Ende des vorigen Abschnitts genannt worden sind. Es bietet

ein ganz eigenthümliches Gemälde dar, wenn wir hier, in der Stadt, den Reichthum aufgestapelt und den Verkünder desselben, den Luxus, in der höchsten Steigerung erblicken und unfern davon die bitterste Armuth, die am Ende ihr verzweifeltes Dasein nur durch ein Räuberleben fristen kann, gewahr werden. Doch so war es damals. Das Land blieb jeglichem Freibeuter preisgegeben; aber an den festen Mauern der Städte, die zugleich wohlgerüstete Schaaren in beständiger Bereitschaft hielten, da zerschellten selbst die härtesten Schädel, und wo die Zeichen der Hansa weheten, wagte nur höchst selten ein kühner Räuber einen Faustſtreich. Die Bürger wußten fast gar nicht mehr, wie sie ihren Reichthum genug zur Schau tragen sollten. Die Meister hielten es unter ihrer Würde, einen Geschäftsweg zu Fuße abzumachen; auf stattlichen Rossen stolzirten sie einher, in sammtenen Jupen, deren Aermel mit schweren silbernen Schnüren dicht besetzt waren; der Gürtel aber mußte aus Gold bestehen. Selbst der Gesell erschien an Ehrentagen im Sammtbarett mit wallenden Federn geschmückt und das kurze reich verzierte Schwert an der Seite. Daß die Frauen den Putz übertrieben, ist nicht zu bezweifeln. Die Ehehälften ganz gewöhnlicher Handwerker gingen in ungeheuer langen Mänteln, in Kleidern, deren Schleppen mehrere Ellen weit die Straßen fegten, in den kostbarsten Hauben; und wo sich nur ein güldenes oder silbernes Kettlein oder Schnürlein anbringen ließ,

da war es angebracht. Alle Verordnungen der Fürsten fruchteten nichts, ja die Befehle der Magisträte wurden nur auf kurze Zeit beachtet. Man gab Kleidergesetze, z. B. in Breslau, deren Uebertretung durch eine Mark Silbers geahndet werden sollte, und fügte noch hinzu: «welchergestalt man dergleichen hoffärtige Kleider uff das rathhus antworten, aldo abesniden und zu rechtir mase kurzen würde.» Ein ähnliche Verordnung aus Berlin verbietet den «Frawen und Jungfrawen» des Bürgerstandes, mit Gold durchwebte Zeuge zu tragen, die Mäntel mit Zobel und Gold- oder Silberborten zu besetzen, und dabei wurde genau angegeben, wie hoch der Werth des öffentlich zur Schau getragenen Goldes und Geschmeides sein dürfe.

Wohin die Mode, jene Tyrannin, die auch das Schöne häßlich und das Häßliche schön heißt, führen kann, sehen wir auch in diesen Zeiten. Die lächerlichen Schnäbelschuhe durften einer wohlgekleideten Person nicht fehlen. Die Schnäbel selbst standen entweder gerade in die Höhe, oder waren theils vorwärts, theils rückwärts gebogen. Oben an den Spitzen derselben erschöpfte sich die Erfindungskunst, die sonderbarsten Gestalten anzubringen, als: Löwenklauen, Löwenköpfe, Fratzengesichter, oft auch bloß Troddeln und Schellen. Die Schnäbelschuhe kamen schon im dreizehnten Jahrhundert auf, und die Mode hielt sich nicht bloß bis ins folgende Säculum, sondern der Ungeschmack steigerte sich

sogar, so daß man schon nach der Länge dieser Schuhschnäbel auf den bürgerlichen Rang des Inhabers schließen konnte. Der kürzeste Schnabel maß doch seine anderthalb, der längste drittehalb Fuß, und die Glocken und Zierrathen an demselben waren ebenfalls nicht vermindert oder kleiner geworden.

Alle Narrheiten in Bezug auf die Kleidung wurden aber übertroffen durch die sogenannte Schellentracht, anfänglich bloß eine Auszeichnung der Fürsten und andrer hochgestellten Personen. Herren und Frauen besetzten ihre Mäntel mit silbernen Schellen und Glöcklein, eben so die Gürtel. Ein echter Zierbengel aus damaliger Zeit war weiter zu hören als zu sehen; nicht bloß sein Gürtel war mit Schellen besäet, sondern von demselben baumelten Schnüre herab, die fast bis zu den Knien reichten, und an deren Ende eine tüchtige Glocke befindlich war. Bei einem Turniere in Göttingen, so heißt es in Rüxners Turnierbuche, «waren allda viele Weiber und Jungfrawen, so zu schawen waren angekommen, die waren sehr heftig schön geziert mit herrlichen Purpurkleidern und mit klingenden silbernen und güldenen Gürteln, Borten, mit langen Röcken und Kleidern, die gingen alle: schnurr! schnurr! kling! kling! kling!» —

Aber auch diese Tracht konnten die Vornehmen nicht für sich behalten; die reichen Bürger machten es nach, und ein alter Chronist berichtet, wie zu Nürnberg, bei

einer Hochzeit (die Braut war eine Bäckerstochter, und der Bräutigam ein Fleischer) kein Gast im Stande war, den andern zu verstehen, so arg war das Geklimper.

Wie Alles ein Ende hat, so war es auch mit der Schellentracht; man fing an, sich derselben zu schämen; nur die Kinderkleider wurden noch mit diesem Schmucke versehen, und endlich waren noch die Possenreißer und Hofnarren die einzigen Repräsentanten jenes argen Ungeschmacks, wiewohl die Schellenkappe auch wohl noch in unsern Tagen ihre würdige Stelle auf manchem leeren Schädel finden möchte. —

So wie in der Kleidung schweifte man auch im Essen und Trinken aus. An sogenannten Ehrentagen war es auch ein Ehrenpunkt, daß unsinnig viel gegessen und getrunken wurde. Eine Hochzeit dauerte oft mehrere Wochen hinter einander, und da wurde bei reichen Leuten so viel verzehrt, daß man für den Werth der Speisen und Getränke in unsern Tagen sich ein recht stattliches Bauerngut kaufen könnte. Diesem Unwesen wurde ebenfalls durch Gesetze und Verordnungen Schranken gesetzt; so z. B. erließ der Magistrat in Berlin (1355) den Befehl, daß bei Bürgerhochzeiten nicht mehr als 40 Schüsseln aufgetragen und nicht mehr als 80 Personen geladen werden sollten. Dabei waren aber die Aufwärter, Musikanten oder Spielleute und Beiläufer nicht gerechnet, denen man ebenfalls 13 Schüsseln erlaubte. — Wer bewundert nicht diese erstaunliche

Mäßigkeit!! In Breslau wurde 1374 verboten, bei einer Hochzeit mehr als 24 Schüsseln aufzustellen und zu jeder Schüssel mehr als 4 Personen zu laden. Auch die Kindtaufen gehörten zu den sogenannten Ehrentagen, bei welchen ein Festgelag nicht fehlen durfte. Da ging es dann eben so hoch her, wie bei den Hochzeiten, und für den Wirth gab es keine größere Ehre, als wenn sich seine sämmtlichen Gäste recht tüchtig betrunken hatten. Man lebte mehrere Tage in Saus und Braus; Jedermann konnte sich satt essen, — aber die eingeladenen Gäste mußten ein Uebriges thun, das half nun einmal nichts. Auch die Mutter durfte weder bei dem Schmause, noch bei dem Reigen fehlen. Lange Vorbereitungen zum Balle brauchte man nicht; vor jeder Stadt und jedem Dorfe war ein ebener Rasenplatz, auf diesem sprang und tummelte man sich weidlich herum. Die Kirchweihfeste in manchem unserer wohlhabenden Dörfer sind noch ein schwacher Nachhall jener Schlemmereien. Auf ein starkes, kräftiges Bier hielt man mehr, als auf Wein, wiewohl letzterer besonders in den Seestädten ebenfalls in Masse die ewig durstigen Kehlen hinunterwanderte. Aus der Sauferei entstand gewöhnlich Schlägerei, und selbst ohne lebensgefährliche Wunden oder gar einen in der Trunkenheit vollbrachten Mord ging es nicht ab. Hatten doch die Brandenburger ein Bier, das den bezeichnenden Namen führte: «Mord und Todtschlag».

Die Innungen, wodurch der Aufschwung der Ge-

werbe und des Handels so sehr gefördert worden, griffen in den ihnen eingeräumten Rechten immer weiter um sich und maßten sich selbst bei der Verwaltung einen oft verderblichen Einfluß an. Die Handwerker wollten ebenfalls obrigkeitliche Aemter bekleiden; die bis dahin Bevorrechteten stemmten sich gegen solche Anmaßung, und so entstand in den Städten ein Kampf, der sich auf zwei Jahrhunderte verlängerte und wobei die blutigsten Gräuel verübt wurden. Die Zunftgenossen waren bewaffnet, hielten zusammen, setzten Bürgermeister und Räthe ab, ermordeten sie auch wohl, oder ließen ihnen förmlich den Prozeß machen und sie hinrichten. Sehr oft aber änderte sich die Scene, und dann ging es über die Köpfe der Obermeister und Rädelsführer. So wurde (1301) in Magdeburg eine ganze Menge der unruhigen Handwerker auf öffentlichem Markte gebraten.

Auch in das Innere der Zünfte schlich sich Manches ein, was dem Guten eben nicht förderlich war. Dahin gehört ein ungemessener Stolz auf ihre Würde. Manches Gewerbe wurde für ehrlich, manches für unehrlich gehalten, und der Meister eines ehrlichen Handwerks hütete sich wohl, mit einem aus einem unehrlichen an einem Tische zu sitzen oder gar aus einem Kruge zu trinken. Wurde ein solches Verbrechen verlautbart, dann konnte es leicht kommen, daß man ihn mit Schimpf und Schande aus der Innung herausstieß. Und wen rechnete man zu den Unehrlichen? Kaum würde man es jetzt

glauben, daß der Sohn eines Bäckers, Barbiers, Nachtwächters, Todtengräbers, Gerichtsdieners, Schauspielers, Abdeckers rc. für ganz unfähig gehalten wurde, in das ehrsame Gewerk der Schneider, Schuster, Leinweber rc. aufgenommen zu werden. Nicht einmal zum heiligen Abendmahle ging man mit solchen Parias *), oder sie mußten wenigstens zuletzt am Altare erscheinen.

Dabei muß man sich allerdings wundern, daß der unverwüstliche Grundcharakter des deutschen Volks doch eine Menge Tugenden bewahrte, welche einer verfeinerten Zeit viel fremder geworden sind. Noch galt bei Vielen: «ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!» und ein Handschlag vertrat die Stelle von tausend Eiden. Die Frau und Jungfrau war keusch und züchtig; das Haus war ihre Welt. Nur ein roher Wüstling wagte es wohl, Frauenehre zu kränken; doch wehe ihm, wenn die Sache zur Sprache kam. Otto der Faule gab, wie wir gesehen haben, kein Beispiel der Sittenreinheit, aber selbst unter seiner Regierung trug sich eine Begebenheit zu, die für den Geist jener Zeit so bezeichnend ist, daß sie hier wohl eine ausführlichere Erzählung verdient.

Der Geheimschreiber des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg, Namens Konrad Schütze, war von die-

*) Eine gänzlich verachtete Kaste bei den Hindus.

sem nach Berlin gesendet worden, um gewisse Angelegenheiten seines Herrn daselbst in Ordnung zu bringen. Die Sache fand Schwierigkeiten, und der Abgesandte blieb deßhalb länger in Berlin, woher es kam, daß er mit vielen Familien in vertrauten Umgang gerieth. Nun war es damals mehr als jetzt Sitte, recht fleißig in die öffentlichen Badehäuser zu gehen; denn ein solches (dem ein Bader vorstand) durfte in keiner Stadt fehlen. Auch unser Schütze machte sich eines Tages auf, um sich zu baden; da begegnete ihm zufällig auf der Straße eine junge Bürgersfrau, die er wohl kannte, sie deßhalb freundlich anredete und mit ihr scherzte. Der Scherz nahm aber eine etwas zweideutige Wendung; auf die Frage nämlich, wohin er so eilig gehen wolle, antwortete er: «Ins Bad», und setzte ganz unüberlegt die Frage hinzu, ob sie ihm etwa im Bade Gesellschaft leisten wollte. Hocherröthend drehete sich die Frau um, und ohne dem Unbesonnenen zu antworten, kehrte sie zu ihrem Manne zurück, dem sie mit weinenden Augen klagte, wie gröblich sie von dem magdeburger Geheimschreiber beleidigt sei. Der Mann braus'te auf, sammelte seine Freunde, und schon wenige Tage nachher, als Schütze nicht mehr an die Geschichte dachte und eben beim Herzog Rudolph von Sachsen an der Tafel saß, wurde er gewaltsam fortgeschleppt und öffentlich, seines unverzeihlichen Verbrechens wegen, enthauptet. Das geschah nun nicht etwa auf eine tumultuarische Weise, sondern ganz

nach der Ordnung; denn der Magistrat in Berlin hatte das Recht, jeden Fremden, sei es auch ein Diener ihres eignen Landesherrn, wenn er sich im Weichbilde der Stadt vergangen, in Gemäßheit der Stadtgesetze zu richten, und, wenn diese auf den Tod erkannten, das Urtheil auf der Stelle zu vollziehen. Man nannte dieß das Weichbildsrecht, dessen sich viele Städte erfreueten. Die Berliner hatten es von dem falschen Waldemar bekommen, und es war von den baierschen Fürsten bestätigt worden.

Eine andre Erzählung mag beweisen, wie treu man ein gegebenes Wort zu halten pflegte. Wir wissen schon, daß Otto IV. mit dem Pfeile, als er das Lösegeld nicht schaffen konnte, sich freiwillig wieder in seine Haft stellen wollte. Nicht so ritterlich dachten einige und vierzig magdeburgische Edelleute, die von den Bürgern Brandenburgs in einer der vielen Fehden gefangen worden waren und Lösegeld versprochen hatten. Als sie sich in Freiheit sahen, vergaßen sie ihres Versprechens, zahlten weder Lösegeld, noch kehrten sie in die Gefangenschaft zurück. Was thaten aber die Brandenburger? Da sie der Wortbrüchigen nicht habhaft werden konnten, so rächten sie sich dadurch, daß sie alle diese Ritter abmalen ließen, und zwar in Stellungen, die eben nicht ritterlich waren. Bei Jedem aber konnte man die Hände sehen, die man blau gefärbt hatte, um damit anzudeuten, daß diese Herren insgesammt Meineidige wären. Dem

Vornehmsten that man noch die besondre Ehre an, daß man ihn mit dem Schmucke eines Henkersknechtes (einem weißen Hute mit einer rothen Schnur umwunden) bekleidete. Die blauen Hände aber erinnerten an den geleisteten Schwur, in welchem es hieß: wenn ich nicht Wort halte, so will ich, daß mir die Hand, welche ich zum Schwure aufhebe, verdorre, blau oder schwarz werde.

Ueber die kirchlichen Zustände läßt sich dem, was im vorigen Abschnitte gesagt ist, nichts Neues hinzufügen. Das tief eingewurzelte Verderben der Geistlichkeit trotzte mit frecher Stirn jeglichem Versuche, dem reinern Lichte Eingang zu verschaffen. Die Seelsorge war Nebensache; der Priester jagte, soff, hurte, gierte nach Reichthum und hohen Würden, mochte auch das ganze Land darüber zu Grunde gehen. Was die Bischöfe übrig ließen, das nahm der heilige Vater in Rom, an den die Abteien und Klöster reichliche Abgaben zahlten, wofür sie sich aber auch des Schutzes Petri für sicher halten konnten.

Drittes Kapitel.

Das luxemburgische Haus. 1373 — 1415.

Nach so vielen Drangsalen sollte endlich für die Marken, leider nur auf kurze Zeit, ein besserer Zustand eintreten. Zwar konnte der neue Kurfürst,

Wenzel, 1373—1378.

eben nicht viel Gutes wirken, da er beim Antritt seiner Regierung erst zwölf Jahre alt war; indessen hatte er einen tüchtigen Vormund, nämlich seinen eignen Vater, den Kaiser Karl IV., und dieser war nicht bloß der eigentliche Regent, sondern besaß auch die Kraft und den Willen, die geschlagenen Wunden zu heilen. Wo ein Karl herrschte, da mußte sich Alles zum Bessern gestalten.

Vor Allem schien es ihm nöthig, daß er sich die Liebe und das Vertrauen seiner neuen Unterthanen erwerbe; deßhalb hielt er sich häufig in der Mark auf, besonders zu Tangermünde, wo er ein prachtvolles Schloß, Rathhaus und Kirche erbauete und dadurch, sowie durch Wiederherstellung der märkischen Festungen, den Leuten, deren Haupterwerb bis jetzt im Rauben, Stehlen und Betteln bestanden, Gelegenheit gab, ihr Brod auf ehrliche Weise zu verdienen. Die verkauften oder verpfändeten Güter lös'te er wieder ein, und dabei verzichtete er auf alle zum Heil des Landes angewendeten oder noch anzuwendenden Geldsummen. Mit den benachbarten Fürsten schloß er Frieden und Bündnisse, begünstigte das Aufblühen der Städte, welchen er die alten Freiheiten bestätigte und neue ertheilte, wohl erwägend, daß seine eigne Macht, so wie die Wohlfahrt des ganzen Landes, sich vorzüglich auf das Gedeihen der Städte gründete. Besonders hatte er ein wachsames Auge auf die ewigen Ruhestörer, die Edelleute, die es

von jetzt ab selten unternahmen, den mit Kraft ins Werk gestellten Anordnungen zu widerstreben.

Keiner vom Adel durfte es wagen, ohne seine ausdrückliche Einwilligung eine Burg oder ein Schloß zu erbauen, was, wie er sich ausdrückte, doch nichts andres als Diebshöhlen wären. Wurde es dennoch versucht, die alte Weise fortzusetzen, so folgte die Strafe auf dem Fuße; denn überall war der Kaiser selbst, umgeben von einer bewaffneten Reiterschaar, hörte Klagen, sprach Recht und züchtigte ohne Nachsicht jedes Vergehen. War ein Stegreifritter überwiesen oder gar auf Wegelagerung ertappt, so konnte ihn nichts von der hänfenen Schlinge retten, und wenn er auch seinen Adel bis zur Arche Noah zurückgeführt hätte. Solcher Ernst half; die Straßen wurden sicher. —

Aber auch auf Recht und Gerechtigkeit hielt er. An Ort und Stelle untersuchte er die Gerichtsstätten, setzte ungerechte Richter ab, strafte sie auch wohl am Leben, belohnte die treuen, und damit alle immer ihrer Pflicht eingedenk wären, gab er jedem einen Siegelring mit der bedeutungsvollen Umschrift: Juste judicate, filii hominum! *)

Wo er waltete, mußte Alles in Ordnung kommen. Das Landbuch der Mark Brandenburg ist noch jetzt

*) Richtet gerecht, ihr Menschensöhne!

ein ewiges Denkmal seiner Weisheit und seines ausdauernden Fleißes. Dieß erkannte selbst der Mann, auf den Preußen mit dem vollsten Rechte stolz sein kann, nämlich der große Friedrich, der dasselbe, durch den Staatsminister von Herzberg mit Anmerkungen versehen, durch den Druck vervielfältigen ließ. Es enthielt dieses Werk ein ganz genaues Verzeichniß aller Ortschaften der Mark, die Angabe ihrer Besitzer, ihrer nutzbaren Grundstücke, Einkünfte und Abgaben an den Fürsten, so daß der Fürst mit Leichtigkeit seine sämmtlichen Einkünfte mit einem Blicke übersehen konnte. Wir lernen aus demselben, daß in der Mark sich befanden: Städte und Schlösser: 171; Dörfer: 1094. Auch die damaligen Preise der Waaren und die Münzen erfahren wir. So kostete ein Scheffel Weizen 16, Roggen und Gerste 10, Hafer 5 Pfennige. Eine Mark Silbers betrug nach unserm Gelde ungefähr 7½ Rthlr. oder 68 damalige Groschen, und ein Groschen würde jetzt 3 Sgr. 4 Pf. gleich sein. Die landesherrlichen Einkünfte überstiegen nicht die Summe von 50,000 Rthlr.

Auf den Flor des Handels richtete der sorgsame Fürst sein besonderes Augenmerk. Schon die von ihm bewirkte Sicherheit der Straßen trug zur Belebung desselben nicht wenig bei; aber daran nicht genug, so wurde auch die Oder zwischen Frankfurt und Breslau und die Moldau in Böhmen schiffbar gemacht, damit von da aus die böhmischen Produkte mit Leichtigkeit in

die Elbe geführt würden. An der Elbe sollte sein geliebtes Tangermünde, und an der Oder Frankfurt der Hauptstapelplatz sein. Auch mit der Hansa setzte er sich in Verbindung, reis'te selbst nach Lübeck, wo er sich großen Einfluß zu verschaffen suchte, und gewiß würde es ihm gelungen sein, die Schutzherrschaft üoer die verbündeten Handelsstädte zu erhalten, wenn nicht der Tod seinen weitaussehenden Plänen ein plötzliches Ziel gesetzt hätte.

Daß ein solcher Fürst auch die geistige Bildung auf alle Weise beförderte, versteht sich wohl von selbst. Zuvörderst ging er hierin mit gutem Beispiele voran, indem er die Stunden, welche ihm seine schweren Regierungssorgen frei ließen, den ernsten Wissenschaften widmete. Gelehrte und Künstler fanden an ihm einen Freund und Unterstützer, und gern würdigte er dieselben seines nähern Umgangs. Männer von gründlichem Wissen zog er ins Land und scheuete dabei keine Kosten. Die Väter konnten sich durch nichts bei ihm so beliebt machen, als wenn sie ihre Söhne auf die neuerrichtete Universität Prag sendeten.

Noch war Brandenburg aber nicht im Stande, für sich allein einem mächtigen Feinde zu widerstehen; deßhalb mußte auch für die äußere Sicherheit gesorgt werden, und dieß geschah schon 1374, auf dem Landtage zu Guben, wo der Kurfürst Wenzel und seine Brüder Sigismund und Johann die Mark auf ewige Zeiten mit

Böhmen, der Niederlausitz und Schlesien verbanden. Gern willigten die brandenburgischen Stände in diese Vereinigung, die ihnen so viele Vortheile zusicherte. Auch der Kaiser bestätigte dieselbe auf einem Reichstage zu Tangermünde in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Fürsten; doch lös'te er später das Band, indem er Wenzel die römische Königswürde verschaffte und vorläufig sich selbst zum Kurfürsten von Brandenburg machte, wobei er wohl schon die spätere Theilung seiner sämmtlichen Besitzungen unter alle drei Söhne vorbereiten wollte.

Des Kaisers Thätigkeit wurde von so vielen Seiten in Anspruch genommen, daß er öfters seine Marken verlassen mußte; aber er hatte in dem Bischofe von Lebus Peter und in Dietrich von der Schulenburg zuverlässige Räthe bestellt, die treulich in dem Geiste ihres Herrn fortwirkten. Beide hatten auch zugleich die Leitung der jungen Prinzen, Sigismund und Johann, zu besorgen, die sich zu Tangermünde aufhielten, damit sie dem Lande befreundet würden, zu dessen Beherrschern sie vom Schicksale bestimmt waren. So hatte der Umsichtige für Alles gesorgt, und mit Zufriedenheit konnte er auf sein Wirken zurückschauen. War dasselbe auch nicht frei von manchen moralischen Flecken, so bleibt ihm doch der Ruhm, daß er die übel erlangte Herrschaft wohl verwaltet hat. Der sicherste Beweis für seine Regententugenden war die allgemeine Trauer

der Brandenburger, als die Nachricht von seinem 1378 erfolgten Hinscheiden erscholl.

Kurz vor seinem Tode geschah die berühmte Theilung, durch welche Wenzel Böhmen und Schlesien erhielt, Johann die Neumark und einen Theil der Oberlausitz bekam, Sigismund hingegen zum Kurfürsten von Brandenburg ernannt wurde. Die dem Johann zuerkannten Besitzungen blieben auch noch zehn Jahre hindurch in des Letztern Händen.

Sigismund. 1378—1415 (17).

Was ließ sich von einem Kinde, das kaum das elfte Jahr zurückgelegt hatte, erwarten, zumal eben dieses Kind ohne Vormund regierte und seinen kindischen Launen nachhing! Auch als er älter wurde, blieb das Kindisch-Eitle in ihm vorherrschend; seine nicht gewöhnlichen Anlagen gelangten nie zur völligen Ausbildung. Sigismund war ein schöner Mann, das wußte er, und dieser Ruhm galt ihm mehr, als reelles Verdienst. Wenn nur seine Locken recht zierlich um das feine Gesicht fielen, sein schöner Bart wohl gekämmt und gesalbt war, und er in prunkenden Kleidern einherstolziren konnte, so war ihm dieß schon genug. Freundlich und leutselig zeigte er sich gegen Jedermann und wußte sich so die Herzen Aller, die ihm nahe kamen, zu gewinnen. An Versprechungen und Geschenken ließ er es ebenfalls nie fehlen; nur wurden die erstern schnell

vergessen, die letztern oft an Unwürdige unbesonnen vergeudet. Ein glänzender Hofstaat, prunkende Gastmähler, kostbare Pferde ꝛc. gehörten ebenfalls zu seinen Bedürfnissen, und wenn wir nun erwägen, in welche bedenklichen Unternehmungen er sich einließ und welche Mittel er anwendete, um sein Ziel zu erreichen: so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß er nie aus Geldverlegenheiten herauskam. Von Jugend auf gewohnt, seinen Neigungen zu folgen, war er auch in sittlicher Rücksicht kein Muster und nahm es eben auch nicht genau, wenn Andre sich den gröbsten Ausschweifungen hingaben. An seinem ganzen Charakter bleibt also nichts Lobenswerthes, — wenn es noch lobenswerth ist, — als eine gewisse gutmüthige Schwäche, die Keinem wehe thun wollte, die aber bei halben Maßregeln stehen blieb und so, bei seiner hohen Stellung, unendliches Verderben bereitete.

Unter einem solchen Regenten mußte das Gebäude, welches Karl IV. aufgerichtet hatte, in seinen Grundfesten erschüttert werden. Die Schreckenszeiten der Baiernherrschaft kehrten in noch gräulicherer Weise zurück, denn die Flamme der Zwietracht, bis jetzt durch einen gewaltigen Arm gedämpft, loderte nun um so verderblicher empor. Der Leichtsinnige vergaß die Marken, welche er während seiner Herrschaft nur zweimal besuchte, und benutzte sie bloß, um seine ewig leeren Taschen zu füllen. Elende Statthalter, die er daselbst zurückgelassen, besa-

ßen theils nicht den Willen, theils nicht die Kraft, dem einbrechenden Unheil zu steuern. Die alten Ruhestörer kamen wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und Raub, Plünderung und Mord waren an der Tagesordnung. Sigismund lebte indessen herrlich und in Freuden bei seiner Braut, der schönen Maria, ihm schon bei Lebzeiten seines Vaters verlobt. Sie war die Tochter Ludwigs, des Königs von Ungarn und Polen, und durch sie hoffte er einst diese beiden Kronen auf seinem Haupte zu vereinigen. Alles Geld, welches die Statthalter nur zusammenscharren konnten, schickten sie nach Ungarn, wo es in kurzer Zeit verflog und durch neue Zusendungen ersetzt werden mußte. Ließ sich nichts mehr schaffen, dann wurde verkauft, verpfändet, verschleudert, was sich nur verkaufen oder verpfänden ließ.

Mit dem Tode des Ungarnkönigs (1382) entbrannte aber ein mehrjähriger Krieg. Die Polen hatten zwar noch bei Ludwigs Lebzeiten dem Sigismund den Eid der Treue geschworen, wollten aber jetzt plötzlich nichts mehr von ihm wissen und wählten die Schwester der Maria, Hedwig, zu ihrer Königin. Jagiello, der treulose Litthauerfürst, warb um ihre Hand, und obgleich sie lieber den Herzog Wilhelm von Oestreich geheirathet hätte, dem sie von Jugend auf verlobt war, so mußte sie doch der Bewerbung Gehör geben, da sie den Polen versprochen, sich nur nach ihrem — der Polen — Willen zu vermählen (1386). Auch die ungarischen Mag-

naten stemmten sich gegen den fremden Eindringling und ernannten die Braut desselben, die Maria, zu ihrem Könige*). Neue Kabalen bewirkten den Sturz dieser Prinzessin, und die Verschwornen übergaben dem Könige Karl von Neapel die Krone. Die innere Verwirrung wuchs, als auch dieser von der Elisabeth, Maria's Mutter, einem ränkesüchtigen Weibe, ermordet wurde, und das Reich zerfiel in Parteien, die sich mit einem Hasse bekämpften, wie ihn nur der Bürgerkrieg erzeugen kann. Maria vermählte sich während dieser Unruhen mit ihrem Sigismund, wurde jedoch kurz darauf nebst ihrer Mutter gefangen gesetzt. Indessen hatte Sigismund sich Geld verschafft, Truppen geworben, und rückte heran; da verlor die Gegenpartei den Muth, unterwarf sich, setzte die Maria wieder in ihre Rechte und ihr Gatte erlangte zugleich, wonach er so lange gestrebt, was ihm so unendliche Opfer gekostet, die ungarische Krone (1387).

So galt die Mark Brandenburg nur als Nebenland; doch äußerten die Kriege, welche ihr Herrscher führte, gepaart mit der unsinnigsten Verschwendung, den verderblichsten Einfluß auf ihren Zustand. Die zurückge-

---

*) Wenn eine Fürstin in Ungarn regiert, so heißt sie dennoch König und nicht Königin. Wer denkt nicht dabei an das Wort: moriamur pro rege nostro Maria. (Wir wollen für unsern König Maria sterben.) Als Maria Theresia in großer Noth war, riefen ihr solches die ungarischen Stände zu und — hielten Wort.

lassenen Räthe und Hauptleute waren ohne Einsicht und Macht; die Herzöge von Mecklenburg fielen in die Priegnitz ein, und der Adel erhob sein Haupt trotziger als je. Als nun, unter diesen Umständen, die Zuflüsse aus der Mark immer schwächer wurden, die Geldverlegenheiten hingegen in rascher Zunahme sich befanden, so verfiel Sigismund endlich darauf, die Altmark und Priegnitz zu verpfänden (1355). Dagegen widersetzte sich aber das ganze Land einmüthig, das nur einen von des Kurfürsten Brüdern, aber nicht seinen Vetter Jobst als Herrscher anerkennen wollte. Indessen dauerte der Jammer fort, und endlich kam die Verpfändung dennoch zu Stande (1388).

Die Hauptgläubiger Sigismunds waren die Markgrafen von Mähren, Jobst und Procopius, Söhne des ersten Gemahls der Margaretha Maultasch, Johann Heinrichs. Ihre Schuldforderung war zu beträchtlich, als daß es möglich gewesen wäre, die ungestümen Dränger zu befriedigen. Auch brauchte der König von Ungarn noch immer vieles Geld, um sich die Magnaten zu Freunden zu machen und in seiner gewohnten Weise fortzuleben; deßhalb kam die Verpfändung abermals zur Sprache. Die märkischen Stände, welche selbst einsahen, daß es nicht anders ging, wurden nach Ungarn berufen und willigten endlich ein, daß ihr Vaterland dem Jobst und Procopius als Pfand eingesetzt würde. Nur die eine Bedingung wurde gemacht, daß

die Marken, falls Sigismund ohne Erben stürbe, an Wenzel und Johann wieder zurückfallen sollten. Procopius nahm an der Regierung aber keinen Theil, sondern Jobst regierte allein.

Sigismund ererbte noch von seinem Bruder Johann die Neumark; doch kaum besaß er dieselbe, als er sie auch an den deutschen Orden verpfändete (1402).

Das Elend in der Mark hatte noch nicht den höchsten Grad erreicht; es sollte noch schlimmer kommen, und zwar unter dem Pfandinhaber

Jobst von Mähren. 1388—1411.

Im Anfange schien die Sache noch ganz leidlich zu gehen, wenigstens wurden den Städten ihre Rechte und Freiheiten bestätigt; allein bald zeigte es sich, in welche Hände das unglückliche Land gefallen war. Eine unbegrenzte Habsucht bildete den Grundcharakter des neuen Herrschers. War er doch nicht Eigenthümer, sondern bloß Pfandinhaber der Marken; was fragte er da nach dem Wohlbefinden seiner Unterthanen, die, nach seiner Ansicht, alle verschmachten konnten, wenn er nur seinen Seckel füllte. Kein Mittel dünkte ihm zu schlecht, dieses zu bewerkstelligen; seine ausgeliehenen Kapitalien sollten mit Wucher Zinsen tragen. Die Marken besuchte er selten, und jedesmal nur, um Geld zu erpressen. Was sein liederlicher Vorgänger noch übrig gelassen hatte, das wurde verkauft oder verpfändet, so daß er

sich selbst der letzten Domainen entäußerte. War mit Gewalt oder List nichts mehr zu holen, dann begab er sich nach Mähren zurück und überließ meist eben so unwürdigen Statthaltern die fernere Verwaltung, die nur darauf dachten, sich selbst zu bereichern. An Sicherheit des Eigenthums, an Recht und Gerechtigkeit war nicht zu denken. Anerkannte Räuber und Mörder, die ihren Raub mit den saubern Oberherren theilten, gingen ungescheut öffentlich umher, und Niemand durfte es wagen, sie anzugreifen. Die alten Zeiten des Faustrechts waren aus ihrem Grabe erstanden.

Hatte sich der Feind jeder bürgerlichen Ordnung, der nur ernten wollte, aber nicht säen, (wir meinen den damaligen Adel) schon früher erhoben, so geschah es jetzt mit um so größerer Macht. Es blieb nicht mehr bei einzelnen Raubzügen und Wegelagerungen, die Sache wurde ins Große getrieben. Unter den märkischen Edlen sind vorzüglich die Quitzow's berüchtigt geworden. Von ihrer Feste Klötzen in der Altmark thaten sie sogar Einfälle in das Lüneburgische, und dieses, so wie gewisse Grenzstreitigkeiten, ingleichen die sichere Hoffnung, bei den Verwirrnissen einen leichten Sieg zu erkämpfen, veranlaßte die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, sich einiger Distrikte und Ortschaften Brandenburgs zu bemächtigen. Solches Unternehmen rüttelte den elenden Jobst aus seinem Taumel; er zog eine Macht zusammen und überschritt die feindliche

Grenze, wurde aber zurückgeschlagen. Da war auf einmal sein Muth gesunken; er verließ das Heer und die Marken und begab sich nach Mähren, es den Statthaltern überlassend, wie sie den fernern Kampf bestehen würden (1390). Schnackenburg, jetzt ein kleiner Marktflecken an der Elbe, damals aber ein fester Ort, fiel in feindliche Hände, und Salzwedel wurde gänzlich ausgeplündert. Die Statthalter, eben so kleinmüthig wie ihr Herr, schlossen Waffenstillstand (1391) und opferten Schnackenburg.

Anstatt dem bedrängten Vaterlande beizustehen, benutzten vielmehr die Edelleute die Noth desselben, um ihre eigne Raubsucht zu befriedigen. Aller echtritterliche Geist war schon längst aus dem Adel verschwunden, der meist verarmt war, die reichen Städter beneidete, die sich den Gewaltthätigkeiten mit Erfolge widersetzten, und der nun mit seinen Banden von seinen festen Burgen aus, oder im Hinterhalte, wehrlose Kaufleute plünderte, Viehheerden wegtrieb, Dörfer brandschatzte, Gefangene mit sich wegführte, sie in finstre Kerker warf und ihnen durch Qualen aller Art ein hohes Lösegeld abzwang. Befehle und Anordnungen der Statthalter wurden verlacht, und es blieb den Städten nichts übrig, als treu und fest zu einander zu stehen und auf eigne Hand das Unheil von ihren Mauern abzuwehren. Unter andern vereinigten sich zur Aufrechthaltung des Landfriedens die Städte: Brandenburg, Berlin, Köln,

Rathenow und Spandau. War einem Bürger Gewalt widerfahren, so forderte seine Stadt Genugthuung. Verweigerte man diese, dann zog der helle Haufen hinaus, bestürmte die Raubhöhlen, zertrümmerte die Mauern und knüpfte die Besitzer derselben vor den Thoren auf. Aber auch die Raubgesellen hielten zusammen und waren nicht gesonnen, von ihren angemaßten Rechten das Geringste nachzugeben, und so geschah es, daß nicht selten da, wo sonst nur kleine Haufen gegen einander gefochten, jetzt wirkliche Heere sich gegenüber standen.

Ein solcher Zeitpunkt dünkte dem Erzbischofe Albrecht IV. von Magdeburg ganz besonders geeignet, um für sich Vortheil daraus zu ziehen; deßhalb befestigte er das Schloß Mitow an der Havel, um von hier aus einen Eingriff in die Marken zu bewerkstelligen. Seine Absicht war leicht zu errathen; auch der Statthalter der Mark, Lippold von Bredow mit Namen, erkannte die drohende Gefahr und suchte dieselbe dadurch unschädlich zu machen, daß er die Festung belagerte und die Festungswerke zu zerstören suchte. Der Plan mißlang aber gänzlich; die Bischöflichen, in Verbindung mit den Fürsten von Anhalt, überfielen die Belagerer und nahmen den Hauptmann nebst vielen Rittern gefangen. Unaufhaltsam drang nun der wilde Schwarm in das reiche Havelland und haus'te hier gleich den wildesten Barbaren. Entsetzlich war besonders das Schicksal, welches die unglückliche Stadt Rathenow betraf. Der

märkische Befehlshaber in derselben, Treskow, längst mit den Feinden einverstanden, öffnete die Thore und übergab so die seinem Schutze anvertrauten Einwohner allen Gräueln der Plünderung. Schändlich war bei dieser Gelegenheit das Benehmen der Magdeburger, die bei ihrem Einzuge sich freundlich stellten und nur verlangten, daß die Bürger dem Bischofe die Huldigung leisten sollten. Das geschah; Jedermann hielt sich für sicher, die vergrabenen Schätze wurden wieder hervorgeholt und die gewohnten Beschäftigungen betrieben. Der Bischof nahete jetzt selbst, und die waffenfähigen Bürger wurden veranlaßt, ihn feierlichst einzuholen; kaum waren sie aber vor den Thoren, als die zurückgebliebenen Greise, Weiber und Kinder bei grimmiger Kälte und halb nackt zur Stadt hinausgetrieben wurden. Nun erst begann das Plündern. Die Krieger überließen sich den gröbsten Ausschweifungen, und schändlich genug ging der Bischof in allen Abscheulichkeiten voran, ja er ließ aus den geleerten Fässern zuletzt noch ein Freudenfeuer machen. Jobst aber schloß Frieden. Er erhielt Rathenow zurück; auch Bredow wurde wieder frei gegeben; doch ließ sich Albrecht 600 Schock böhmische Groschen als Kriegsentschädigung zahlen (1396).

Damit war aber die Ruhe noch nicht hergestellt. Die Städte und Adligen vereinigten sich und fielen in das magdeburger Gebiet, wo sie eben so haus'ten, wie bei ihnen geschehen war, und die bischöflichen Vasallen

setzten ihre Verheerungen in der Mark nicht weniger fort.

Für Jobst gab es nun nichts mehr zu erpressen, zu verkaufen oder zu verpfänden, als — die Mark selbst, und er trug auch nicht das mindeste Bedenken, dieselbe seinem Schwager, Wilhelm dem Einäugigen, pfandweise zu überlassen (1397); denn 40,000 Schock Prager Groschen oder 120,000 Goldgülden schienen ihm eine hinlängliche Summe zu sein. Abermals leuchtete für die Marken ein Hoffnungsstrahl, denn Wilhelm meinte es ehrlich und that Alles, um einen bessern Zustand zu begründen. Zuerst zog er die mecklenburgischen Fürsten und die Hansestädte in sein Interesse, und in Verbindung mit diesen steuerte er kräftig dem herrschenden Unwesen entgegen, zerstörte die Schlösser der Raubgesellen und strafte sie an Leib und Leben. Auch in vielen anderen Rücksichten erwies er sich als einen Wohlthäter des Landes, doch leider währte seine treffliche Regierung bloß ein Jahr, da schon 1398 Jobst wieder von der Pfandschaft Besitz nahm und mit ihm alles Unheil wieder in den Marken einzog.

Unter den adligen Räubern sind vorzüglich, wie schon oben angedeutet, die Gebrüder Quitzow, Hans und Dietrich, berüchtigt geworden. Hans heirathete die Tochter des Landes-Hauptmannes Lippold von Bredow und erhielt mit ihr die Schlösser Plauen und Kremmen. Sein erstes Werk war, daß er den brandenburger Bürgern dreihundert Schweine vom Anger forttrieb.

Die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, ingleichen der Bischof von Magdeburg verbanden sich mit dem saubern Bruderpaare und raubten und plünderten, bis sich die Städte und die Besseren vom Adel aufmachten, die Räuber verjagten und den Dietrich gefangen nahmen. Da setzte Jobst die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg zu Landeshauptleuten ein und gab den gefangenen Quitzow frei. Ungebessert suchte dieser wieder Anhang, der ihm auch nicht fehlte, und führte sein altes Räuberleben ungescheut fort. Wie wenig er selbst die fürstlichen Statthalter achtete, bewies er in folgendem Falle: Er hatte Nachricht, daß Graf Günther bei Tangermünde über die Elbe gehen wollte, und hier war ein fetter Fang zu thun. In einem Kahne wurde zuvor das Gepäck übergesetzt, aber eben so schnell von dem Quitzow in Empfang genommen und rein ausgeplündert. Der Statthalter stand am andern Ufer und mußte die Unbill ungeahndet über sich ergehen lassen. Die Schwarzburger wurden der Sache überdrüßig und gaben die Statthalterschaft auf; nun erst waren die Quitzows unumschränkte Herren. Wer nicht geplündert sein wollte, mußte Tribut zahlen, und ihre Frechheit stieg so hoch, daß sie sich nicht scheuten, selbst vor den Augen des Markgrafen die ärgsten Frevel zu begehen. Ein Beispiel für viele:

Jobst befand sich eben in Berlin, wohin er auch den Herzog Johann von Mecklenburg einlud. Der

Sicherheit auf den Straßen nicht ganz trauend, sendete er ein starkes Geleite an die Grenze, um den Gast zu empfangen und ihn auf der fernern Reise zu beschirmen. Das Alles war den Quitzows wohl bekannt, und sie trafen danach ihre Maßregeln. Bei Liebenwalde stürzen sie mit 400 Rittern und Knechten auf den stattlichen Zug, werfen Alles vor sich nieder und bemächtigen sich nicht bloß vieler Kostbarkeiten, sondern auch der Person des hohen Reisenden, den sie, ohne Weiteres, auf ihr festes Schloß Plauen schleppen und ihn hier in harter Gefangenschaft halten (1407). Obgleich der Markgraf mit seiner Ungnade und Strafe drohete, wenn sie nicht auf der Stelle den Fürsten seiner Haft entließen, so achteten sie dieß nicht im geringsten; der Mecklenburger blieb zwei Jahre lang im strengsten Gewahrsam, bis es ihm gelang, im strengsten Winter, als Bauer verkleidet, seinen Gefangenwärtern zu entspringen. Hans setzte ihm nach mit Knechten und Hunden und kam bis vor Brandenburg. Die Bürger dieser Stadt, als sie die gewaffnete Schaar erblickten, geriethen auf die Meinung, ein Feind rücke heran; deßhalb zogen sie gerüstet hinaus vor das Thor, um den Anfall zurückzuschlagen. Der Verfolger sah aber in diesen kriegerischen Anstalten weiter nichts, als eine Schutzwehr zu Gunsten des Flüchtlings, und hieb ein, so daß mehrere Brandenburger dabei ums Leben kamen. Johann hatte sich indessen in einem Busche verborgen, konnte es aber, der grimmigen

Kälte wegen, nicht länger aushalten und begab sich wieder in die Gefangenschaft, wurde auch nicht früher entlassen, bis Hans von Quitzow den Mecklenburgern in die Hände gefallen war, worauf dann die Auswechselung der Gefangenen vor sich ging.

Kaum waren die Brüder zusammen, als sie auch einen Raubzug in das Magdeburgische unternahmen, von wo sie mit schwerer Beute belastet zurückkehrten. Selbst das magdeburgische Banner führten sie mit sich fort, und die Bewohner des Erzstifts mußten sich zu einer jährlichen Abgabe verstehen, um die Plünderung von sich abzuhalten. Dasselbe war auch bei den anhaltinischen Nachbarn der Fall. Da wurde Nichts geschont; selbst die geistlichen Besitzungen mußten sich brandschatzen lassen; die Quitzows fragten nichts nach Bann und Interdikt. Der Kurfürst selbst hörte nur halb hin, wenn Klagen über diese Räuber, zu denen auch die Putlitze, Rochow's und viele andere gehörten, zu seinen Ohren kamen. Sie gaben reichlich von ihrem Raube, schossen Geld vor, und da durfte er sich freilich nicht an ihnen vergreifen, vielmehr erschienen sie am Hofe und wurden mit Ehren und Würden überhäuft. Selbst Pfandinhaber waren sie von mehrern Städten der Mark, welche Ehre auch den übrigen Raubgesellen, ingleichen den Ordensrittern zu Theil ward.

Jobst wollte zwar nicht helfen, konnte es aber auch nicht, da ihn die Zwistigkeiten, welche dem luxemburger

Hause den Todesstoß gaben, zu sehr in Anspruch nahmen. Die drei Söhne des Kaisers Karl nämlich, Wenzel, Sigismund und Johann, und ihre Vettern Jobst und Procopius waren sich an Verschwendung und Ländergier Alle gleich. Einer suchte den Andern zu betrügen, und all ihr Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, des viehischen Wenzels (leider damals deutscher Kaiser) schöne Staaten, als Böhmen, Schlesien und Luxemburg, an sich zu bringen. Das verwickelte sie in unendliche Zwistigkeiten, welche zu nichts weiter führten, als zum Untergange des ganzen Stammes.

Im Jahre 1409 erschien Jobst noch einmal und zwar zum letzten Male in den Marken und krönte seine schlechte Regierung noch mit einer Niederträchtigkeit. Die in Tangermünde versammelten Stände forderte er zu einer Bede auf, damit er die versetzten Krongüter wieder einlösen könnte. Man trauete ihm aber nicht und schlug das Gesuch ab. Nun verstand er sich zu den erbärmlichsten Schmeicheleien, versprach auf das heiligste, es solle in den Marken anders und besser werden, und so brachte er es wirklich dahin, daß man ihm eine beträchtliche Summe zu jenem Behufe bewilligte. Er nahm das Geld, dachte aber nicht an das Einlösen, sondern verpfändete weiter, was er konnte, und eilte mit seinem Raube nach Mähren, von wo aus er sich um die deutsche Kaiserwürde bewarb.

Wenzel hatte es nämlich so arg getrieben, daß ihn

die Kurfürsten absetzten und an seine Stelle **Ruprecht von der Pfalz** erwählten (1400). Ein Bürgerkrieg war unvermeidlich; allein Sigismund, anstatt seinem Bruder beizustehen, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Oestreich. Nach anderthalb Jahren entkam er wieder und wurde auch wieder Herr in Böhmen, das bis dahin Sigismund, nach seiner gewohnten Weise, tüchtig ausgesogen hatte. Wenzel sank immer mehr zum Vieh herab; besonders wenn er getrunken hatte, glich er mehr einer wilden Bestie, als einem Menschen. Da starb Ruprecht, und nun stritten sich Sigismund und Jobst um den, dem Namen nach noch von Wenzel besetzten, Kaiserthron. Die Wahlfürsten waren aber gleichfalls unter sich uneinig. Drei, worunter er selbst als Kurfürst von Brandenburg sich befand, erwählten den Sigismund am 20. Sept. 1410, und zehn Tage darauf, am 1. Oct., ernannten die übrigen Kurfürsten den Jobst zum Oberhaupte des deutschen Reiches. Zum Glück starb letzterer 1411, noch vor der Krönung, zu Brünn in Mähren, und nun ward Sigismund unbestritten römischer König.

Mit Freuden vernahmen die Märker den Tod ihres Drängers, doch sahen sie noch immer keiner heitern Zukunft entgegen, da die Regierung an den, ihnen leider schon zu bekannten Sigismund zurückfiel. Johann, der Besitzer der Neumark, war 1395 gestorben, und die Welt hatte eben nicht viel an ihm verloren. Ebenfalls

in ewiger Geldnoth, hatte er es mehrere Jahre vor seinem Tode versucht, sein Land gleichfalls zu verpfänden, es war aber nicht gelungen; als nun Sigismund Herr der Neumark wurde, so dachte er auch sogleich daran, sich dieser Besitzung gegen ein tüchtiges Stück Geld zu entledigen. Die Johanniter in Preußen verstanden sich (1402) zum Ankauf, und zwar für die Summe von 63,200 Dukaten. Noch wurde die Bedingung hinzugefügt, daß das luxemburgische Haus für dieselbe Summe sie zu jeder Zeit wieder einlösen konnte. Daß solches nicht geschah, war wohl natürlich; der Orden blieb also im Besitz, bis Kurfürst Friedrich II. mit den eisernen Zähnen dieses Land für 200,000 Goldgulden den Marken wieder einverleibte (1455).

Sigismund nahm nun zwar aufs neue die Huldigung an (1411), ging aber schon mit dem Gedanken um, sich eines Landes zu entledigen, das ihm, bei den obwaltenden Umständen, Noth und Sorge genug machte, aus dem er jedoch keine Einkünfte mehr ziehen konnte. Eine abermalige Verpfändung war das Mittel, sich der drückenden Last zu entheben und zugleich noch eine andere Sorge zu beseitigen. Dießmal aber sendete die Vorsehung einen Mann als Pfandinhaber in die Marken, der ganz dazu geschaffen war, eine gänzliche Umgestaltung der Dinge herbeizuführen und eine neue und bessere Zeit heraufzurufen, nämlich den wackern Grafen von Hohenzollern, Friedrich IV, Burggrafen

zu Nürnberg. Von jetzt ab tritt ein Wendepunkt in der brandenburgischen Geschichte ein, da aus dem erlauchten Stamme der Hohenzollern eine Reihe der trefflichsten Regenten, wie sie wohl kein andres Land aufzuweisen vermag, hervorgegangen sind, durch deren kräftiges und umsichtiges Wirken es allein möglich geworden ist, daß Preußen auf der Stufe steht, auf welcher wir es jetzt erblicken. Hier weiter auszuholen, hält der Geschichtschreiber für heilige Pflicht.

Mit Sicherheit läßt sich der Stamm der Hohenzollern bloß bis in das zwölfte Jahrhundert zurückführen, die Sage jedoch geht weiter zurück. Noch steht das alte Bergschloß Zollern in Schwaben, nahe bei Hechingen, von welchem das Geschlecht seinen Namen führt. Thassilo, dessen Namen schon in der Geschichte Karls des Großen genannt wird, heißt ein Graf von Zollern. Sein Nachkomme im achten Gliede war Robert II., ebenfalls ein Graf von Zollern (1165). Von seinen zwei Söhnen, Friedrich IV. und Konrad, wurde letzterer (1200) erster Burggraf zu Nürnberg. Sein Urenkel, Friedrich III. erhielt die burggräfliche Würde (1273) als erbliches Lehn, und er ist also für den eigentlichen Stammherrn der königlich preußischen Herrscherfamilie zu halten; denn von Franken aus, nicht von Schwaben, schreibt sich zunächst das Ansehn dieser Fürsten. In Franken nämlich lagen viele Reichs- und Familiengüter der Hohenstaufen, über welche ein Burg-

graf von Nürnberg, als kaiserlicher Beamter, die Oberaufsicht führte, dafür auf der Burg zu Nürnberg wohnte und die Einkünfte mehrerer Güter bezog.

Die Burggrafen aus dem Hause Hohenzollern handelten auch jetzt schon in dem Geiste, der selbst ihren spätesten Nachfolgern eigenthümlich geblieben ist. Durch Geschenke der Kaiser, Kauf und Erbschaft vergrößerten sie, im sichern Fortschritte, ihr eignes Vermögen und wurden so die angesehensten Herren von Franken. Bei dem wachsenden Einflusse gelang es ihnen, auf die Kaiserwahlen oft entscheidend zu wirken; so hatte selbst Rudolph von Habsburg dem Fürworte eines Hohenzollern seine Würde zu verdanken. Wie der Burggraf Friedrich IV. in der Schlacht bei Mühldorf durch seinen Reiterangriff die Sache zu Gunsten Ludwigs des Baiern entschieden, haben wir oben berichtet. Er wurde dafür königlich belohnt. Karl IV. hielt es nicht für zu gering, dem Burggrafen Johann II. seine Tochter zur Ehe zu geben. So wuchs die Macht der Hohenzollern immer mehr, besonders auch durch Zerstörung der Raubburgen, und so kam es, daß ihr kaiserliches Amt von geringerer Bedeutung wurde, als ihr fürstliches Ansehn. Mit dem Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts finden wir die Burggrafen von Nürnberg schon als Herren der beiden großen Fürstenthümer Anspach und Baireuth.

Burggraf Friedrich VI. erhielt zu seinem Erbtheile Anspach, während sein Bruder Johann Baireuth bekam.

Friedrich war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann. Hochgebildet in Sprachen und Wissenschaften, war er doch stets bereit zum ritterlichen Kampfe. Mit großer Klugheit wußte er sich aus den schwierigsten Lagen herauszuwickeln. Ehe er etwas unternahm, überlegte er wohl den Erfolg, dann aber schritt er kräftig ans Werk und ließ sich durch kein Hinderniß zurückschrecken. Dabei war er freundlich gegen Jedermann und erwarb sich Aller Zuneigung. Als einem trefflichen Wirthe fehlte es ihm nie am Gelde; doch, wo es ihm Vortheil brachte, gab er mit vollen Händen.

Nach Ruprechts Tode hielt er zu Sigismund, und nur seiner Umsicht war es zu verdanken, daß dieser zum römischen Könige erwählt wurde. Schon früher, im Türkenkriege, hatte er große Dienste geleistet, eben so bei den innern Kämpfen in Ungarn, wo Sigismunds Thron mehrmals wankte. Fehlte es dem Kaiser an Gelde (was sehr oft der Fall war), so schoß Friedrich VI. bereitwillig vor, bis die Summe 100,000 Goldgülden betrug. Um ihn sicher zu stellen, verpfändete ihm Sigismund die Mark Brandenburg (1411), obgleich er eben erst die Huldigung der Märker in Ofen angenommen hatte. Hier war es, wo die Abgeordneten der Städte bittere Klage führten über die unerträglichen Anmaßungen des Adels und den Kaiser baten, selbst in die Mark zu kommen und dem Uebel gründlich abzuhelfen. Das konnte und wollte er nicht, versprach

aber in Friedrich VI. einen Mann zu senden, der aller ihrer Noth ein Ende machen würde. Der Schein sollte aber bewahrt werden; deßhalb hieß es in dem ausgefertigten Briefe, «daß Kaiser Sigismund, dem die Gnade Gottes so viele Länder verliehen, daß kaum ein Engel im Stande sei, sie alle zu übersehen und zu regieren, dem Burggrafen Friedrich, wegen seiner erprobten Standhaftigkeit, Treue, Redlichkeit und Tapferkeit, die Mark mit allen ihren Herrschaften, Landen, Leuten und Gerechtsamen, als einem echten Obersten, gemeinen Verweser und Hauptmann übergebe.» (Was das aber zu bedeuten hatte, wußte man wohl.) Die Kurwürde behielt er sich vor, forderte aber von den Märkern, daß sie dem neuen Herrn gehorsamten, bis er demselben 100,000 Goldgulden gezahlt habe. —

Erst im Jahre 1412 kam Friedrich in die Mark, legte den versammeltrn Ständen seine Vollmacht vor und forderte die Huldigung. Die Städte leisteten dieselbe, eben so mehrere vom Adel; die eigentlichen Ruhestörer aber, denen der bisherige Zustand besser behagt hatte, verweigerten sie. Durch freundliches Zureden des Abtes von Lehnin und durch das gefällige Betragen des neuen Herrschers wurden zwar noch einige, besonders des havelländischen Adels, gewonnen; aber die Quitzow, Putlitze, Rochow, Bredow, Schulenburge, Jagow, Bardeleben, Knesebeck, Bismark, Holzendorf, Maltitz ꝛc. blieben hartnäckig. Man hoffte noch immer, gelinde

Mittel sollten helfen: der Burggraf zeigte sich ihnen überaus liebreich, lud sie sogar öfters an seine Tafel; allein sie kamen, aßen und tranken sich satt, blieben aber bei ihrer Halsstarrigkeit und huldigten nicht. Was kluge Mäßigung war, hielten sie für Schwäche, hießen den Burggrafen nur «Nürnberger Spielwaare oder Tant» und meinten, «wenn es auch ein ganzes Jahr hindurch nichts als Burggrafen regnete, so wollten sie dieselben doch in der Mark nicht aufkommen lassen.» Ueberall standen bei diesen Widersetzlichkeiten die Quitzows an der Spitze; ja sie verbanden sich mit den Herzögen von Pommern-Stettin, überfielen das burggräfliche Heer am Kremmer-Damme, und brachten ihm eine tüchtige Schlappe bei.

Die Herrlichkeit sollte aber bald ein Ende nehmen mit Schrecken; Nachsicht hatte nichts gefruchtet, also furchtbarer Ernst mußte helfen. Die Herzöge von Sachsen, Mecklenburg, Pommern-Wolgast, der Erzbischof von Magdeburg, die Fürsten von Anhalt nebst mehrern der benachbarten Herren wurden zuvörderst gewonnen, daß sie wenigstens neutral blieben. Der Kaiser schleuderte die Reichsacht gegen die Rebellen und gab dem Herzoge von Pommern-Stettin die schärfsten Befehle zur Niederlegung der Waffen. Nun ging es zuerst vor das Schloß Trebbin, wo Maltiz haus'te. Es wurde genommen und zerstört.

Erschreckt verstanden sich die Quitzows und Putlitze

zur Huldigung; doch beharrten sie in ihrer alten Weise, führten auf eigne Faust Krieg mit den Bischöfen von Magdeburg und Brandenburg, und wollten von der angebotenen Vermittelung der Burggrafen nichts wissen. Deßhalb vereinigte sich dieser mit den benachbarten Fürsten, daß sie zu gleicher Zeit die Ruhestörer anfallen und dann alle ihre Eroberungen behalten sollten (1414). Noch immer pochten aber die frechen Räuber auf die festen Mauern ihrer Städte und Schlösser und legten sich nicht zum Ziele, bis die Raubnester belagert und zerstört wurden. Friedrich hatte von dem Markgrafen von Thüringen eine große Donnerbüchse geliehen, welche vierundzwanzigpfündige Kugeln schoß und, wegen ihres langsamen Transportes, von den Vorspannbauern «die faule Grete» genannt wurde; dieser Artillerie widerstanden auch nicht die festesten Bollwerke. Wichard von Rochow, der wohl merkte, er werde das wegen seiner 14 Fuß starken Bollwerke für unbezwinglich erachtete Plaue nicht halten können, erschien vor dem Statthalter, die Männer mit einem Stricke um den Hals, die Weiber in weißen, leinenen Bußhemden, und bat fußfällig um Gnade. Das Leben wurde ihm geschenkt, und auch sein väterliches Schloß Golzow erhielt er wieder, alles Andre mußte er herausgeben. Putlitz wurde unweit Spandau ergriffen und nach Z i g e s a r in ein hartes Gefängniß gebracht, wo er vier Jahre lang schmachtete, und nur unter der Bedingung seine Freiheit wieder

erhielt, daß er die ihm verpfändete Stadt Lenzen, ohne Entschädigung zu bekommen, herausgab. Hans von Quitzow wurde ebenfalls auf der Flucht erhascht und starb als Gefangener zu Kalbe an der Saale. Auch Dietrich von Quitzow erhielt den wohlverdienten Lohn, wiewohl er für den Augenblick entkam; aber er konnte keine Ruhe halten, sammelte neue Banden um sich, raubte und mordete wie früher und steckte endlich sogar die Stadt Nauen im Havellande in Brand. Da erhob sich Alles gegen den Mordbrenner, der, als ein Geächteter für vogelfrei erklärt, lange Zeit in Wäldern und Höhlen sein kümmerliches Dasein fristete, zuletzt aber das Land verließ, dessen wohlverdienten Fluch er mit sich nach Harpke bei Helmstädt nahm, wo er bei seinem mitleidigen Schwager, einem Herrn von Veltheim, sein ruchloses Leben elendiglich beschloß. Mit edlem Sinne suchte der Burggraf die Sünden der Väter nicht heim an den Kindern, sondern gab ihnen ihre eingezogenen Erbgüter großmüthig zurück.

Wir kommen jetzt auf den wichtigen Zeitpunkt, wo das hohenzollernsche Haus die Herrschaft in den Marken für immer erwarb.

Die Päpste hatten ihre Macht gemißbraucht zu Zwecken, die wenigstens nicht christlich waren, und so alles Ansehn verloren. Noch mehr wuchs ihre Nichtachtung, als die Kardinäle zu Rom und Avignon zugleich zwei Kirchenfürsten wählten (1378), die sich wechselseitig

verfluchten und verketzerten, und denen kein Mittel zu schändlich dünkte, um sich in ihren Stellungen zu behaupten. Wie der Herr, so der Knecht. Scheueten sich die Päpste nicht, sich ohne alle Rücksicht den schändlichsten Ausschweifungen und Lastern zu ergeben, so blieb die übrige Geistlichkeit hierin nicht zurück, und daher kam es, daß verständige und wohlmeinende Männer der Meinung waren, eine gänzliche Reform des Kirchenwesens sei eine unerläßliche Sache. Daß diese weder von den Päpsten, noch von den Geistlichen ausgehen würde, ließ sich denken; nur von einer allgemeinen Kirchenversammlung konnte man Erfolg hoffen. In einem solchen Concilium, das zu Pisa gehalten wurde (1409), setzte man deßhalb beide Päpste ab und wählte einen dritten, hatte aber dadurch das Uebel nur ärger gemacht, da nun drei Päpste gegen einander kämpften. Niemand konnte hier helfen als der Kaiser, und Sigismund zeigte sich auch bereit dazu, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben; deßhalb berief er auf den ersten November des Jahres 1414 die Väter der Christenheit nach Konstanz oder Kostnitz, um hier die unselige Spaltung zu beendigen.

Es war dieß, wo nicht die größte, doch wohl die glänzendste aller Kirchenversammlungen, die jemals gehalten worden sind; namentlich erschien der Kaiser in aller Pracht und Herrlichkeit. Auch der Burggraf von Nürnberg, ingleichen viele andre Fürsten und Herren

waren gegenwärtig. Das hatte schon vieles Geld gekostet, und Friedrich mußte schon wieder dem stets bedürftigen Sigismund 50,000 Dukaten vorschießen. Die Streitigkeiten wurden aber sehr heftig, besonders wegen der Absetzung des Papstes Benedikt XIII., der an dem Könige Ferdinand von Arragonien eine mächtige Stütze besaß, weßhalb auch aus Spanien keine Abgeordneten in Kostnitz sich eingefunden hatten. Um die Sache zum Ende zu bringen, entschloß sich Sigismund, in eigner Person nach Spanien zu reisen und König und Volk zu bewegen, daß sie ihren Benedikt fallen ließen. Die Reise kostete aber Geld, und das fehlte; abermals wurde also Friedrich von Hohenzollern angegangen, die Summe von 250,000 Dukaten vorzustrecken, so daß die Gesammtschuld 400,000 Dukaten betrug. Zu verpfänden war nichts mehr, also wurde die Mark Brandenburg nebst der Kur- und Erzkämmererwürde und allen dazu gehörigen Rechten erb- und eigenthümlich, doch mit Vorbehalt des Wiederkaufs, dem Gläubiger für obige Schuldforderung überlassen. Mit der hierüber ausgestellten Urkunde erhielten zugleich die Stände und Bewohner der Mark ein Schreiben, in welchem sie der bisherigen Pflichten entbunden und an den nunmehrigen Markgrafen Friedrich gewiesen wurden.

Im Jahre 1415 ließ dieser sich zu Berlin, in der markgräflichen Burg, die Erbhuldigung leisten und be-

gleitete diesen feierlichen Act mit der Bestätigung aller von den frühern Regenten verliehenen Rechte und Freiheiten. Den Unruhstiftern wurde eine Amnestie (Vergessen des Geschehenen) zugesichert; doch mußten sie die ihnen von Sigismund und Jobst verpfändeten Städte und Burgen wieder abtreten. Die öffentliche Belehnung mit der Kurmark und Erzkämmererwürde geschah vom Kaiser am 18. April 1417, in Gegenwart vieler Fürsten und Edlen. Sie wurde mit großem Glanze vollzogen. Merkwürdig ist es, daß hierbei von der Wiedereinlösung nicht weiter die Rede war.

Eigentlich sollte der 18. April für die Bewohner Preußens ein Feiertag sein.

Viertes Kapitel.

Nachträge.

Vierundvierzig Jahre hatte das luxemburgische Haus die Marken beherrscht und des Unheils genug gestiftet. Friedrich VI., der sich von jetzt ab Friedrich I. nannte, übernahm alle die Länderstriche, welche Sigismund zuletzt noch in Brandenburg besessen; aber wie war der

ehemals so blühende und große Staat zusammengeschrumpft und in welchem kläglichen Zustande befand sich das Wenige, was noch übrig geblieben war. Dieses bestand aus der Altmark, Mittelmark, dem Lande Sternberg und einem Theile der Uckermark, und selbst hier waren die meisten fürstlichen Güter und Domainen in fremden Händen. Aus der obigen Geschichtserzählung geht gewiß zur Genüge hervor, wie elend es überall aussah. Nichts als Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums und die nothwendige Folge hiervon, Darniederliegen der Gewerbe und des Handels, Verödung vieler Gegenden, bittere Armuth und moralische Verderbtheit; nirgends mehr eine Spur von dem frühern Wohlstande und der frühern Blüthe. Einzelne Züge mögen das krasse Bild uns näher vor die Augen führen. Wir wählen zunächst den Zustand des damaligen Gelehrten-, Schul- und Unterrichtswesens; später gedenken wir noch Einiges über die religiösen Zustände hinzuzufügen.

1. Das Gelehrten- und Unterrichtswesen.

Bis zur letzten Hälfte des achten Jahrhunderts war in Deutschland von eigentlichen Schulen gar nicht die Rede; erst Karl der Große erwarb sich, unter vielen andern Verdiensten um die Bildung seiner Landsleute, auch das, daß er Schulen anlegte und die Mönche nicht bloß zum Abschreiben der Bücher, sondern auch zum Schulhalten nöthigte. So erlangten schon in frühesten

Zeiten einzelne Schulen, z. B. die zu Fulda, einen bedeutenden Ruf.

Allein die gute Zeit verging bald. Von den reichgewordenen, in Ueppigkeit versunkenen Benediktinermönchen war zuerst das Schulhalten an die ärmern Franziskaner und Dominikaner übergegangen; doch auch diese trieben bald die Sache so lässig und versanken so in Unwissenheit, daß die Städte, welche stets das Bedürfniß besserer Geistesbildung fühlten, sich nach andern Lehrern umsehen mußten, und so erst gerieth das Unterrichtswesen in den gräulichsten Verfall, der vom elften Jahrhundert ab bis zur Reformation ein wahres Bild des Jammers darbietet. Es fanden sich nämlich Abenteurer, die kein Handwerk gelernt hatten, aber etwas lesen und schreiben konnten. Diese wanderten nun von Stadt zu Stadt und eröffneten Schulen. Es verbanden sich da gewöhnlich Mehrere ähnlichen Gelichters mit einander, wovon Einer der Meister, die Uebrigen Gesellen waren. Gestattete man ihnen nun in einer Stadt Aufnahme, so wies man diesen wunderlichen Lehrern in irgend einem abgelegenen Winkel eine schlechte Stube an und versorgte sie da gutmüthig mit Essen und Trinken. Es fanden sich auch Schüler ein, kleine und große; aber selbst die Bengel wußten meist keinen Buchstaben, und der Meister nebst Gesellen, die von einer Methode gar keine Ahnung besaßen, halfen sich (aber nicht ihren Schülern) mit unbarmherzigen Prügeln.

Selten war es, daß ein ausgezeichneter Kopf etwas schreiben oder lesen lernte; gewöhnlich geschah es, daß die Lernenden nicht aushielten, und daß auch nach wenigen Wochen oder Monaten der liederliche Meister mit den ihm ganz ähnlichen Gesellen davonzogen, bettelten, stahlen, bis sie ein anderes Unterkommen fanden, wo die alte Noth aufs neue begann. Glaubte ein Gesell, er sei selbst tüchtig genug, so verließ er den Meister und versuchte sein Heil auf eigne Hand.

Das Zunft- und Ordenswesen, für jene Zeiten eine Wohlthat, wurde auch auf die Schulen übergetragen. Der Meister schloß mit dem Magistrate einen Vertrag, gewöhnlich auf ein Jahr, mit dem Vorbehalte vierteljähriger Aufkündigung. Das Schulgeld, was für jedes Kind von den Eltern gezahlt werden sollte, wurde festgesetzt; der Magistrat wies Wohnung und Schulstube an — gewöhnlich die letztere zugleich als Wohnung — und verstand sich höchstens noch zu freier Heizung. Lief ein Jahr ab und Stadt und Lehrer waren mit einander zufrieden, so wurde der Contract erneuert, und die Schule bekam wohl einigen Ruf, daß fremde Schüler herbeikamen. Selten dauerte aber die Herrlichkeit ein ganzes Jahr; entweder behagte der wandernden Horde die Ruhe nicht mehr, oder, was häufiger eintrat, der Magistrat sah sich genöthigt, die losen Vögel, die nur Unheil stifteten, fortzujagen.

In den Archiven mancher Städte finden sich noch

solche Contracte; in einem derselben heißt es: «dat hee de Schölern schall wohlregyren und tüchtigen holden Baccalarius, und eynen guten Cantorem, de den Kindern lere singen in Figurations. — Und hee lovede dem Rathe, dat hee will anneymen und gude Gesellen, und einen guten Cantorem.»

Manche Lehrer, die sich den geistlichen Studien ergaben, waren etwas ordentlicher, damit sie ein geistliches Amt erlangten. Deßhalb suchten sie in Städten, neben ihrer Schule, noch ein kleines Vicariat zu erlangen, durch Singen, Abschreiben ꝛc. etwas zu verdienen Die Bessern gingen so nach und nach zu dem geistlichen Stande über, nur das Gesindel blieb bei dem vagabundirenden Schulmeisterleben. Zwar gab es schon damals hin und wieder fromme Stiftungen für die Schule; die Unterstützungen gelangten aber nie bis zu den Gesellen, sondern blieben in den Händen des Meisters.

Auch Schulfeste kamen schon sehr frühzeitig vor, z. B. das Gregoriusfest, das entweder am 12. Mai, oder am Tage vor Nikolai gefeiert wurde. Lehrer und Schüler zogen in der Stadt umher mit Musik, Gesang und — in Maskerade. Knaben waren als Bischöfe, Mönche, Handwerker ꝛc. verkleidet; der Hanswurst durfte, wie bei allen echtdeutschen Aufzügen, nie fehlen. Da wurden denn aus den Häusern Gaben gereicht, und Essen und Tanz beschlossen die Festlichkeit. Es war bei diesem Feste derselbe Fall, welcher fast bei allen christli-

chen Festen eingetreten ist. Sie sind größtentheils aus dem Heidenthume entlehnt, waren den Leuten einmal lieb geworden; deßhalb behielt man sie bei, gab ihnen aber christliche Bedeutung. Der römische Bischof Gregor der Große (600) ist als Vater der liturgischen Einrichtungen zu betrachten; vorzüglich bemühete er sich, den kirchlichen Gesang zu heben, und ließ sich deßhalb die Mühe nicht verdrießen, selbst Singstunde zu halten. Noch wird zu Rom als heilige Reliquie die Pritsche gezeigt, mit welcher er die unanstelligen Schüler zur Ordnung und Aufmerksamkeit gebracht haben soll. So gilt er für den Patron der Singchöre, und das Gregoriusfest wurde ihm zu Ehren vom neunten Jahrhundert ab durch Papst Gregor IV. eingeführt. — Anderer, ähnlicher Feste nicht zu gedenken, wollen wir nur an den heiligen Nikolaus, den Knecht Ruprecht, selbst an das Christkindchen erinnern, alles Kinderfeste, bei denen aber die Ruthe und das Furchteinjagen eine Hauptrolle spielten.

Die Schulzucht war, wie sich schon aus Obigem ergeben wird, unvernünftig strenge. Schläge und abermals Schläge waren die Hauptsache aller Erziehung und alles Unterrichts, so daß selbst in den Contracten festgesetzt wurde: si Rector per crines seu aurem decenter trahendo disciplinaverit *), so soll es ihm nicht übel

*) Wenn der Meister geziemend bei den Haaren oder Ohren faßt, um die Schüler so in Zucht zu halten, so rc.

vermerkt werden. Diese unvernünftige Strenge hat sich lange erhalten. Selbst Luther klagt, er habe als kleines Kind von seinem Vater an einem Morgen funfzehn Mal die Ruthe bekommen, und sein Schulmeister habe nicht weniger zugeschlagen.

Das Schulwesen sank vom zwölften Jahrhundert an immer tiefer. Fanden der Meister und die Gesellen kein ehrliches Unterkommen, so hielten sie es eben für nicht unerlaubt, zu betteln, zu stehlen oder gar als Räuber die Straßen unsicher zu machen. Das war damals keine Schande; das abenteuerliche Umherziehen, selbst der Edlen, die ewigen Fehden, das viele brodlose Gesindel, machten es nothwendig, daß Jedermann bewaffnet einen Weg unternahm, und darum fiel es gar nicht auf, wenn dieß auch die Schullehrer thaten. Wurden sie Räuber — je nun, — viele Edle waren ebenfalls bloße Räuber und dabei hochgeehrt. Ging's mit dieser Art des Erwerbes nicht mehr, so wurde zu andern Künsten geschritten, zu zigeunerischen Betrügereien, als Wahrsagen, Schatzgraben, Wunderkuren, auch wohl Hanswurstiaden ꝛc. Die umherziehenden Lehrer nannten sich selbst «fahrende Schüler» (Scholastici), scholares vagantes. Unser Göthe läßt den Mephistopheles dem Faust in solcher Gestalt erscheinen.

Unter diesen Umständen hatte also auch der beste Kopf seine Noth, Etwas zu lernen. Oft mußte er viele Tagereisen wandern, um zu einem Lehrer zu gelangen,

und wenn ihm endlich dieß gelungen war, dann setzte wohl der Meister den Stab weiter und ließ den Lernbegierigen zurück, der dann auch mit weiterzog, bettelte, stahl, wie es gehen wollte, und nach Jahren kaum nothdürftig lesen gelernt hatte. So sah man oft im vierzehnten Jahrhundert ältere und jüngere Schüler auf den Straßen rathlos umherziehen. Die ältern, oft schon über das bei uns übliche Schüleralter weit hinaus, spielten die Beschützer der jüngern, waren auch dann und wann ihre Lehrer, freilich seltener in den Wissenschaften, als in allen Schlechtigkeiten. Dieß waren die eigentlichen fahrenden Schüler, die Schwerter tragen durften und das Land unsicher machten. In Deutschland erhielten die ältern den Namen Bachanten, d. h. Umhertreiber, deren es noch zu Luthers Zeiten viele gab *). Die jüngern hießen Schützen, was zu der Benennung ABC-Schützen Veranlassung gegeben hat.

Man hat das Wort «Schütz» von «schützen» abgeleitet, doch will diese Ableitung weder in die Sprache, noch in die Sache passen. Richtiger kommt es her von «schießen», was auch noch in der heutigen Studentensprache nichts Besseres, als «stehlen» bedeutet. Die Knaben warfen oder schossen Gänse, Enten rc. todt

---

*) Luther selbst sagt an einem Orte: «Wer den Meister Philipp (Melanchthon) nicht lieb hat, der muß ein rechter Esel und Bachante sein.»

oder lahm, um sich derselben zu bemächtigen. Diese armen Jungen waren nämlich ganz in der Willkür ihres Bachanten, mußten sich die härteste Behandlung gefallen lassen und froh sein, wenn sie von dem Gute, das doch durch sie (die Schützen) herbeigeschafft war, so viel erhielten, daß sie ihren Hunger stillen konnten. Manche dieser Unglücklichen starben in Folge des Hungers, der Blöße oder der erfahrenen Mißhandlungen, und da krähete in jenen — von Manchen zurückgewünschten goldenen — Zeiten kein Hahn danach.

Luther spricht in seiner kräftigen Weise gegen dieß Unwesen, und es scheint fast, daß er selbst als Knabe einige Züge der Art mitgemacht hat. Man höre: «Weil die Städte nicht wollen neren (ernähren) noch halten frumme, ehrliche, züchtige Schulmeister und Lerer, so sollen sie dafür kriegen Bachanten, grobe Esel und Tölpel, wie sie vorhin gehabt haben, die ihre Kinder mit großer Unkost und Geld dennoch nichts anders lehren, denn eitel Esel sein.»

Wenn nun endlich solche fahrende Schüler in eine Stadt kamen, wo ihnen die Schule zusagte, so blieben sie daselbst, wohnten in der Schulstube, in Scheunen, Ställen, auf Kirchhöfen &c. und lebten von den Wohlthaten der Bürger, wobei denn abermals die Schützen durch Betteln und Stehlen das Beste thun mußten. So lange sie aber in einem Orte, wo eine Schule war, sich aufhielten, wurden sie mit großer Strenge zum Be-

suche derselben angehalten, und selbst die oft dreißigjährigen Schüler bekamen Hiebe gleich den Schützen.

Befanden sich nun an einem größern Orte mehrere Schulen, so kam es zwischen den Schülern zu hartnäckigen Fehden, wobei es ohne Mord und Todtschlag selten abging. Auch das fiel nicht auf; es ging überall so zu, denn Jeder schaffte sich Recht, wenn er es nur mit der Faust oder dem Schwerte ausführen konnte. Die deutsche Wander- und Raufsucht war auch auf die Schüler übergegangen, und selbst die Elementarschulen zeigten sich des Nationalcharakters würdig, denn die Jungen verschiedener Schulen lagen im fortwährenden Kampf mit einander.

Merkwürdig genug zeigt sich auch noch bei unsern Knaben dieser nationale Zug. Die jungen Schüler verschiedener Anstalten in einer Stadt sind nur gar zu sehr geneigt, einen gegenseitigen Haß durch die Fäuste auszulassen, und es bedarf einer guten Zucht, um dergleichen Excesse zu verhüten. Von solcher Zucht war aber damals keine Rede; die Lehrer waren wohl die Anführer in den Raufereien.

Interessant ist in Bezug auf das Schulwesen die Lebensbeschreibung eines gewissen Thomas Plater (1572 von ihm selbst geschrieben, also zu einer Zeit, wo die Reformation schon Vieles umgestaltet hatte). Hier ein Auszug:

Er war im Walliserlande 1499 geboren, ein armer

Hirtenknabe, «sollte aber d' Schriften lehrnen,» um später Priester zu werden. — «In derselben Zeit kam einer, der war den Schulen nachgegangen, Ulm *) und München ꝛc. — Zogen also unser acht oder neun mit einander, die kleine Schützen, die andern große Bachanten, und ich war der allerkleinst und jüngst Schütz. — Sagten die Bachanten zusammen, wie es in Meissen und Schlesien Brauch sei, daß die Schüler dürften Gäns und Enthen, auch andere essige (eßbare) Speis rauben und thäte man einen nichts darum, wenn man nur dem entrünne, dem ein Ding gsin (gewesen) wäre. Der Schulmeister entbot auch unsern Bachanten, sie sollten in die Schul kommen, oder man würde sie raichen (holen); Anthcin (Anton, wahrscheinlich der Anführer der Bande) entbot im wieder, Er möcht wohl kommen. — Da kam der Schulmeister mit der gantzen Procession seiner Schützen und Bachanten, aber wir Buben wurfen mit Steinen zu ihnen, daß sie weichen mußten. — Wir zugen (zogen) gen Dräsen (Dresden); da war daselbst vast nicht ein gut Schul, und auf der Schul in den Habitatzen (Wohnungen) voll Leus (Läuse) ꝛc. — Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren, gegliche eine besondre Schul; durft kein Schüler in des andern Pfarr gehn singen (um Geld oder Brod), oder sie schrauen (schrien): ad idem! ad idem! und schlugen einander

---

*) Ulm war besonders berüchtigt.

gar übel. — In der Schul zu St. Elisabeth (in Breslau) lasen allewegen einsmals zu einer Stund in einer Stuben neun Baccalaurei; doch war graeca lingua (griechische Sprache) noch nirgend im Land (Schlesien). Desgleichen hatte Niemand keine getruckte Bücher, allein der Praeceptor hatte einen getruckten Terrentium *). Was man lase, müßt man erstlich dictiren 2c., daß die Bachanten große Scartecken mit ihnen heim zu tragen hatten, wann sie hinwegzugen.» — Darauf erzählt der Verf. den Zug nach Drösen, wo sie Gänse stahlen, «die verzehrten die Bachanten mit dem Schulmeister zur Letzten und zogen darvon auf München zu» 2c. —

Wie es, unter solchen Umständen mit den eigentlichen Wissenschaften stand, ist leicht zu erachten. Wenn die niedern Schulen es nicht weiter brachten, als bis zum nothdürftigen Lesen, Auswendiglernen des Vaterunsers, des Glaubens, und höchstens noch die Unterweisung hinzufügten, wie man ein Kreuz schlagen, beim öffentlichen Gottesdienste und Processionen sich geberden sollte, so brachten es die höhern nicht über die Kenntniß eines schlechten Lateins, das den bezeichnenden Namen des «Mönchslateins» führt. Die Schüler mußten vor den Häusern, auf Hochzeiten, Kindtaufen, bei Hinrichtungen 2c. singen; das nahm ihre meiste Zeit in Anspruch **). Auch

*) Ein lateinischer Schauspieldichter.

**) Luther sang auch mit vor den Thüren und spricht sich

die Lehrer nahmen an diesem Singen Antheil, hatten aber noch den Vorzug, daß sie bei der Schmauserei blieben und sich gütlich thaten. Ein Trunk über den Durst wurde am leichtesten einem — Lehrer verziehen.

2) Die Kirche.

Die frühern Schilderungen des Kirchenwesens passen noch immer auch auf diesen Zeitabschnitt; ja es ging jetzt, wo möglich, noch gräulicher zu, als früher, da die große Kirchentrennung, die außerordentliche Sittenlosigkeit der Päpste, der ungeheure Reichthum der Klöster und Stifter allen Schlechtigkeiten jeden Vorschub leisteten. Für das Edlere war in den geistlichen Mast- und Futterställen jeglicher Sinn entwichen, und bloß auf thierischen Genuß war jeder Gedanke gerichtet. Nur darin zeigte man eine raffinirte Klugheit, das Volk in der Dummheit zu erhalten, um auf diese Weise von demselben den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen. Unter den in solcher Hinsicht angewendeten Kunststückchen verdient das Wilsnacker Wunderblut eine vorzügliche Stelle. Die Sache war folgende:

In den unruhigen Zeiten bald nach dem Tode des

später darüber aus: «Verachte mir nicht die Gesellen, die vor den Thüren panem propter deum suchen und den Brodreigen singen; ich bin auch ein solcher Parthekenhengst gewesen und habe das Brod vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, meiner lieben Stadt.»

vierten Karl hatte ein damals berüchtigter Raubedler, Heinrich von Bülow, außer zehn andern Dörfern, auch das Dorf Wilsnack*) in der Priegnitz mit der Kirche völlig eingeäschert. Nachdem der Mordbrenner sich entfernt, kehrten die entflohenen Einwohner zurück, um in den Trümmerhaufen nachzusehen, ob vielleicht noch Einiges von ihrer Habe von den Flammen oder den räuberischen Händen verschont sei. Bei dieser Gelegenheit kam auch der Pfaff des Ortes, Johann, in die niedergebrannte Kirche. Welches Wunder!! Die geweiheten Altarlichter waren nicht geschmolzen, und die heiligen Altarbücher waren von den Flammen unversehrt geblieben! Er suchte weiter und entdeckte eine Büchse, welche drei bereits geweihete Hostien enthielt. Auch diese waren unversehrt geblieben, aber an einer Stelle, die einen rothen Fleck zeigte, an einander geklebt. Natürlich mußte dieses ausgeschwitztes Blut des Heilandes sein, welches Wunder abermals Wunder that. Die Nachricht von diesem Wunderblute verbreitete sich wie ein Lauffeuer und wurde noch durch manche Uebertreibungen entstellt. Blinde, die nur in die Nähe der Wunderhostien gekommen, waren auf der Stelle sehend geworden ꝛc. Sogleich waren auch die Bischöfe von Magdeburg, Havelberg, Brandenburg und Lebus bei

*) Jetzt eine Stadt.

der Hand, betheuerten die Wahrheit der Sache und droheten jedem Zweifler mit ewigen Höllenstrafen. Wer hingegen glaubte, zu dem Wunderblute wallfahrtete, dem versprachen sie für die Meile Weges einen vierzehntägigen Sündenablaß, für jeden feierlichen Umgang um die Kirche und für jede Anbetung der Hostien auf vierzig Tage Erlösung aus dem Fegefeuer. Alles dieß bestätigte der Papst Urban VI., der ja nicht irren konnte, und nun strömte Arm und Reich, Jung und Alt, Männer und Weiber in ungezählten Schaaren nicht bloß aus den Marken, sondern aus ganz Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Ungarn ꝛc. herbei. Natürlich mußte ein Jeder reichliche Gaben mitbringen; die Kirche erstand doppelt schöner als vorher, das Dorf wurde reich und erhielt Stadtrecht.

Je toller man aber solche Dinge trieb, desto mehr wurden verständige Leute stutzig. So ganz unbedingt wollte man den Pfaffenmärchen doch nicht mehr glauben; es war zu viel Licht in die Köpfe gekommen. Der Erzbischof Zbinko von Prag, entweder neidisch auf den großen Ruf des Wunders, oder aus andern, edlern Beweggründen, sendete den Johann Huß zur Untersuchung nach Wilsnack. Dieser ehrliche und einsichtsvolle Mann durchschauete auf der Stelle den gespielten Betrug, und zeigte auf das klarste die schändliche Betrügerei der Geistlichkeit, welche das gemeine, dumme Volk mißbrauchte. Er bewies, daß die angeblichen Wunder

ungegründet, daß die Blinden und Lahmen, welche er untersucht, durchaus nicht geheilt wären. Auch der Bischof von Magdeburg, der früher so bereitwillig das Wunder anerkannt hatte, jetzt aber neidisch auf Wilsnack wurde, das mehr Wallfahrer an sich zog, als selbst das Grab des heiligen Norbert zu Magdeburg, äußerte plötzlich Bedenken, und eine Synode beschuldigte endlich den Bischof Otto von Havelberg, zu dessen Sprengel Wilsnack gehörte, geradezu, man erdichte hier Wunder, größer als die vom Heiland und den Aposteln verrichteten. Das half aber Alles nichts, genug das Blut wirkte noch auf 100 Jahre lang außerordentliche Thaten.

Noch toller war die Geschichte mit der Sündenwage, die ebenfalls in Wilsnack aufgehängt war. Der Sünder trat in die eine Wagschale, und in die andre wurde so viel Geld, Brod, Eier, Speck, Butter, Käse und dergl. gelegt, bis das Zünglein das Gleichgewicht der Wage andeutete. Arme Leute wogen begreiflicher Weise nur wenige Pfunde, die Wohlhabenden desto schwerer. So kamen die Wallfahrer an Sünden und Vermögen beträchtlich erleichtert wieder in ihrer Heimath an; bevor sie aber abreis'ten, mußten sie eine bleierne Medaille kaufen — eine Erfindung und Revenue des Bischofs von Havelberg, — in Gestalt und Gepräge einer Hostie, auf welcher die drei Blutflecken nicht fehlen durften. Die frommen Pilger trugen sodann diese Auszeichnung an ihren Hüten, um auch andre, minder gläubige

Seelen anzulocken, von der günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen.

Es war aber jetzt die Zeit der Entwickelung. Wenn auf der einen Seite noch der finsterste Aberglaube herrschte, so war doch auf der andern schon so viel Licht hereingedrungen, daß man sich keck den geistlichen Anmaßungen widersetzte. Während früher das ganze Volk wie ein Mann aufgestanden wäre für die Männer, welche den Himmel öffnen und verschließen konnten, so freuete man sich jetzt, wenn ihnen von einem Mächtigen die Spitze geboten wurde. Kaiser Wenzel, den wir schon oben als einen Tyrannen bezeichnet haben, Wenzel, der nie ohne den Scharfrichter ausging, den er seinen Herrn Gevatter nannte, der unschuldige Leute zu Tode hetzte, der am liebsten sich in den Folterkammern aufhielt und mit Hand ans Werk legte, selbst dieser durfte es wagen, die blutige Hand gegen die sonst Allmächtigen ungeahndet zu erheben.

Das Schweidnitzer Bier war damals durch ganz Schlesien das beliebteste Getränk, und es gab nicht leicht eine Stadt im Lande, welche nicht einen sogenannten Schweidnitzer Keller besaß. Das brachte denen, die das Schankrecht hatten, den Kämmereikassen nämlich, erstaunlichen Vortheil. Wo es aber einen Vortheil gab, da waren auch die geistlichen Herren bei der Hand, und so kam es, daß in vielen Städten Streit darüber entstand, wer das Recht besitze, solches edle Getränk

zu verkaufen. Die Geistlichen beriefen sich auf ihre ausgedehnten Privilegien, die Magistrate hingegen auf ihre verbrieften Gerechtsame. In Breslau kam es endlich zum Excesse, da die dortige Obrigkeit bei schwerer Strafe verbot, den Geistlichen Bier zuzuführen, und einen Fuhrmann gefangen setzte, der ein Fuder Schweidnitzer Nektar, ein Geschenk Herzog Ruprechts von Liegnitz an seinen Bruder, den Breslauer Dombechanten Heinrich, auf den Dom fahren wollte; zugleich wurde das Bier weggenommen. Auf der Stelle belegte der Bischof von Lebus, mit Einstimmung des Breslauer Domkapitels, die Städte mit dem — Banne? nein, mit dem Interdikte.

Kurz darauf (1381) kam der König Wenzel nach Breslau, um die Huldigung anzunehmen, wobei ein Gottesdienst als nothwendig erschien. Die Geistlichen aber verweigerten ihre Dienste, da die Stadt unter dem Interdikte stehe, worauf Wenzel versprach, den Streit genau zu untersuchen und sodann Recht zu sprechen; vorläufig aber sollten sie ihrer Pflicht nachkommen. Damit begnügten sich aber die Herren keineswegs, sondern sie verlangten erst ihr Recht, bevor sie die kirchlichen Gebräuche verrichteten. Nun war aber Wenzel nicht der Mann, der sich solche Widersetzlichkeit bieten ließ; wüthend befahl er, den Augustinerabt nebst seinen Mönchen in das Gefängniß zu werfen. Die übrigen entkamen, eben so der Abt des Vincenzstiftes, der mit

seinen Geistlichen nach Polen flüchtete. «Plündert das Kloster und auch die Häuser der Hunde von Domherren, welche ausgetreten sind!» so lautete sogleich der Befehl, der jauchzend vollzogen wurde, und wobei es nicht ohne die gröbsten Ausschweifungen herging. Nichts blieb, als die leeren Mauern; was man nicht fortschaffen konnte, wurde zerschlagen, so daß die schönen Gebäude in wenigen Stunden einer Ruine glichen. Keine Thür und kein Fenster blieb ganz, und Alles, was nur irgend einen Werth hatte, wurde fortgeschleppt, wovon freilich Wenzel das Beste für sich behielt. Die Böhmen trieben dabei den ärgsten Muthwillen; in den Kleidern der Geistlichen und im kirchlichen Schmucke zogen sie in Procession durch die Straßen und sangen unzüchtige Lieder. Alle Einkünfte des Bischofs und des Domkapitels erklärte der König für sein Eigenthum und drohete, die widerspenstigen Stifter gänzlich einzuziehen.

Ein so energisches Mittel half; man kroch zu Kreuze, suchte durch Geschenke den königlichen Unwillen zu besänftigen, verlangte keinen Schadenersatz, hob das Interdikt auf und verzichtete auf die Rechte des Bierschankes.

Fünftes Kapitel.

Der Orden in Preußen bis zum ersten Thorner Frieden. 1283—1411.

Brandenburgs Macht war gesunken, während die des Ordens in Preußen zu einer nie geahneten Größe emporwuchs, bis auch ihre Stunde schlug. Wir verließen den deutschen Orden, als er nach langen Kämpfen sich zum alleinigen Herrn des Landes gemacht hatte (1283). Schon während des Bekehrungskrieges, der doch alle Kräfte in Anspruch nahm, vergaßen es die Ritter nicht, für das Wohl ihrer Unterthanen väterlich zu sorgen, und so oft auch die verzweifelnden Preußen auf ihren Raubzügen das eben Aufgebauete zerstören mochten, so ermüdete doch der Eifer nimmer, den Schaden zu heilen und überall den Segen einer trefflichen Regierung zu verbreiten. Wo sich eine Gegend nur irgend dazu eignete, da wurden feste Burgen angelegt, in welchen, bei einem plötzlichen Ueberfalle, die Einwohner nebst ihren besten Gütern eine sichere Zuflucht fanden. Die Bevölkerung wuchs, da die Gräuel des Faustrechts, welches in Deutschland wüthete, manchen ehrlichen Deutschen zur Auswanderung bewogen, der sodann in Preußen mit offenen Armen aufgenommen wurde. In Preußen gab es kein Faustrecht, keine Räuberbanden, keine Raubritter, selbst der verderbliche

Einfluß der Geistlichkeit, die auch hier gar bald mit ihren ungemessenen Ansprüchen hervortrat, war hier nur gering, da die Ritter sich selbst zu den Geistlichen zählten und jeder Anmaßung, wenn sie auch von dem heiligen Vater in Rom selbst ausging, sich kräftig widersetzten.

Wunderbar gedieh der neue Anbau schon unter den Landmeistern, und noch mehr war dieß der Fall, als Siegfried von Feuchtwangen (1309) den Sitz der Ordensregierung nach Preußen, und zwar nach Marienburg, verlegte. Noch waltete der christlich-ritterliche Geist im Orden, welchem derselbe seine erste Entstehung zu verdanken hatte. Nur der Tüchtigste, der Erprobteste konnte dahin gelangen, die Würde eines Oberhauptes zu erlangen, und die Geschichte hat uns eine große Anzahl von Namen aufbewahrt, welche unsere höchste Achtung in Anspruch nehmen. An der Spitze dieser wackern Landmeister steht aber

Meinhard von Querfurt, der 1288 bis 1299 diese Würde bekleidete. Furchtbar den Feinden durch Muth und Klugheit, war er ein liebevoller Vater seinen Untergebenen. War er es doch, der das Riesenwerk unternahm, durch Eindämmung der Nogat und der Weichsel aus einem fauligen Sumpfe die fruchtbarsten Ländereien zu schaffen. Viele Meilen weit verbreitete sich der Morast, fast keines Anbaues fähig, da er regelmäßig in jedem Jahre den verheerenden Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt war. Längs der Nogat

mußten zu beiden Seiten gewaltige Dämme geführt werden, die den tobenden Gewässern Trotz boten. Mit unsäglicher Anstrengung wurden sie durch Sümpfe und Wälder geführt; aber damit war noch nichts geschehen, noch ein größeres Werk waren die Deiche, durch welche die Weichsel in ihr Bett gezwungen wurde. Sechs Jahre lang arbeiteten Tausende von Menschen an diesem Bau; aber ein herrlicher Erfolg hat ihn gekrönt und segnend ehrt die dankbare Nachwelt noch den Gründer desselben. Wo früher ein pestilenzialischer Gifthauch das Menschenleben gefährdete, da wehen jetzt reine Lüfte, und an die Stelle des traurigen Sumpfes sind die fruchtbarsten Wiesen und Aecker getreten, bearbeitet von wohlhabenden Bewohnern, die ihren unermeßlichen Ueberfluß durch den Hafen von Danzig nach allen Himmelsgegenden versenden. Deutsche und Niederländer waren es, welche sich hier zuerst ansiedelten.

Ein solches Werk wäre schon allein hinreichend, den Namen seines Urhebers zu verewigen; aber er hat sich noch vielfältige Verdienste erworben durch Urbarmachung anderer Gegenden, durch Neubau mehrerer Städte, durch milde Gesetzgebung, durch Befreiung von Lasten. Die Komthure folgten dem schönen Beispiele ihres Meisters, und selbst die Bischöfe blieben nicht zurück, denn der Vortheil, welchen ein solches Verfahren herbeiführte, sprang zu sehr in die Augen, als daß es nicht Nachahmer gefunden hätte.

Noch immer war der Hauptsitz des Ordens in der Stadt Akkon, wo auch der Hochmeister seine Residenz aufgeschlagen hatte; unter Konrad von Feuchtwangen jedoch fiel diese Stadt in die Hände der Ungläubigen, und mit ihrem Falle gingen alle christlichen Eroberungen in Asien verloren (1291, 18. Mai). Als nun selbst die Hoffnung schwand, das heilige Land den Christenfeinden je wieder zu entreißen, verlegte der Hochmeister den Hauptordenssitz zuerst nach Venedig, später wählte ein anderer Hochmeister, Gottfried von Hohenlohe, Marburg zu seiner Residenz. Der Gedanke lag aber ganz nahe, den Sitz der Ordensregierung da zu gründen, wo der Orden die größte Macht besaß, nämlich in Preußen.

Nichts konnte den Rittern unangenehmer sein. Bis dahin waren sie allein Herren gewesen, nun sollten sie auf einmal unter strenger Aufsicht stehen. Schon erhoben sich hin und wieder Klagen über Bedrückungen und Mißbrauch der Gewalt. Der reiche Besitz war zu lockend, als daß nicht die Landmeister, auch die Gebietiger und Ritter, sich hätten Genüsse bereiten sollen, die ihnen bisher fremd geblieben waren. Als nun der Hochmeister selbst in Preußen erschien, um zu untersuchen, ob denn wirklich die Zucht und Sitte so gesunken sei, wie man es ihm geschildert, als er nicht undeutlich die Absicht merken ließ, für alle Zeiten sich in Marienburg niederzulassen, und als er ernstliche Anstalten machte,

die alte, gute Sitte wieder einzuführen: da stemmte sich der ganze Orden gegen solche Zumuthungen, und ärgerlich kehrte er nach Marburg zurück, nachdem er zuvor den bisherigen Landmeister ab= und einen andern eingesetzt hatte. Die Folge dieses Verfahrens war eine förmliche Spaltung des Ordens. Der geringere Theil blieb dem alten Hochmeister treu, die Brüder in Preußen aber erwählten einen neuen Hochmeister, nämlich den bisherigen Komthur Siegfried von Feuchtwangen, der auch, nach Hohenlohe's Tode, allgemein anerkannt wurde, selbst nach Preußen zog und, wie schon oben gesagt, seinen Sitz in dem schönen Schlosse von Marienburg nahm (1309—1311).

Von jetzt ab beginnt für den Orden die schönste Zeit. Welches Leben war in Marienburg, und wie strömte es von da aus durch alle Adern des ganzen Landes! Hier thronte der mächtige Meister mit seinem Hofstaate, hier befanden sich die obersten Gebietiger, hier war der Konvent von siebenzig Rittern, hier prunkten die Abgesandten der meisten europäischen Fürsten, und Fremde strömten von allen Seiten herbei. Jetzt kam Einheit in die Verwaltung. Der Druck der Unterthanen verschwand, denn jegliche Klage wurde angehört und unverfälschtes Recht gesprochen. Kein Komthur oder Statthalter durfte es ferner wagen, Willkürlichkeiten zu begehen; der Richter war nahe, der ohne Nachsicht strafte, aber auch jedes Gute begünstigte. Die dichten

Wälder verschwanden, die Sümpfe wurden ausgetrocknet, der Anbau des Landes ward eifriger betrieben; überall erhoben sich blühende und feste Städte, überall war eine Kriegsmacht organisirt, die jeglichem Einfalle Trotz bot. Besonders wichtig aber war es, daß jetzt erst deutsche Bildung festen Fuß faßte, daß deutsche Sprache die allgemeine wurde, wiewohl die altpreußische sich bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhielt, wo sie sodann gänzlich verschwand. Selbst auf die benachbarten slawischen Länder, Pommern, Polen und Litthauen erstreckte sich der wohlthätige Einfluß.

Nur wenige Jahre hat der treffliche Siegfried die oberste Leitung besorgt, aber in dieser kurzen Zeit sich unsterbliche Verdienste erworben. Im Innern schaffte er eine Landesordnung, verbesserte die Gesetze, gründete Schulen &c.; nach Außen erweiterte er die Macht des Ordens durch Verträge, Kauf und Eroberungen, unter welchen die wichtigste die von Danzig und dessen Gebiete war, das Siegfried von dem brandenburgischen Kurfürsten Waldemar (1310) für die Summe von 10,000 Mark Silbers erwarb. (S. Waldemar!)

Auch unter den Hochmeistern, welche nach Siegfrieds Tode bis auf das Ableben des hochberühmten Winrich von Kniprode gewählt wurden, war nicht ein einziger untaüglicher Regent. Es streift an das Wunderbare, wenn wir sehen, wie, trotz der fortwährenden Kämpfe mit den benachbarten heidnischen Völkern, das Land

gedieh. Eine neue Stadt entstand nach der andern, so: Graudenz, Heiligenbeil, Mohrungen, Gerdauen, Wartenburg, Guttstadt, Bischofswerda, Neumark, Bartenstein, Gilgenburg, Neutrich, Deutsch-Eilau, Preußisch-Mark, Hohenstein, Saalfeld, Preußisch-Eilau und Wehlau. Die ältern Städte nahmen an Bevölkerung und Umfange beträchtlich zu, während Danzig, Marienburg, Elbing, Kulm, Thorn, Braunsberg und Königsberg, dem Hansabunde angehörig, die preußischen Erzeugnisse in alle Welt vertrieben und ungeheuren Reichthum aufstapelten. Die üppigen Fluren versorgten nicht bloß die nordischen Reiche, sondern selbst England und Frankreich mit Getraide; ja längs den Ufern der Weichsel wurde selbst guter Wein gekeltert. Dabei verlangte der Orden wenig Abgaben und verwendete doch ungeheure Summen zu des Landes Besten. Ueberall herrschte Wohlstand, ja Ueberfluß.

So konnte es aber nicht bleiben; eben dieser Ueberfluß war es, der den Luxus und mit ihm das Sittenverderbniß herbeiführte. Nicht mehr waren es die armen Rittermönche, welche, bei Entbehrungen aller Art, für den Glauben kämpften; es waren überreiche Herrscher aus ihnen geworden, denen die Versuchung zu nahe lag, auch ihres Reichthums zu genießen. Mit dem größern Wohlleben zog aber auch die Sünde ein, und man vergaß mit dem Gelübde der Armuth auch das der Keuschheit und jeder andern, früher so heilig geach-

teten Tugend. Der Wurm hatte sich in die Frucht gebohrt, welche zwar äußerlich noch ein frisches Ansehn behauptete, in ihrem Innern aber dem Verderben allmählich entgegenreifte.

Der Hochmeister, Gebietiger oder Komthur hatte bei fremden Fürsten Gastfreundschaft genossen, wie durfte er diese, wenn sie ihn wieder besuchten, mit der einfachen Ordenskost abspeisen? Daher sah man auf der Tafel Konfekte aller Art, Datteln, Rosinen, Mandeln, englischen Käse. Man aß von silbernen Geschirren, trank aus goldnen Bechern die kostbarsten Weine aus Italien, Ungarn und vom Rhein. Nicht fehlen durften Fiedler, Pfeifer, Lautenschläger aus Schweden, Bremen, Prag, Mailand, Burgund und Schwaben. Was nun dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig. So dachten auch die Ritter und ahmten ihrem Meister treulich nach. Kein Wunder, daß die nahrhaften Speisen und die erhitzenden Weine auf die kräftigen Krieger aufreizend einwirkten und ihnen Versuchungen bereiteten, denen sie nicht zu widerstehen vermochten, so daß sie Ausschweifungen aller Art sich ergaben, das Geld verpraßten und, ihren ungezügelten Leidenschaften nachgebend, mit schwerer Hand ihre Unterthanen bedrückten. Bei ihren Banketten floß der Wein in Strömen, wurden die unzüchtigsten Lieder gesungen, und das Gespräch drehete sich um nichts, als um schöne Weiber, Pferde, Wein ꝛc. Das Gelübde war ein leerer Klang

geworden, Armuth, Keuschheit und Gehorsam galten für lächerliche Mährlein aus vergangenen Zeiten. So neigte sich der Orden immer mehr und mehr dem Verderben zu.

Siegfrieds Nachfolger, Karl Beffart von Trier (1311), ein braver Mann, suchte die alte Zucht zurückzuführen; aber was war die Folge? Er wurde abgesetzt. Werner von Orselen, der ein Gleiches beabsichtigte, wurde von dem Ritter Johann von Endorf, den er öfters seines schlechten Lebenswandels wegen getadelt hatte, sogar ermordet (1330). Es ging nicht mehr wie sonst, die Meister mußten den Rittern Manches nachsehen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß sie nichts weniger als untüchtige Regenten waren. So rühmt man einen Luder von Braunschweig († 1335), einen Dietrich von Altenburg († 1341), einen Ludolf König von Weitzau († 1345) und einen Dusener von Arfberg († 1351).

Trotz dieses innern Verfalls herrschte noch in dem Orden die alte Tapferkeit, welche sich besonders in den furchtbaren Kämpfen mit den Litthauern auf das herrlichste bewährte.

Im elften Jahrhundert kommt der Name der Litthauer zuerst in der Geschichte vor. Früher sollen sie den Russen zinsbar gewesen sein, sich aber bald von dieser Oberherrschaft unabhängig gemacht haben. Sie standen unter vielen Häuptlingen, bis sie im dreizehnten

Jahrhundert unter einem Großfürsten vereinigt wurden und nun für die Russen, Polen und den Orden sich zu gefährlichen Nachbarn erhoben. Plötzlich, wie ein Ungewitter, waren sie da, und Grausamkeiten, vor welchen die Menschheit schaudert, bezeichneten ihren Weg. Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erstreckte sich ihre Herrschaft von der Düna bis zum Dniestr, vom Niemen und dem polnischen Bug bis zu den Quellen des Dniepr und Donetz. Oft wurde das Kreuz gegen diese wilden Horden gepredigt, unzählige Schaaren drangen bis tief in das feindliche Land; doch dieses blieb unbesiegt. Der Kampf, wie er geführt wurde mit den Slawen in Brandenburg und den Heiden in Preußen, erneuerte sich hier in der gräßlichsten Gestalt. Fielen die Litthauer verwüstend in Preußen ein, dann säumte der Orden nicht, sondern stellte seine Schaaren dem Feinde entgegen, der sich sodann in seine Wälder zurückzog. Auch hier verfolgt, kam es wohl zu einer Schlacht, in welcher die Ritter siegten; aber das gab keinen Erfolg. Nicht auf ihren Muth allein verließen sich die Heiden, sondern auch auf die Beschaffenheit ihres Landes, dessen Wälder und Sümpfe unzugänglich blieben. Hunger und Seuchen brachen im Christenheere ein, und der Rückzug wurde gefährlicher als ein verlornes Treffen. Im Jahre 1328 allein wurden 70,000 Litthauer als Gefangene nach Preußen in die Knechtschaft geschleppt und mußten an der Befestigung der

Burgen und Städte des Ordens arbeiten. Aber Solches wurde von der andern Seite reichlich vergolten, denn man rechnet, daß in dem Zeitraume von 85 Jahren über 250,000 Ordensangehörige theils erwürgt, theils in Sklaverei geführt wurden. Gern hätten wohl die Litthauer das Christenthum, das man ihnen aufzwingen wollte, angenommen; aber mit demselben hätten sie auch ihre Freiheit verloren, und Freiheit war ihr Lebenselement; deßhalb wehrten sie sich bis auf den letzten Mann, und es blieb nichts übrig, als den ganzen Stamm auszurotten und das Land mit neuen Ansiedlern zu bevölkern.

Furchtbar war der Kampf unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode, der selbst die feindliche Hauptstadt Kauen eroberte. Sein Ordensmarschall Henning Schindekopf vernichtete das feindliche Heer in der mörderischen Schlacht bei Rudau (1370); doch fielen auch in derselben nicht bloß der Ordensmarschall selbst, sondern noch sechsundzwanzig Komthure, zweihundert Ritter und eine unzählige Menge der christlichen Streiter; Litthauen blieb, trotz dieses Sieges, unüberwunden. Schon belästigte dieser ewige Krieg den deutschen Orden nicht wenig; doch es sollte noch schlimmer kommen. —

Wir sind dem Verlaufe unserer Geschichte etwas zuvorgeeilt. Wie man bei den meisten Reichen von einer goldnen Zeit spricht, so auch bei dem Ordensreiche in Preußen. Diese goldne Zeit trat aber ein

unter der Regierung des oben erwähnten Winrich von Kniprode (1351—1382), eines Mannes, ganz dazu geschaffen, Völker glücklich zu machen. Zwar vermochte er nicht, die frühere Einfachheit zurückzubringen (es war dieselbe nicht mehr an der Zeit); aber er hat gewirkt und geschafft wie Keiner. Was man sich von ihm versprach, das zeigt schon die Pracht, mit welcher man seine Erhebung zum Hochmeister feierte. Da fehlte es nicht an erlauchten Gästen, nicht an Sängern und Pfeifern, da tummelte sich die ritterliche Welt in glänzenden Turnieren, da jauchzte Alles beim fröhlichen Reigen; selbst der ernste Hochmeister machte ein Ehrentänzchen mit. Wie reich die Städte des Landes waren, sah man aus den köstlichen Geschenken, welche Abgeordnete übergaben und die drei Tage lang der Schaulust preisgegeben wurden.

Auf diese Freudentage sollten aber bald trübe folgen. Ein Orkan, fürchterlicher als alle, die man bis dahin erlebt hatte, vernichtete eine Menge reich beladener Fahrzeuge an der Küste der Ostsee; im Hafen von Danzig allein zertrümmerte er 60 Kauffahrteischiffe, ein Beweis für den blühenden Handel der Stadt. Mißwachs und Pest folgten schnell auf einander, und abermals war es Danzig, das in einem Jahre 13,000 Menschen verlor, ohne dadurch an seinem Reichthum bedeutend zu leiden. Winrichs Thätigkeit und weise Anordnungen verwischten in kurzer Zeit alle Spuren dieser Unfälle.

Selbst die blutigen Kämpfe mit den Litthauern mußten ihm zum Besten seines Landes dienen, da die gefangenen Heiden kräftig an den Neubauten halfen und als Knechte die noch wüsten Aecker urbar machten. Im Innern hatte er sein Augenmerk auf das Größte wie auf das Kleinste gerichtet; überall wirkte er ordnend nach bestimmten Grundsätzen, stets das wahre Bedürfniß seiner Zeit beherzigend und feinere, geistige Bildung der rohen Tapferkeit vorziehend. Es ist die Eigenthümlichkeit eines großen Mannes, daß er auch in Andern Kräfte und Fähigkeiten hervorruft, die ohne ihn im ewigen Schlummer begraben lägen. So auch hier. Die Gebietiger, Komthure und Ritter strebten danach, ihrem großen Meister ähnlich zu werden, und den meisten gelang es auf überraschende Weise. Wer sich nicht fügen wollte, wurde wenigstens unschädlich gemacht. Durchaus kein Feind des fröhlichen Genusses, erkannte Winrich doch auch den Ernst des Lebens. Mit großen Kosten berief er Rechts= und Gottesgelehrte ins Land und stellte bei jedem Konvente zwei derselben an, damit der eine das Recht, der andere den Glauben lehrte. Auch berühmte Aerzte ließ er vom Auslande kommen und legte bei den einzelnen Städten Krankenhäuser an. So erhob sich besonders Marienburg zum Sitz der heitern Sitte und der gründlichen Gelehrsamkeit. Hier wurden Rechtshändel entschieden, die man sich nirgends zu entscheiden getrauete. Vor Allem lagen ihm aber die Schulen am

Herzen. Hatte ein Dorf sechzig Bauern, so stellte es auch einen Schulmeister an, den die Gemeinde ernährte, der aber zugleich aus der Ordenskasse sechs ungarische Gulden Gehalt bekam. Preußens Ruhm drang bis zu den entferntesten Ländern. Die Fürsten sendeten Abgesandte oder kamen selbst herbei, um sich zu unterrichten; die Hansa wählte den Hochmeister zu ihrem Schutzherrn.

Aber nicht bloß auf die Großen erstreckte sich das Wohlbefinden, sondern es ging in alle Stände und Verhältnisse über. Selbst die Bauern prangten in Gold und Silber, und besondere Gesetze mußten gegeben werden, um den übertriebenen Aufwand nur einigermaßen in Schranken zu halten.

Dennoch, trotz des glänzenden Scheines, war die innere Kraft des Ordens gebrochen, und es bedurfte nur eines gewaltigen Anstoßes, um das morsche Gebäude zu zertrümmern. Eine Staatsmacht kann nur auf die Dauer bestehen, wenn Regierende und Regierte ein Herz und eine Seele sind. Das war aber in Preußen keinesweges der Fall. Der Orden, eben als Orden, stand allein da, streng vom Lande gesondert, nur selten durch Familienverbindungen mit demselben verknüpft. Der Herrschenden waren zu viele, und es war dem Hochmeister nicht immer möglich, alle auf das genaueste zu beaufsichtigen. Die altpreußische Bevölkerung konnte es nimmer vergessen, daß man sie ihrer Freiheit und Nationalität beraubte, und die deutsche Bevölkerung war

überall eifersüchtig auf ihre Privilegien und gerieth darüber in manche Streitigkeiten mit ihren Oberherren. Dazu kam noch, daß die größern Städte, dem Hansabunde einverleibt, hierin einen mächtigen Rückenhalt besaßen und sich nicht die geringsten Eingriffe in ihre Rechte gefallen ließen, ja dieselben, wo es nur anging, zu erweitern strebten. Am schlimmsten war aber des Ordens Verhältniß zu der Geistlichkeit des Landes. Diese mächtige Korporation wollte auch hier, wie überall, herrschen, wurde aber stets daniedergehalten, Grundes genug, kein Mittel zu scheuen, wo es darauf ankam, die Regierung in Verlegenheiten zu bringen. Daß der Papst nicht ermangelte, bei solchen Veranlassungen sich einzumischen und nach Umständen den Bannstrahl zu schleudern, versteht sich wohl von selbst. Der Anstoß jedoch, welcher am nachtheiligsten einwirkte, entsprang aus den Verhältnissen zu Polen und Litthauen.

Diese beiden mächtigen Staaten waren jetzt unter einem Scepter vereinigt, da der listige Jagiello, Großfürst von Litthauen, die Hand der Königin Hedwig von Polen erhielt (1386) und nebst seinem ganzen Lande das Christenthum, auch in der Taufe den Namen Wladislaus annahm. Dieser Schritt hatte für den Orden noch den Nachtheil, daß die christlichen Kreuzfahrer Deutschlands ausblieben.

Anfangs war die Gefahr gering, da Jagiello mit seinem Vetter Witold, der auf das Großfürstenthum

Litthauen Ansprüche machte, in blutige Kämpfe verwickelt war. Der Orden suchte diese Streitigkeiten zu nähren und nahm sich des Witold an, der aber diese Freundschaft mit dem schwärzesten Undanke vergalt. Ein Ordensheer von 30,000 Mann drang bis Wilna vor; doch Jagiello hatte weislichst seinem Vetter Alles versprochen, was er wünschte, und so trug dieser kein Bedenken, das Ordensheer zu verrathen, welches eine so vollständige Niederlage erlitt, daß sich der Hochmeister darüber zu Tode grämte (1393).

Dieser Krieg, unglücklich geführt, kostete Geld, und die Unterthanen, selbst die Geistlichkeit, wurden mit Steuern belastet: ein neuer Grund zur Unzufriedenheit. Der folgende Hochmeister, der in jeder Hinsicht ausgezeichnete Konrad von Jungingen (1393—1407) verstand es, durch weise Nachgiebigkeit den drohenden Sturm noch auf einige Jahre zu beschwören; doch ganz ohne Kampf ging es nicht ab. Konrad hatte von dem Herzoge von Oppeln die Landschaft Dobrin für 40,000 Florin in Pfand genommen; Polen aber, als Oberlehnsmacht des Landes, that bewaffneten Einspruch. Nun galt es, den Litthauerfürsten, den Verräther Witold, zu gewinnen, damit die Macht Jagiello's durch denselben in Schranken gehalten würde. Nichts wurde gespart, keine Geschenke waren zu kostbar, keine Demüthigung zu erniedrigend, um den Zweck zu erreichen. Witold ließ sich Alles gefallen, war aber zu klug, als daß er

nicht hätte sehen sollen, wie es bloß auf des Ordens Vergrößerung abgesehen sei, und deßhalb vereinigte er Litthauen so mit Polen, daß es, nach seinem (des Witold) Tode, an Polen fallen sollte. Nun suchte der Orden sich Samogitiens zu bemächtigen, bekam aber dadurch an Witold einen offenbaren Feind, da dieser die gegen den Orden aufgestandenen Bewohner des Landes kräftig unterstützte (1401).

Wer sollte glauben, daß trotz dieser Kriege der Schatz des Ordens noch groß genug war, um von dem stets des Geldes bedürftigen Kaiser Sigismund die Neumark zu kaufen? Dennoch geschah dieß, wie wir schon oben das Nähere berichtet haben.

Mit Neid sah Polen, das ebenfalls um die Neumark gefeilscht, doch nicht Geld genug geboten hatte, die wachsende Macht des Ordens, und schon drohete ein neuer Krieg, der aber durch die kluge Nachgiebigkeit und die Friedensliebe des Hochmeisters, Konrad von Jungingen, im Keime erstickte, indem der Vertrag zu Rodzionz alle Streitigkeiten zwischen dem Orden, Polen und Litthauen beilegte (1405). Polen lös'te die Landschaft Dobrin für 50,000 Gulden ein, und der Großfürst Witold überließ dem Orden Samogitien.

Die Herrschaft des Ordens hatte jetzt die größte Ausdehnung erlangt; unter ihr standen alle Küsten der Ostsee, von der Mündung der Oder bis zum finnischen Meerbusen, die Länder Pommerellen, Neumark, Ost=

und Westpreußen, Samogitien, Kurland und ein Theil von Liefland.

Der große Konrad, der die Ordensverhältnisse klar durchschaut hatte und wohl wußte, daß Krieg mit Polen und Litthauen dem Wohle des Landes nur verderblich sein werde, war ein Spott der übrigen Ritter die, trotzig auf ihre Macht, elende Feigheit schalten, was sich später als hohe Weisheit herausstellte. An Veranlassungen zu neuem Bruche fehlte es nie, die Ritter brannten vor Begierde, ihre Schwerter mit dem gehaßten Feinde zu messen, und sie konnten ihre Freude kaum verbergen, als sich die Nachricht verbreitete, der zu gutmüthige Hochmeister liege auf dem Sterbelager. Schon war es bei ihnen ausgemacht, daß nur ein kriegerischer Fürst als Nachfolger auftreten dürfe, und die Wahl war beschlossen, bevor Konrad den letzten Odem aushauchte. Der Sterbende sah im Geiste, wie es kommen würde; nur das Eine in Augen, was die Aufgabe seines ganzen Lebens gewesen war, nämlich das Wohl des Ordens, versammelte er das Kapitel um sich, und mit sterbender Stimme ermahnte er die Brüder: «Wählt nicht meinen Bruder Ulrich, wiewohl er ein tapferer Kriegsmann; ich fürchte, seine Lust an Kampf und Streit wird dem Orden unendliches Leiden zufügen.»

Nur geringen Eindruck ließ aber solche Rede bei Männern zurück, die nach Kriege dürsteten, und

Ulrich von Jungingen wurde zum Hochmeister erwählt (1407—1410).

Nichts wurde verabsäumt, um den bevorstehenden Kampf zum glücklichen Ziele zu führen. In der Gießerei zu Marienburg arbeitete man Tag und Nacht, um große Kanonen zu gießen und Kriegsbedarf in Menge herbeizuschaffen. Alle Städte und Burgen wurden in Vertheidigungsstand gesetzt, die benachbarten Fürsten durch Geschenke gewonnen, das Volk mild behandelt, damit es, in der Stunde der Gefahr, die man sich nicht verleugnen konnte, treu zum Orden hielte.

Die Spannung mit Polen nahm zu, als der Orden Stadt und Dorf Driesen, worauf Polen Anspruch machte, von dem Besitzer Ulrich von Osten käuflich an sich brachte; doch blieb das Schwert noch in der Scheide, bis eine nicht zu entschuldigende Gewaltthat den völligen Ausbruch der Feindseligkeiten herbeiführte. Die Sache war folgende:

Witold war im Kriege begriffen gegen Moskau; indessen kam es zum Vertrage, und das litthauische Heer zog sich zurück. Die verheerten Länder boten aber demselben nicht Nahrung genug, und es entstand eine Hungersnoth, die manchen Tapfern dahinraffte. Jagiello sendete deßhalb zwanzig Schiffe mit Getraide den Niemen hinauf, seinen Vetter aus der Verlegenheit zu reißen. Nun lagerten aber in Preußen ungeheure Kornvorräthe, welche der Hochmeister den Litthauern

gern zu hohen Preisen verkauft hätte, und so entblödete er sich nicht, die polnischen Schiffe, unter dem Vorwande, sie führten den Heiden Waffen zu, wegzunehmen. Von Rückgabe wollte er nichts wissen. Ergrimmt über diese Ungerechtigkeit fiel Witold in Samogitien ein, und die Einwohner dieses Landes, mit der Regierung des Ordens längst unzufrieden, erhoben die Fahne der Empörung (1409).

Mit Litthauen und Polen es zugleich aufzunehmen war der Hochmeister aber nicht gesonnen, deßhalb suchte er die Freundschaft des letztern Landes, wurde aber abgewiesen. Um der Vereinigung vorzubeugen, brach sogleich der kriegslustige Meister gegen Jagiello los und verheerte einen Theil des Polenlandes. Noch einmal vermittelte König Wenzel einen Waffenstillstand, und man kam überein, diesem Fürsten das Schiedsrichteramt zu überlassen.

Der Spruch fiel für Polen nicht günstig aus; die Abgesandten Jagiello's äußerten auf der Stelle, wie ihr Herr sich nimmermehr solchen Zumuthungen unterwerfen würde, und verließen Prag. Der Krieg blieb nicht länger zweifelhaft.

Beide Theile boten alle ihre Kräfte auf, denn es war ihnen nur zu deutlich, daß der blutige Tag der Entscheidung herannahe. Ein ungeheures Heer, bestehend aus Polen, Litthauern, Schlesiern, Böhmen, Mähren, Tartaren, Walachern und Masoviern, rückte gegen Preu-

ßen an. Aber auch der Hochmeister war nicht müßig geblieben, und wiewohl sein Heer an Anzahl kaum der Hälfte des feindlichen gleich kam, so war es doch kriegsmuthig, waffenkundig, wohl gerüstet, und jeglicher Kämpe dünkte sich schon im Voraus als Sieger über die zwar zahllosen, aber meist ungeschlachten Horden.

Jagiello-Wladislaus hatte indessen die Grenze überschritten und gleich seinen Eingang in Preußen mit einer Gräuelthat bezeichnet, indem er das Städtchen Gilgenburg eroberte, niederbrannte und ohne Erbarmen alle Bewohner desselben ermordete. Rachedürstend brach sogleich das Ordensheer auf und fand den Feind im Walde bei Tannenberg.

Es war am 15. Julius des Jahres 1410, als die große und dem Orden so verderbliche Schlacht bei Tannenberg geschlagen wurde. Hoch flatterten die einundfunfzig Banner des Ordensheeres in der Morgenluft, und die blinkenden Helme und Rüstungen glänzten siegverkündigend, während die feindlichen Schaaren sich noch im Walde verborgen hielten. Da sendete der Hochmeister herausfordernd dem Polenkönige zwei Schwerter, welche dieser, wie er sich ausdrückte, als Unterpfand des Sieges annahm und keck in das Feld rückte. Wuthentbrannt stürzten die Krieger auf einander, und das Heer des Ordens achtete es wenig, daß ihm Wind und Sonne entgegen waren. Auf einer Seite die Ueberzahl, auf der andern höhere Kriegskunst, auf beiden aber gleiche

Tapferkeit, schwankte das Zünglein der Wage lange, bis es sich endlich zum Vortheil der Ritter neigte. Auf dem linken Flügel befehligte Witold seine Litthauer, denen die Samogiten und Tartaren zur Seite standen. Plötzlich, nach vielem Blutvergießen, sank das Hauptbanner der Litthauer; das verbreitete Bestürzung, die Schlachtordnung wankte und wich endlich zurück. Die Tartaren und Samogiten hielten nun nicht länger Stand, sondern wendeten sich zur eiligsten Flucht und rissen auch die noch immer kämpfenden Litthauer mit sich fort. Witold that Alles, um die Flucht zu hemmen; er warf sich den Fliehenden entgegen, er bat, beschwor sie zur Umkehr, hieb die Feigen mit gewaltigem Schwertschlage nieder; allein Alles vergebens: der ganze Flügel lös'te sich auf und suchte sein Heil in wilder Flucht. Rasch verfolgte das Ordensheer seinen Sieg, bis es, gelockt durch die reiche Beute, sich der Plünderung überließ, worauf Witold Zeit bekam, die Schaaren aufs neue zu sammeln.

Noch hartnäckiger war der Kampf auf dem andern Flügel, wo die Polen mit den Böhmen und Mähren ingrimmig fochten. Endlich errang auch hier das Ordensheer die Obermacht, die Hauptfahne der Polen war verloren, ihre Schlachtordnung hin und wieder gebrochen, und selbst Jagiello, der von einer Anhöhe den Gang der Schlacht leitete, kam in Gefahr, gefangen zu werden. Neuer Muth drang in die Seelen der Weichenden, sie

schlossen die Glieder, standen mannhaft jedem Angriffe, und bald flatterte wieder ihr Hauptbanner hoch in den Lüften. Im entscheidenden Augenblicke kehrte auch Witold zurück, der über die zerstreuten Plünderer herfiel und ein gräßliches Blutbad unter ihnen anrichtete. Da wich auch das Ordensheer auf kurze Zeit, bis der Hochmeister frisches Kriegsvolk heranführte, wodurch die Schlacht aufs neue schrecklich entbrannte. Noch einmal schien es, als ob die Ritter siegen sollten; die Polen wurden hart gedrängt; plötzlich aber fielen 800 Böhmen dem Heere in den Rücken, und so war der Tag für Polen entschieden.

Wo kamen aber die Böhmen her? — Die Sache war folgende: Ein böhmischer Parteigänger, Methodius von Trautenau mit Namen, hatte kurz vor der Schlacht dem Hochmeister seine Dienste angeboten. Dieser jedoch, der dem Böhmen nicht trauete, wies ihn höhnend zurück: «er brauche,» sagte er, «in seinem Heere keinen Judas.» Entrüstet ob solcher Aeußerung führte der Zurückgewiesene seine Schaar dem Feinde zu, der ihn freundlich behandelte, aber ebenfalls von der angebotenen Hülfe keinen Gebrauch machte. Trautenau blieb nun in der Nähe, um den Verlauf der Schlacht abzuwarten, und als er seine Zeit ersah, fiel er das Ordensheer mit Ungestüm von hinten an und entschied so dessen Verderben. Jetzt war kein Halt mehr; Alles lös'te sich in wilder Flucht auf. Der Hochmeister, der

gethan hatte, was man von einem Feldherrn und Krieger nur erwarten konnte, wollte den Tag nicht überleben und stürzte sich in die Feinde, dieselben mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich niederwerfend. Es war ein heißer Tag, und um freie Luft zu schöpfen, öffnete er das Visir; da stieß ihm ein Tartaren-Hauptmann die Lanze durch den Mund. Sein Fall entschied die Niederlage. —

Vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht hatte das Gemetzel gedauert. Vierzig Tausend Ordenskrieger, 600 Ritter, der Hochmeister, alle obersten Gebietiger und die meisten Komthure deckten das Schlachtfeld, während die Sieger 60,000 Mann verloren, unter welchen jedoch nur zwölf Adlige sich befanden. Unter den 51 eroberten Fahnen war auch das Hauptbanner des Ordens. —

War schon der Sieg so groß, wie unermeßlich mußten erst dessen Folgen sein! Preußen lag offen da, keine Hand rührte sich zur fernern Vertheidigung. Alle Städte und Burgen öffneten ihre Thore, die Bischöfe, die Geistlichen und der Adel schwuren den Polen Treu und Gehorsam, und kaum war ein Monat vergangen, als auch schon fast das ganze Land sich in den Händen des Königs befand. Die größern Städte, z. B. Danzig, konnten die Zeit gar nicht erwarten, sondern schon auf die Nachricht von der Niederlage ihrer bisherigen Oberherren, bemächtigten sie sich der Ordensgüter und vertrieben die Ordensritter.

Wer hätte nun, nach solchem Unfalle, noch hoffen dürfen, es sei die Rettung möglich; und dennoch gab es Einen, der nicht verzagte, der die Sache des Ordens nicht für verloren hielt, so lange noch ein edles Herz für dieselbe schlug.

Ritter Heinrich von Plauen, Komthur zu Schwetz, war vor der Schlacht bei Tannenberg von dem Hochmeister mit wenigen Fähnlein abgesendet worden, um Pommerellen zu decken; daß aber Marienburg selbst in Gefahr kommen könnte, das hielt man für unmöglich und hatte deßhalb sorglos alles Geschütz und die ganze Besatzung aus dieser Hauptfeste fortgeführt. Aber gerade Marienburg war die Feste, von deren Behauptung es abhing, ob der Orden noch ferner dauern, oder für alle Zeiten vernichtet sein sollte, und dahin richtete der Feind seinen Weg. Zwar galt das Schloß für unüberwindlich, zumal wenn die Mauern von einer hinlänglichen Kriegeranzahl vertheidigt würden; aber auch daran fehlte es, wie wir eben gesehen haben. Heinrich vernahm kaum die Schreckenskunde von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht, als er auch mit richtigem Blick die Gefahr und das Mittel erkannte, dieselbe mit Gottes Hülfe abzuwenden. Da galt kein Säumen; er brach mit seiner Schaar auf, sammelte von den Trümmern des geschlagenen Heeres, was ihm in den Weg kam, und war wirklich so glücklich, den Platz noch vor der Ankunft der wilden Litthauer zu erreichen. Mit

Umsicht ordnete er die Vertheidigung, brachte Lebensmittel zusammen, brannte die Stadt nieder und nahm die Bürger nebst ihrer Habe bei sich auf. Das feindliche Heer hatte, nach der Tannenberger Blutarbeit, der Ruhe bedurft; jetzt zog es langsam daher, überzeugt, die Beute könne ihm nicht entgehen, und so vergingen zehn Tage, bevor die ersten Haufen vor der Feste erschienen, deren Ankunft der von den brennenden Dörfern geröthete Himmel verkündigte. Die ersten Angriffe wurden abgeschlagen, und den Belagerten wuchs das Vertrauen; nun aber erschien Jagiello selbst mit seinem ganzen Heere und befahl einen allgemeinen Angriff. Heinrich von Plauen, von den anwesenden Brüdern zum Statthalter ernannt, blieb unverzagt, und er mit 5000 Getreuen widerstanden glücklich. Als er aber die Größe des Unheils in seinem ganzen Umfange vernahm, als er hörte, wie die Städte und Burgen die Thore geöffnet, der Adel und die Geistlichkeit dem Sieger gehuldigt, und nirgends, nirgends Hülfe erblickte, da bot er Frieden um den Preis von Kulm, Michelau und Pommerellen; das Uebrige sollte dem Orden verbleiben. Der Antrag wurde verworfen; ganz Preußen und vor Allem Marienburg selbst war die harte Forderung. «Gott und die heilige Jungfrau wird uns helfen,» war Heinrichs Entscheid; «ich werde nicht aus der Burg weichen.»

Aufs neue begann das Stürmen und Beschießen

nichts wurde unversucht gelassen, was Gewalt und List vermochten, um das Ziel zu erreichen; aber männlich widerstanden die Tapfern allen Anfällen. So ging es acht Wochen hindurch, und je bedenklicher der Zustand der Belagerer selbst wurde, um so mehr boten die Belagerten alle Kräfte auf. Schon rafften Seuchen, hervorgegangen aus dem Mangel an Lebensmitteln, im feindlichen Lager Tausende dahin; die Söldner wurden schwierig und droheten mit Aufruhr; die Ausfälle gelangen, und Witold zog sich in seine Heimath zurück, da er sich mit seinem Vetter überworfen hatte. Auch trafen Nachrichten ein, die eben nicht zu den erfreulichen gehörten: König Sigismund versicherte dem Orden seine Freundschaft, aus Liefland rückte Unterstützung heran, Söldnerhaufen aus der Neumark und Pommern naheten; da zeigte sich Jagiello, oder vielmehr Wladislaus, nachgiebiger und wollte auf die früher zugestandenen Bedingungen Frieden schließen. Das Anerbieten kam aber zu spät; von Abtretungen konnte nicht mehr die Rede sein. Ingrimmig versuchte der Feind die letzten Anstrengungen, doch mit eben so schlechtem Erfolge wie früher, und als nun gar die Kunde einlief, der König von Ungarn sei in Polen eingefallen und selbst auf Witold's Treue könne man nicht länger bauen, da wurde nicht bloß die Belagerung aufgehoben, sondern ganz Preußen verlassen, und nur wenige Festen blieben noch in der Polen Gewalt.

Der Held, der Marienburg und mit demselben den

Orden rettete, wurde nun einstimmig zum Hochmeister ernannt (1410); als solcher schloß er den, nach den Umständen noch immer leidlichen Frieden zu Thorn (1411, 20. Jan.). Samogitien wurde an Jagiello und Witold auf deren Lebenszeit abgetreten und die Gefangenen mit hundert Tausend Schock Prager Groschen ausgelös't.

Sechstes Kapitel.

Der Orden in Preußen bis zum zweiten Thorner Frieden. 1411—1466.

Betrüben muß es den Menschenfreund, wenn er sieht, wie ein Land, das sich bis dahin der schönsten Blüthe erfreuete, unaufhaltsam dem Verderben entgegen eilt. Auch der Orden in Preußen sollte den Wandel aller menschlichen Dinge erfahren, und so hoch er gestiegen war, so tief sollte er fallen.

Preußen war zwar die Feinde los, doch nun kam es erst recht zum Gefühl seines großen Unglücks. Burgen und Städte lagen in Trümmern, die Aecker waren verwüstet, Gewerbe und Handel lagen danieder. Alle verlangten Hülfe und Unterstützung von dem Großmeister, und dieser war derselben bedürftiger als je. Wenzel

von Böhmen und Sigismund von Ungarn wollten für ihre Rüstungen große Summen; die Söldlinge forderten trotzig ihren Sold, und Jagiello, der noch lauernd die Grenze besetzt hielt, drang auf sein im Thorner Frieden ausbedungenes Geld. Doch war der Schatz leer, und nirgends Aussicht, ihn wieder zu füllen. Nur mit Widerstreben erkannten die Städte die Herrschaft des Ordens wieder an, die ihnen längst lästig geworden, und auf die Brüder, aus denen die alte Sitte gänzlich verschwunden war, konnte man sich nicht verlassen.

Trotz aller dieser bedenklichen Umstände verzagte der Meister keinen Augenblick; aber ungewöhnliche Unglücksfälle mußten auch ungewöhnliche Mittel herbeiführen, um sie zu beseitigen. Das behagte den Leuten freilich nicht; sie hofften auf Erleichterung der Lasten, und die Forderungen nahmen kein Ende. Die Ritter und Städte, welche in den Stunden der Gefahr von ihrer Pflicht gewichen waren, verloren ihre Güter oder mußten schweres Strafgeld erlegen. Eine allgemeine Schatzung wurde aufgelegt, die keinen Stand, vom Ritter bis zum geringsten Dienstboten, verschonte, selbst die Geistlichen nicht ausgenommen. Wer dem Orden schuldete, mußte die Schuld abtragen, wer von den Ordensbrüdern über drei Mark besaß, mußte es abliefern. Alles Gold und Silber wurde eingefordert, und wehe dem, der hierbei verheimlichte. Das daraus geprägte Geld war, dem Namen, aber nicht dem Werthe nach, zur Entschädigung

bestimmt. Selbst das Heilige wurde nicht verschont, alle silbernen und goldenen Geräthe der Ordenshäuser, der Kirchen und Klöster, wurden weggenommen und in die Münze gebracht, und das Alles setzte der Hochmeister durch, ohne die geringste Rücksicht zu nehmen, wobei freilich große Strenge unvermeidlich war.

So nur konnte der Orden gerettet werden. Das sahen aber die Leute nicht ein, sondern sie beschuldigten den Meister der unerträglichsten Tyrannei. Die Unzufriedenheit mit seinen Maßregeln war allgemein. Ungescheut nannte man ihn einen Wütherich, einen Ketzer, der den hussitischen Gräueln zugethan sei, und verklagte ihn bei Papst und Kaiser. Wie leicht es auch dem Wackern wurde, sich zu rechtfertigen, so zeigte dieß dennoch keinen Einfluß auf die üble Stimmung. Besonders waren die Danziger aufgebracht, deren Handel bei der Verringerung des Münzgehaltes ins Stocken gerieth. Schon kam es hier zu blutigen Auftritten; ein Rathsherr, der sich günstig für den Orden aussprach, wurde zum Fenster hinausgeworfen. Auch an Schändlichkeiten anderer Art fehlte es nicht. Um die Häupter des Widerstandes mit einem Male zu vernichten und so freiere Hand zu bekommen, lud der Komthur von Danzig, des Hochmeisters Bruder, den Bürgermeister Letzkau und die vom Rathe, welche treu an der Stadt hielten, Hecht und Gros mit Namen, zu sich in die Burg, um, wie es hieß, sich zu verständigen. Letzkau

aber nebst seinen Begleitern fanden dort einen schmählichen Untergang durch Meuchelmord *) (1411), was die Danziger so erbitterte, daß sie jegliche neue Auflage verweigerten.

Im Jahre 1397 hatten mehrere vom Adel eine Verbindung geschlossen und ihr den Namen der Eidechsen-Gesellschaft gegeben; angeblich verfolgten sie fromme Zwecke, in der Wirklichkeit aber gingen die Bestrebungen dieser Gesellschaft gegen den Orden. Jetzt traten auch viele Brüder derselben bei, besonders der Komthur von Rheden, Georg von Wirsberg, und man faßte den Plan, die Marienburg mit 4000 Söldnern zu überfallen, den Hochmeister zu ermorden und den Wirsberg an seine Stelle zu setzen. Die Sache wurde verrathen, und die Verbrecher büßten mit Tod oder Gefangenschaft.

Das Mißvergnügen wuchs immer mehr; dabei drohete ein neuer Krieg mit Polen und Litthauen; im Orden selbst war Zwiespalt, die Ritter theilten sich in die vom goldnen Vließ und in die vom goldnen Schiff. Der Meister, welcher wohl einsah, wie er sich auf die Brüder am wenigsten verlassen könnte, nahm einige von dem Landadel und von den Städten in seinen

*) Ludwig Baczko hat diese Gräuelthat zu einem Trauerspiele benutzt, betitelt Conrad Lezkau, Bürgermeister zu Danzig. Königsb. 1791.

Rath, wodurch er aber den Orden noch mehr erbitterte. Auf dem großen Ordenskapitel zu Marienburg (1413) kam der Haß zum völligen Ausbruche. Die Ritter, den Ordensmarschall Michael Küchenmeister von Sternberg an ihrer Spitze, beschuldigten den Hochmeister der Gewaltthätigkeit und Ketzerei und erklärten ihn für abgesetzt.

Längst der unerträglichen Last müde, legte der Große sein schweres Amt ohne Murren nieder und wurde Komthur von Engelsberg; doch lebte er hier nicht lange in Ruhe. Sein Bruder, der Komthur von Danzig, war zu den Polen geflüchtet und hatte diese zu Gunsten des Abgesetzten aufgewiegelt. Das galt für Hochverrath, und Heinrich wurde als Gefangener nach Brandenburg (1414), dann nach Lochstädt gebracht, wo er kaum genug schwarzes Brod und dünnes Bier bekam, um seinen Hunger zu stillen. In diesem Zustande lebte er, bis ihn der Tod 1429 erlös'te, ein trauriger, aber sprechender Beweis dafür, wie tief der Orden gesunken war.

Michael Küchenmeister von Sternberg, von 1414 ab Hochmeister, vermochte es ebenfalls nicht, das Land zufrieden zu stellen. Jagiello und Witold suchten und fanden Gründe zum Friedensbruche, drangen verheerend bis Elbing vor, und nur durch Verwendung eines päpstlichen Legaten kam ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit zum Abschlusse. Der innere Zwiespalt

im Orden dauerte fort und wurde noch genährt durch religiöse Spaltungen, indem die Lehre Huß's bei einem großen Theile der Bewohner Eingang fand, man sich gegen geistliche Anmaßungen, überhaupt gegen jegliche Menschensatzung auflehnte und bloß das Wort Gottes als einzige Richtschnur wollte gelten lassen. Bei dieser Noth mußte der Meister zu eben demselben Mittel greifen, welches seinen Vorgänger so verhaßt gemacht hatte. Er mußte das Land gewinnen und setzte deßhalb auf einem Landtage zu Marienburg (1416) fest, daß ein Landrath eingeführt werden sollte, bestehend aus den tüchtigsten Ordensgliedern, zehn Rathsherren der fünf großen Städte Danzig, Elbing, Kulm, Thorn und Königsberg und aus zehn Adligen, ohne deren Einwilligung der Hochmeister nichts unternehmen dürfe. Dennoch wurde durch diese Einrichtung der böse Geist nicht gebannt, vielmehr traten die unheilbaren Schäden um so mehr an das Tageslicht. Wie ein Versinkender nach jedem Strohhalm hascht, so versuchte man noch ein letztes Mittel, das aber gerade seinem Zwecke entgegengesetzt wirkte: man suchte die Denk- und Schreibefreiheit zu unterdrücken, verfolgte die Hussiten, verbrannte ihre Bücher, nahm alle Chroniken weg, damit die Leute nichts Nachtheiliges über den Orden erfahren sollten, und opferte sie den Flammen. Das Verbotene lockte um so mehr; man verbarg die Schätze, las um so eifriger und sog auch aus dem Unschuldigsten gefährliches Gift. —

Polen und Litthauen droheten mit Kriege; im Schatze war kein Geld; aller Kredit war geschwunden; fürchterliche Seuchen wütheten im Lande; die Abgaben lasteten schwerer, als jemals, auf dem Volke. Der Hochmeister wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen und legte endlich sein Amt freiwillig nieder (1422).

Der friedliebende, aber für die Lage der Dinge viel zu schwache Paul von Rußdorf wurde sein Nachfolger. Aufs neue brach Jagiello mit 100,000 Polen, Tartaren und Walachen ins Kulmerland und verheerte es bis in die Nähe von Marienburg. Der Orden vermochte kaum 30,000 unzuverlässige Streiter entgegenzustellen, Städte und Land zeigten sich zum Abfalle geneigt, und der Hochmeister mußte den schimpflichen Frieden am See Melno eingehen (1422), wodurch das Gebiet am linken Weichselufer an Polen, Samogitien an Litthauen für ewige Zeiten abgetreten wurde. Der Mangel an dem Nothwendigsten war so groß, daß der Hochmeister den Herzog von Baiern, der ihm mit Hülfe zuzog, ersuchen ließ, umzukehren, weil er ihn auf der Marienburg nicht bewirthen könnte. Die unbezahlten Söldner haus'ten indessen in dem Lande wie Feinde, und eine fürchterliche Pest, welche allein 138 Ritter, 3 Bischöfe, 560 Domherren und über 80,000 Menschen in Preußen hinraffte, vollendete das ungeheure Mißgeschick.

Witold war gestorben (1430) und der halbverrückt

Swidrigal suchte sich Litthauens zu bemächtigen, wodurch er mit dem alten und blinden Jagiello in Streit gerieth. Diese günstigen Umstände suchte der Hochmeister zu benutzen, um das im Frieden am See Melno Verlorne wieder zu erringen. Ohne den Beistand des Landes war aber nichts anzufangen; deßhalb wollte Paul von Rußdorf Land und Orden versöhnen, indem er den großen Landrath einsetzte (1430), der, außer dem Hochmeister und sechs seiner Gebietiger, aus sechs Prälaten, sechs Landedelleuten und sechs Bürgern bestehen sollte. Die Wahl der Mitglieder behielt sich der Hochmeister selbst vor. Die Gewalt des Landrathes war nicht gering: ohne seine Beistimmung sollte keine Landesangelegenheit beschlossen, besonders keine Steuer aufgelegt werden. Eine Jahresversammlung in Marienburg wurde festgesetzt. Hauptaugenmerk blieb, daß alle Freiheiten und Rechte aufrecht erhalten und Niemand ohne Gericht an Leib und Gut bestraft würde.

So zweckmäßig die Sache erschien, so fand sie doch im Volke keinen Anklang, ja die Städte wollten an dem Landrathe gar keinen Theil nehmen, der kein Zutrauen gewann, weil die Wahl der Mitglieder vom Hochmeister abhing.

Das Land wollte keinen Krieg, der Orden aber schloß einen Bund mit Swidrigal von Litthauen gegen Polen (1431). Swidrigal war bald überwunden, und nun blieb der Orden allein im Kriege. Der Hochmeister

verlangte vom Landrathe eine außerordentliche Kriegssteuer, dieser aber wollte, da das Land gegen den Krieg sei, davon anfangs nichts wissen, verstand sich aber endlich, 4—5000 Mann zu unterhalten, was nicht viel helfen konnte. Im Innern nahm die Gährung zu, während Herzog Bogislaus IX. von Pommern-Wolgast im Vereine mit den Hussiten und Polen in Preußen einfiel, Städte, Dörfer und Klöster niederbrannte und die abscheulichsten Grausamkeiten verübte. Selbst Danzig kam in Gefahr; doch schlugen die Bürger alle Stürme heldenmüthig ab. Jagiello aber wünschte selbst den Frieden, und so kam zuerst ein Waffenstillstand (1434), später der ewige Friede von Brzesci oder Bzrescz zu Stande (1436), in welchem der Orden die Abtretung des linken Weichselgebiets an Polen und Samogitiens an Litthauen bestätigte. Der Krieg hatte viel Geld und Menschen gekostet, nichts war durch denselben gewonnen, die Unzufriedenheit des Landes war gewachsen, und die Schwäche der Ordensregierung lag am lichten Tage.

Der Zwiespalt trat öffentlich hervor. Der Deutschmeister Eberhard von Sansheim behauptete, alle Schuld der Unfälle liege am Hochmeister, und verweigerte die Anerkennung des Friedens von Bzrescz. Abgesetzt verband er sich mit dem, gegen den Willen des Hochmeisters eingesetzten Landmeister in Liefland, und Beide erklärten den hochmeisterlichen Stuhl für erledigt. Verwirrung an allen Enden. Die drei Ordenskonvente zu

Brandenburg, Königsberg und Balga verklagten den Ordensmarschall beim Meister, warteten aber nicht auf die versprochene Untersuchung, sondern setzten auf eigne Hand den Angeklagten ab. Der Großkomthur besetzte, ohne den Hochmeister zu fragen, die Komthurämter, und so hatte überhaupt die Gesetzlosigkeit oder vielmehr die Nichtachtung der Gesetze den höchsten Grad erreicht.

Die Städte, jetzt mächtiger als der Orden, verlangten freie Ausfuhr des Getraides und Aufhebung mehrerer Zölle, der Hochmeister hingegen wollte dieselben erhöhen. Um zu beruhigen, wurde ein Kapitel nach Marienburg berufen (1440). Der Meister selbst und wenige Besonnene stimmten für Nachgiebigkeit, die Mehrzahl aber war für Gewaltschritte. Vom Schreien und Schelten kam es zum Schwert, und der Hochmeister, in seinem Herrschersitze des Lebens nicht mehr sicher, flüchtete heimlich nach Danzig, wo er die Bürger zu sich auf die Burg beschied. Diese gedachten an das Schicksal Konrad Letzkau's und erschienen nicht. In der Kirche des heiligen Geistes, umgeben von bewaffneten Städtern, trug er sein Anliegen vor, und die Danziger, gerührt durch die Bitten des alten unglücklichen Mannes, vergaßen allen Groll und sagten Hülfe zu, worauf er einen Landtag in Elbing versprach, wo alle Beschwerden erledigt werden sollten.

Der Landtag wurde gehalten (1440), und auf demselben erschienen die Stände in großer Anzahl; besonders

machte sich der Eidechsenbund wieder kenntlich. Adel und Städte waren ein Herz und eine Seele, aber insgesammt gegen den Orden. Da führte man laute Klage über Bedrückungen, über Willkür, Bestechlichkeit, Schwelgerei, Wucher und Wollust der Ritter, über neue Zölle und das Handeltreiben der Ordensbrüder, und am Ende trat das Haupt des Eidechsenbundes, Hans von Ziegenberg (Czegenberg) vor den Hochmeister und erklärte: «Land und Städte haben einen Bund geschlossen, auf daß Jeder seines Lebens und Gutes sicher sei und bei Rechte bleiben möge.» Der Hochmeister erklärte: «Ich will thun, was in meiner Macht steht,» worauf die Abgeordneten erwiderten: «Die Macht sollt Ihr haben, und so sie Euch gebräche, da wollen wir die Macht Euch geben.»

Auf einer Tagfahrt zu Marienwerder besiegelten Land und Städte ihren Bund, der nun der preußische hieß (1440, 13. März). Ihrem Landesherrn wollten sie gehorchen, doch müsse man ihre Freiheiten und Rechte achten; fänden sie aber bei Beeinträchtigungen weder beim Hochmeister noch beim Landgerichte Gehör, so würden sie, fest vereint, sich selbst zu helfen wissen.

Der Bund war bald mächtiger, als der Orden selbst; der Hochmeister und viele Gebietiger und Komthure bestätigten ihn, während andre ihn für Aufruhr erklärten, wodurch neue Zwietracht entstand; der Bund setzte es aber durch, daß ein großes Landgericht berufen wurde.

Das geschah und eine Menge Beschwerden kamen zur Sprache. Der erste Kläger, welcher aufstand, war Ritter Hans von Baisen, dem der Bischof von Ermeland einen See entzogen hatte. Baisen stammte aus einer altpreußischen Adelsfamilie und hatte früher dem Orden wesentliche Dienste geleistet, einen großen Theil von Europa durchzogen, sich überall ritterlich bewiesen, und besonders im Kriege gegen die Mauren sich solchen Ruhm erworben, daß sein Namen schwer in der Wagschale wog. Bei seiner Rückkehr war er in den Rath des Hochmeisters getreten und hatte so die Verhältnisse des Ordens genau kennen gelernt, was ihn aber bewog, sich auf die feindliche Seite zu begeben. Der Hochmeister achtete ihn eben so, wie er ihn fürchtete; doch wollte er auch dem heiligen Manne nicht wehe thun und versprach, aus eignen Mitteln den Ritter zu entschädigen. Baisen verwarf das Anerbieten, und der See verblieb ihm. — Nun häuften sich aber die Klagen gegen den Orden dergestalt, daß Niemand wußte, wo man anfangen und endigen sollte. «Letzkau, Hecht und Groß» forderten noch im Tode Rache. Auf der andern Seite konnte man sich bloß mit Geschrei und Pochen vertheidigen, da die Thatsachen zu klar am Tage lagen, und so wurde der Tumult immer größer, bis sich die Ritter erhoben und drohend die Sitzung verließen. «Ihr sollt,» so riefen sie, «hinfort den Tag nicht erleben, wo ihr über eure Herren richtet.»

Also auch dieser Ausweg zur Versöhnung war gesperrt; der Meister legte muthlos seine Würde nieder und starb (1441). —

Noch einmal trat die Möglichkeit hervor, den Orden von dem drohenden Verderben zu retten, da der folgende Hochmeister, Konrad von Erlichshausen (1441—1449) alle Erfordernisse in sich vereinigte, das schwierige Werk durchzusetzen. Auf eine wunderbare Weise verband er Kraft mit Milde, Klugheit mit treuem Sinne, Strenge mit Nachsicht. Seine Aufgabe war, die Ansprüche des Ordens und des Bundes zu vermitteln, und wirklich gelang es ihm auch, sich beider Vertrauen zu erwerben. Wenn nun alle Klagen aufhörten, so hoffte er, werde der Bund sich von selbst auflösen; denn mit Gewalt, das sah er zu gut, war hier nichts auszurichten. Die Städte und der Adel waren auch mit seinem Regimente wohl zufrieden und fügten sich in seine Verordnungen, da sie einsahen, der Meister meine es wirklich ehrlich; aber den Bund aufzulösen gelang ihm dennoch nicht. Das Mißtrauen gegen die Ritter, die ihr übermüthiges Benehmen nicht ablegten, war zu tief gewurzelt, und der Bund vereinigte sich aufs neue fester denn zuvor. Dessen ungeachtet gestaltete sich die Lage des Landes um vieles besser; das Vertrauen nahm zu und mit ihm der Wohlstand. So lange der Hochmeister lebte, hielt sich das Ganze nothdürftig; doch sah er selbst, daß mit seinem Tode das Elend hereinbrechen müsse, da

die Brüder wirklich unverbesserlich blieben. Ungehorsam gegen die Vorgesetzten, Gewaltthätigkeit gegen die Untergebenen, Schlemmen, Ueppigkeit, Spiel und Liederlichkeit waren durchweg herrschend. Auf seinem Sterbelager, wohin ihn die übergroße Anstrengung frühzeitig gebracht, warnte er noch die Umstehenden: «Wählt nicht meinen Vetter Ludwig, sondern den wackern Wilhelm von Eppingen! Doch Ihr habt ja nie mir zu Willen gelebt und werdet doch thun, was Euch gelüstet. Gott kehre den Jammer dieses Landes, das unsre Vorfahren mit großer Mühe und Arbeit gewannen! Man sehe zu, daß es nicht durch Uebermuth, aus Gottes Verhängniß, wieder verloren werde!»

Was er befürchtet, geschah; kaum hatte er die Augen geschlossen, als auch Ludwig von Erlichshausen zu seinem Nachfolger gewählt wurde (1450), ein leidenschaftlicher, harter und dabei schwacher, von Andern abhängiger Mann, dem der Bund schon längst ein Dorn im Auge war. Durch Drohungen ließen sich auch wirklich einige Städte einschüchtern und sagten sich vom Bunde los; die übrigen standen aber um so treuer zu einander.

Schon bei der Huldigung, wo das Land wieder mit mancherlei Beschwerden auftrat, gab es harte Worte, und als man nicht auf die Klagen einging, äußerten die Stände: «Wir wollen thun, was nöthig ist, und sollte es uns die Hälse kosten.»

Der päpstliche Legat erklärte den Bund für aufgelöst (1451); das reizte nur noch mehr. «Der Legat, hieß es, ist Bischof von Silves in Portugal, da wo die Rosinen und Feigen gefallen; da sind noch Leute, die alle Woche drei Sonntage haben, Christen, Juden und Heiden, warum bekehrt er die nicht? Hier ist es nicht nöthig, hier sind gute Christenleut.» — Gesandte, die der Bund an den Kaiser geschickt hatte, ließ der Orden in Mähren überfallen und aufheben, aber eine zweite Gesandtschaft gelangte doch zum Kaiser Friedrich III. und erhielt für die Summe von 54,000 Goldgulden Bestätigung aller Privilegien, auch das Recht sich zu versammeln, zu besteuern und Machtboten auszusenden.

Sogleich erhoben die Stände Beiträge, knüpften mit Polen geheime Unterhandlungen an, setzten einen Rath von 10 bis 12 Mitgliedern ein und stellten den wackern Hans von Baisen an die Spitze. Der Orden rüstete sich und klagte vor dem Kaiser, wie der Bund nichts weiter, als sträfliche Empörung sei. Solche Beschuldigung war aber leicht abgewiesen: Hochmeister und Kaiser hatten ja die Verbindung bestätigt; überdieß waren auch die Beweise gegen den Orden zu schlagend, und es gab keine Schändlichkeit, kein Verbrechen, für welches man nicht einen Beleg anführte. «Nie ist es,» so schloß man die Vertheidigung, «nie ist es Recht gewesen, weder geistlich noch weltlich, weder bei Heiden noch bei Christen, welches Jemanden zwingen könnte, sich unrecht-

mäßiger Gewalt zu unterwerfen. Wenn Einer den Sohn im Angesicht des Vaters mordete, oder das Weib im Angesichte des Mannes verunehrte, so lehrt die Natur, sich an dem Gewaltthätigen mit der Faust zu rächen. Zur Nothwehr hat der Ochs seine Hörner zum Stoßen, das Kind in der Wiege seine Nägel zum Kratzen.»

Der Orden entgegnete, Alles, dessen man ihn beschuldigte, wären alte, schon längst verjährte Geschichten, verlangte Vernichtung des Bundes und 600,000 Fl. Kostenersatz und Strafe. Der Kaiser schämte sich nicht, sein früher gegebenes Wort zu widerrufen und den Bund für unrechtlich zu erklären, nachdem sein Ausspruch mit 80,000 Fl. erkauft war. Zuerst schlug er den Papst als Vermittler vor; doch der Orden ließ sich darauf nicht ein, da für Geld in Rom das klarste Recht in Unrecht verwandelt werde. «Nun wohlan,» versetzte der Kaiser, «was wird Euch mein Spruch nützen, wenn Niemand ihn halten will?» Die Ritter antworteten: «Wir wollen ihre Thürme, Städte und Mauern zerstören und sie durch Krieg zum Gehorsam bringen.» — «Meinetwegen,» war der letzte Entscheid, «da Ihr lieber wollt Krieg als Frieden, so geschehe Euer Begehr.»

Das war es, was die Ritter gewollt; des Sieges gewiß, sprachen sie schon von Hinrichtungen rc., thaten aber nichts, sich zu rüsten, während der Bund durch Unterhandlungen Zeit gewann und sich in den furchtbarsten Wehrstand versetzte. Plötzlich erschien vor dem

Kapitol in Marienburg ein Stadtknecht von Thorn und übergab dem Hochmeister den Absagebrief des Bundes (1454, 4. Febr.). «Wir haben von Euch,» hieß es in demselben, «keine Hülfe gegen Gewalt und Unrecht erhalten können; so sagen wir Euch die Huldigung auf und wollen damit unsre Ehre bewahrt haben und mit Gottes Hülfe uns Unrechts und Gewalt erwehren.»

Bleich vor Schrecken vernahmen der Hochmeister und die Gebietiger die Schreckenskunde, der bald die Unglücksnachricht folgte, das Schloß von Thorn sei schon in den Händen der Aufrührer. Wirklich begann auch der Krieg mit großen Erfolgen für den Bund. Die Flamme des Aufruhrs loderte so plötzlich empor, daß von einer übereinstimmenden Gegenwehr gar nicht die Rede sein konnte. Das ganze Land erhob sich wie ein Mann, und in wenigen Tagen waren durch Gewalt, Freiheit und Verrath sechsundfünfzig Ordensburgen entweder vom Grund aus zerstört, oder von den Bündnern besetzt. Noch war kein Monat vergangen, als schon die Danziger vor Marienburg erschienen, das mit Stuhm und Konitz allein noch dem Orden verblieb. Viele der früher so hochfahrenden Ritter flüchteten feigherzig nach Deutschland; der Meister versprach Bestätigung des Bundes und Abhülfe aller Beschwerden; — umsonst. Der Tag der Vergeltung war gekommen; man sehnte sich nach einem andern Herrscher und wendete sich deßhalb an Kasimir IV. von Polen. Dieser

war anfangs unentschlossen, denn er wollte den ewigen Frieden nicht brechen; als aber Hans von Baisen, der an ihn gesendet war, dringender wurde, als er endlich drohete, wenn der König nicht das Land annähme, so müsse man anderswo Rath suchen, wo man mit beiden Händen zugreifen werde: da erklärte er sich für den Schutzherrn des Bundes, bestätigte und vermehrte alle Freiheiten und Rechte desselben, vernichtete die Zölle, gab freien Handel nach Polen und Theilnahme an der polnischen Königswahl. Hans von Baisen wurde Statthalter, seine Brüder und die übrigen Bundeshäupter erhielten die höchsten Würden in den einzelnen Provinzen. Darauf kam Kasimir mit mächtigen Heeresschaaren in das Ordensland (1454), wo ihm Alles huldigte, selbst die Bischöfe und viele Ordensritter seine Oberhoheit anerkannten. Die Feste Stuhm ergab sich, Marienburg wurde härter belagert, und mit 40,000 Mann rückte der König vor Konitz.

Noch einmal leuchtete ein Hoffnungsstern. Mit der Belagerung von Marienburg ging es nicht nach Wunsche, da Ritter und Bürger sich muthvoll vertheidigten, Seuchen und Zwiespalt unter den Belagerern einrissen und der König sich endlich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben. Drei Tage darauf überfiel der Komthur Heinrich Reuß von Plauen das ihm sechsfach überlegene polnische Heer bei Konitz und eroberte selbst das Lager mit allen Schätzen, unter welchen sich auch

die polnische Königskrone befand. Hin und wieder wollte die polnische Herrschaft auch nicht behagen, und da der Hochmeister gute Versprechungen gab, so öffneten ihm mehrere Burgen und Städte ihre Thore, und selbst Königsberg unterwarf sich wieder dem Orden.

Alle diese Erfolge waren aber nicht nachhaltig und konnten es nicht sein, da dem Orden — Geld fehlte, woran die Städte weniger Mangel litten. Der Krieg wurde in jenen Zeiten mit Söldnern geführt, die Jedem dienten, der sie gut bezahlte, die aber eben so bereitwillig zum Feinde übergingen, wenn dieser mehr bot. Einzelne Hauptleute hielten solche Söldnerhaufen, und bei vorkommenden Fällen vermietheten sie dieselben, die sodann schon im Freundeslande arg genug haus'ten, noch schändlicher im feindlichen Gebiete jeden Frevel sich erlaubten. Wurde der Sold nicht regelmäßig abgeführt, so machte sich diese entmenschte Soldateska auf ihre Weise bezahlt. Der Hochmeister wußte nicht mehr Rath zu schaffen. Schon war die Neumark an den Kurfürsten von Brandenburg für 40,000 rheinische Gulden verpfändet (1454), und wurde sogar im folgenden Jahre demselben für 100,000 Gulden auf Lebenszeit überlassen. Das war noch lange nicht hinreichend, die Forderung zu befriedigen; die Heiligthümer des Ordens wurden verpfändet, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, nahmen die Hauptleute der Söldner die Marienburg

selbst in Beschlag und duldeten nur, daß der Meister dort blieb (1455).

So tief war der Orden erniedrigt; er sollte aber noch tiefer sinken. Die Söldner waren jetzt Herren, die Ritter spielten die Rolle der Untergebenen, und als nun, nach abgelaufener Frist, noch kein Geld geschafft war, die Zudringlichen zu befriedigen, so geschah das Unerhörte: die Hauptleute unterhandelten mit dem Könige von Polen und verkauften an diesen nicht bloß die Marienburg, sondern alle die verpfändeten und besetzten Städte und Schlösser für die Summe von 436,000 Gulden. Da half kein Klagen, kein Bitten; mit Schlägen wurden die Ordensritter vertrieben, die noch vorhandenen Kostbarkeiten geraubt, und — besonders von den hussitischen Böhmen — mit den Kirchengewändern und Altartüchern frevelhafter Muthwille getrieben. Man plünderte den Wagen des flüchtenden Hochmeisters, und dieser gelangte, von zwei polnischen Knechten begleitet, zuerst nach Konitz, und von hier nach Königsberg.

Noch war aber der Orden nicht überwältigt; der Krieg dauerte fort, das Land verheerend, doch nichts entscheidend. Tapfere Heldenthaten geschahen von beiden Seiten, jedes, auch das schändlichste Mittel, wurde nicht verschmäht, wenn es galt, dem Feinde zu schaden. Wenn man sich mit Abscheu und Ekel abwendet, um nicht zu sehen, wie tief Menschen sinken, so muß es

um so mehr erheben, wenn uns die Geschichte, in dem allgemeinen Verderben, an einzelnen Erscheinungen wieder ahnen läßt, daß der göttliche Funke doch nie ganz erlischt. Der Bürgermeister von Marienburg, Bartholomäus Blume, und die wackern Bürger dieser Stadt blieben, trotz aller Unfälle, dem Orden treu, ja es gelang ihnen, die Stadt der polnischen Besatzung zu entreißen und sie drei Jahre lang, unter allen Entbehrungen und mit unerschütterlicher Ausdauer, für den Orden zu vertheidigen. Schwach und unklug angelegt waren die Versuche zum Entsatz, und als nun das Letzte aufgezehrt war, als die Menschen wie Schatten umherwankten und der Tod durch Hungersgewalt schon manche Beute hinweggerafft hatte, als gar keine Aussicht auf Beistand sich zeigte: da erst wich man der Uebermacht, die, anstatt solchen Heldensinn zu ehren, den herrlichen Blume das Blutgerüst besteigen ließ.

Auch die Partei des Bundes war nicht beneidenswerth. Wollte der Polenkönig etwas Entscheidendes unternehmen, so versagten ihm die Söldner den Dienst und forderten zuvor ihren rückständigen Sold. Noch einmal kam es zu einer offenen Feldschlacht, nämlich bei Czarnowitz (1462), in welcher die Ordenskrieger geschlagen wurden; von jetzt an bestand der Krieg bloß in Einzelkämpfen, Einfällen, Verwüstungen. Kein Theil wollte nachgeben, und man mordete fort, obgleich zu dem grenzenlosen Landesunglück noch die Pest kam,

die in einem Jahre (1464) zu Danzig allein 20,000 Opfer forderte. Noch stand die Hauptsache wie beim Anfange: der östliche Theil Preußens war mehr für den Orden, der westliche mehr für den Bund und für Polen.

Da nun gar kein Erfolg sich zeigte, die Kräfte bis zum äußersten erschöpft waren (freilich am meisten auf der Seite des Ordens), das Volk nach Frieden seufzte, so gelang es endlich dem Bischofe von Lavant, als päpstlichem Legaten, mit seinen Ermahnungen durchzudringen, und der Friede wurde zu Thorn geschlossen (1466, 19. Oct.). Drückend für den Orden waren allerdings die Bedingungen, doch, bei der Sachlage, mußte man sie immer noch billig nennen. Der Orden behielt doch seine Existenz, freilich nicht als souverainer Staat, sondern unter polnischer Lehn. Ganz Westpreußen, nämlich: Kulm, Michelau, Pommerellen mit den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, den Bisthümern Kulm und Ermeland fielen an Polen; das samländische und pomesanische Gebiet verblieb dem Orden, und wegen des übrigen Theils von Preußen mußte der Hochmeister die Lehnshoheit von Polen anerkennen und den Vasalleneid leisten. Statt Marienburgs war von jetzt ab Königsberg Hauptsitz des Hochmeisters, der ohne Erlaubniß seines Lehnsherrn weder Krieg führen, noch Bündnisse oder Frieden schließen durfte, an Polen aber, im Fall eines Krieges, eine Hülfsmacht stellen mußte. Nicht

einmal das Recht zu neuen Auflagen behielt er. Die Hälfte der Ordensbrüder sollte aus Polen bestehen.

Wohin war es mit dem Orden, wohin mit Preußen gekommen? Ueberall Armuth und Elend, selbst in den Häusern der Mächtigsten, die schon große Sorge um ihre nothdürftigste Nahrung trugen. Als der Hochmeister zur Huldigung nach Thorn reis'te, lieh er erst Geld, um sich nur einigermaßen anständig zu kleiden. Kasimir war bei dem Anblicke des unglücklichen Mannes bis zu Thränen gerührt und beschenkte ihn nicht bloß mit Rossen, Pelzen, Silbergeräth, sondern auch mit 15,000 Fl., damit er die Söldner bezahlen konnte.

Westpreußen sollte eigentlich nicht dem polnischen Reiche einverleibt werden, sondern eine Art von Freistaat bilden, versteht sich, unter einem polnischen Statthalter und mit Polen verbündet. Bald aber dünkte es dem Könige besser, die Statthalterwürde aufzuheben und das Land unter die Woiwoden von Kulm, Marienburg und Pommerellen zu bringen. Noch schonte man die alten, verbrieften Rechte; ohne Bewilligung der Stände durften keine Abgaben erhoben, kein neues Gesetz gegeben werden; doch bald war man dieser Schonung müde, und die fremde Herrschaft wurde drückender, als es die des Ordens jemals gewesen war.

Das ganze Land war eine Wüste. Von 21,000 Dörfern standen noch 3000 dünn bevölkert von halb verhungertem Gesindel. Viele Städte, Schlösser, Klöster,

Kirchen und Edelhöfe lagen in Ruinen; 90,000 angesessene Bürger und Bauern waren erschlagen und eine viel größere Anzahl war Hungers gestorben oder ausgewandert. Das 70,000 Mann starke Ordensheer zählte kaum 1700 Köpfe.

Auch Polen hatte in dem dreizehnjährigen Kampfe hart gelitten. Tausend und aber Tausend seiner Söhne lagen hingemordet auf den Schlachtfeldern; Masovien und ein Theil von Großpolen glich einer Einöde; der Schatz leer, alle Hülfsquellen erschöpft, Schulden in Menge. Und was war für alle diese Opfer erkauft? Für Preußen eine drückende Fremdherrschaft, der Ruin seines Wohlstandes, und für Polen — nebst Jammer und Elend — die Lehnsherrlichkeit über ein Volk, das nur mit Widerwillen das Joch ertrug und das stets darauf sann, wie es desselben wieder ledig werden könnte.

Doch wir verlassen das unglückliche Preußen und wenden uns wieder nach Brandenburg, dem eben eine neue Morgenröthe aufgegangen ist, die Verkündigerin eines heitern Tages. Von Brandenburg aus sollte auch den Preußen die Hülfe kommen.

Siebentes Kapitel.

Das Hohenzollersche Haus in Brandenburg bis auf den Anfang der Reformation. 1415—1517.

Friedrich I. (geb. 1372). 1415—1440.

Wir haben schon oben (Abschn. 2, Kap. 3.) den Mann kennen gelernt, dessen Aufgabe es war, wieder gut zu machen, was das luxemburgische Haus in Brandenburg böse gemacht hatte. Wenn Brandenburg nach Außen geachtet dastehen sollte, so mußte es erst im Innern jene Festigkeit erlangen, ohne welche kein Land im Stande ist, auf den Gang der Weltbegebenheiten einigen Einfluß auszuüben. Die Aufgabe war schwer, die Umstände mißlich, eines Menschen Leben reichte nicht aus, um Alles und Jedes zu beseitigen, was noch hindernd in den Weg trat; indessen muß man es dem neuen Kurfürsten einräumen, daß er nach Kräften gewirkt. Die Unordnung verwandelte sich in Ordnung; die Unsicherheit der Straßen, des Besitzes, ja des Lebens wich, da der übermüthige Adel in seine Schranken zurückgewiesen wurde; die Städte, die eigentliche Grundlage aller Bildung, alles Wohlseins erhoben sich wieder, von dem weisen Fürsten begünstigt, zu ihrer frühern Herrlichkeit; eine sorgfältige Achtung auf die

Staatswirthschaft brachte das zerrüttete Finanzwesen in Ordnung, und wenn nicht noch mehr geschah, so lag der Grund keinesweges an dem Herrscher, sondern allein an den damaligen Zeitumständen. Gezwungen, die Waffen fast nie aus den Händen zu legen, konnte er leider den innern Zuständen nur wenig Aufmerksamkeit schenken.

Sein erster Kampf war gegen Mecklenburg, welches die brandenburgische Lehnsherrschaft nicht mehr anerkennen wollte, obgleich dieselbe in den frühern Zeiten, namentlich unter den anhaltinischen Markgrafen, unbestritten stattgefunden hatte.

Der alte mecklenburgische Stamm hatte sich in zwei Hauptlinien getheilt. Die erstere, die Mecklenburg-Schwerin- und Stargardische, war 1348 vom Kaiser Karl IV. mit der herzoglichen Würde beehrt worden, das Werlische Haus, wozu die Fürsten von Wenden und Herrn von Werle gehörten, war Fürstenthum geblieben. Gleich mit dem Untergange des askanischen Stammes in Brandenburg gab es für Mecklenburg nichts Eiligeres zu thun, als die Zerwürfnisse der Mark zu benutzen und sich der Lehnsherrschaft zu entziehen. Hierbei fand es an dem Kaiser, der selbst nach dem Besitze Brandenburgs strebte, kräftigen Beistand; dieser erhob Mecklenburg zur Reichslehn und belehnte es sogar noch mit der Priegnitz, obgleich es scheint, daß dieses Land nie von Brandenburg getrennt worden ist.

Karl hatte endlich seinen Zweck erreicht, er war

Herr der Marken. Nun änderte er auf einmal seine frühere Ansicht, indem er, als Kurfürst von Brandenburg, das alte Lehnsrecht wieder ausübte, was auch die mecklenburgischen Fürsten sich so lange gefallen ließen, als sie durch des Kaisers Macht in Schranken gehalten wurden; bei seinem Tode jedoch erkannten sie die brandenburgische Lehn nicht ferner an, konnten auch, bei der gräulichen Wirthschaft unter den luxemburgischen Fürsten, nicht zur Anerkennung gezwungen werden.

Indessen waren die mecklenburgischen Häuser mit einander in Krieg verwickelt, wobei jedenfalls die Fürsten von Wenden und Herren von Werle unterliegen mußten. Ein mächtiger Schutzherr war ihnen nöthig, und freiwillig begaben sie sich deßhalb wieder in die alte Vasallenabhängigkeit von Brandenburg (1415), wodurch die Herzöge von Schwerin und Stargard bewogen wurden, Frieden zu schließen. Auf diesen Frieden folgte (1418) ein Vertrag, nach welchem sich die Vettern wechselseitige Erbfolge zugestanden, im Falle der Mannsstamm in einer der beiden Linien aussterben sollte. Der Lehnsherr, ohne dessen Bewilligung ein solcher Vertrag gar nicht geschlossen werden durfte, wurde gar nicht gefragt, konnte auch von seinem Rechte keinen Gebrauch machen, da er genug zu thun hatte, nur einigermaßen in die damaligen Wirrsale Ordnung zu bringen; überdieß war er auch vom Lande abwesend. An den Grenzen gab es fortwährend Reibungen. Der mecklenburgische Adel fiel in Branden-

burg ein, und der brandenburgische vergalt diese Einfälle mit Wucher. Bald nahmen auch die Fürsten an solchen Fehden Theil, und der Herzog von Mecklenburg-Stargard drang mit einem tüchtigen Heerhaufen verwüstend bis in die Mittelmark, wo er der Stadt Strausberg hart zusetzte. Die Bürger aber wehrten sich nicht nur tapfer, sondern waren sogar so glücklich, die Feinde zu vertreiben und den Herzog Johann gefangen zu nehmen (1419). Zehn Jahre mußte er im Gefängnisse schmachten, und es half nichts, daß seine Vettern die Fehde muthig fortsetzten. Friedrich überschritt die feindliche Grenze und verfuhr hierbei eben nicht säuberlich, so daß Johann, der sonst keine Aussicht auf Erlösung vor sich sah, nothgedrungen die Lehnsherrschaft Brandenburgs wieder anerkannte.

Als nun (1436) die Linie Werle ausstarb, so begann das alte Spiel von neuem; die mecklenburgischen Herzöge nahmen das Land in Besitz, ohne das brandenburgische Anrecht zu beachten. Die Sache zog sich hin bis zu der Regierung Friedrichs II.

Auch die ewigen Streitigkeiten mit Pommern erneuerten sich wieder. Dieses Land hatte den unseligen Zustand der Mark benutzt und den größten Theil der Ukermark an sich gerissen. Je ärger es in Brandenburg zuging, desto größer der Vortheil für die Nachbarstaaten, welche nicht ermangelten, den Quitzow's und Konsorten hülfreiche Hand zu leihen. Der Krieg bestand

auch hier in wechselseitigen Ueberfällen und Verheerungen, bis Friedrich ernstere Maßregeln ergriff, die Feinde bei Angermünde aufs Haupt schlug und diese Stadt, Prenzlau nebst mehreren andern Städten eroberte. Für den Augenblick wurden die Pommern eingeschüchtert, und der Kaiser vermittelte zwischen ihnen, Mecklenburg und Brandenburg einen Frieden, der zu Perleberg geschlossen wurde, nach welchem Friedrich, gegen Bezahlung von 5000 Schock böhmischer Groschen, die Ukermark zurückbekam.

Der Frieden wurde nicht lange gehalten; schon 1425 fielen die Mecklenburger in die Priegnitz, wurden aber von dem Kurprinzen Johann bei Pritzwalk dermaßen geschlagen, daß sie in einem neuen Frieden zu Perleberg allen Ansprüchen auf die Priegnitz gänzlich entsagten. Für die Pommern, die auch wieder in den Waffen standen, war dieses Ereigniß ein Donnerschlag; sie verzichteten auf die Ukermark; doch zogen sich die Fehden um einzelne Ortschaften dieses Landes hin bis nach dem Tode Friedrichs I.

Obgleich unser Kurfürst dem Kaiser große Verbindlichkeiten schuldig war, so vermochte er doch nicht, denselben in dessen vielen Fehden hinlänglich zu unterstützen. Er war zu klug, als daß er nicht den mißlichen Erfolg derselben vorausgesehen hätte, und vorläufig lag es ihm am nächsten, im eignen Lande Ordnung zu schaffen. So kam es, daß die Gemüther sich entfremdeten und

Sigismund kein Bedenken trug, dem ehemaligen Freunde mehr Kränkung zu bereiten. Solches geschah namentlich bei Erledigung der sächsischen Kurwürde (1422). Albrecht III. war der letzte Kurfürst aus dem anhaltinischen Hause in Sachsen, und Friedrich nahm, sogleich nach dessen Tode, Besitz von dem Lande und dessen Hauptstadt Wittenberg. Er glaubte dazu begründete Rechte zu haben, da diese erledigten Länder früher zur Mark Brandenburg gehört hatten und sein Sohn Johann mit der einzigen Tochter Albrechts, der sächsischen Prinzessin Barbara, vermählt war. Die sächsischen Landstände begrüßten nun zwar den neuen Herrn mit Freuden, aber der Kaiser erklärte Sachsen für ein heimgefallenes Reichslehn, kehrte sich keinesweges an die erhobenen Ansprüche, gedachte auch weniger der frühern Freundschaft, als der spätern Entfremdung, und so übergab er Sachsen dem reichen und mächtigen Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren. Auch dieser hatte Geld vorgeschossen, außerdem im Hussitenkriege bedeutende Dienste geleistet (1423). Da half kein Widerstreben, und Friedrich, der dieß wohl einsah, entsagte dem Besitze, wofür er von dem neuen Kurfürsten 10,000 Schock Prager Groschen erhielt. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser verlor sich aber, nach solchen Erfahrungen, immer mehr.

Doch das Alles waren nur kleine Vorspiele zu dem großen Drama, welches jetzt auf der Weltbühne aufge-

führt wurde, und dessen verderblicher Einfluß auch die Mark hart genug berührte. Wir meinen den Hussitenkrieg, der eine ausführlichere Behandlung vor allem Andern verdient.

Böhmen war der große Herd, wo die verderbliche Flamme aufschlug, die sodann eine Welt entzündete. Die von Karl IV. gestiftete Universität zu Prag blühete auf das herrlichste empor, so daß an 7000 Jünglinge, meist Deutsche, hier studirten. Nun geschah es aber, daß die deutschen Studenten mit den böhmischen in Unfrieden kamen. Die Universität theilte sich in vier Nationen: Böhmen, Baiern, Sachsen und Polen, deren jede eine Stimme hatte. Natürlich bekamen dadurch die Deutschen das Uebergewicht, was die Böhmen einige Zeit mit Ingrimm ertrugen, bis religiöse Spaltungen den Ausbruch der Feindseligkeiten beschleunigten.

Mancherlei Umstände trugen dazu bei, daß in Böhmen freisinnige Religionsansichten sich leichter Geltung verschafften. Gegen die päpstliche Gewalt, gegen das Mönchsthum, den Sündenablaß u. dergl. erhoben sich immer mehr gewichtige Stimmen, und als nun die Lehre des engländischen Reformators Wiklef, der auf Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit drang und alle Menschensatzung kühnlich verwarf, auch in Böhmen sich verbreitete, so fand sie hier einen schon gut zubereiteten Boden, wenigstens bei den Böhmen, während die Deutschen, meist aus Nationalhaß, um so

hartnäckiger das Papstthum aufrecht zu erhalten suchten.

Da trat Johann aus Hussinecz, gewöhnlich Huß genannt, mit seiner Lehre hervor, und seine Stimme hatte einen zu guten Klang, als daß sie ungehört verhallen konnte. Huß war ein Mann nach dem Herzen Gottes, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, dabei im Umgange liebenswürdig, im Amte (er war Rektor der Universität) treu, hoch gebildet und von hinreißender Beredtsamkeit. That und Lehre stand bei ihm in dem herrlichsten Einklange; streng gegen sich selbst, zeigte er sich mild im Urtheile über Andre, doch wo es darauf ankam, das Heiligste zu verfechten, da kannte er keine Schonung, da war ein Schwert in seinem Munde. Wiklefs Schriften, die er einer strengen Prüfung unterwarf, deren Inhalt er aber durchaus billigen mußte, bestärkten ihn noch mehr in der Ansicht, wie der eigentliche Antichrist bloß in Rom zu suchen sei, und er trug kein Bedenken, den wackern Engländer, trotz aller Pfaffen und Römlinge, selbst in Predigten, einen frommen und heiligen Mann zu nennen und seine Schriften bei allen Ständen zu empfehlen.

Sbinko, Erzbischof von Prag, und mit ihm die Deutschen der Universität, stellten nun 45 Sätze aus Wiklefs Schriften auf, die sie als ketzerisch verdammten. Nicht nur die Lesung jener Schriften wurde verboten, sondern sie sollten sogar verbrannt werden. Dem widersetzten sich die Böhmen, Huß an ihrer Spitze, mit

aller Macht als einem Eingriffe in die Rechte der Universität. Die Gährung wuchs, da die Böhmen als Recht forderten, daß ihnen bei Abstimmungen drei Stimmen, den übrigen drei Nationen aber nur eine Stimme zukommen sollte, was auch König Wenzel bestätigte (1409). Die meisten ausländischen Studenten wanderten nun aus und fanden in Leipzig eine so freundliche Aufnahme, daß Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen sich bewogen fand, an gedachtem Orte eine neue Universität zu gründen. Prag zählte nur noch 2000 Studenten.

Der Auszug wurde aber das Signal zu noch größern Unruhen. Huß predigte gewaltig, und sein Anhang mehrte sich von Tage zu Tage, weßhalb ihn Sbinko gar in den Bann that, was weiter keine Folgen nach sich zog, als daß der Gebannte um so lauter die Gebrechen der katholischen Kirche aufdeckte. Wenzel sah das Alles mit innerm Wohlbehagen, und als ihn der Erzbischof aufforderte, ein Machtwort in der Sache zu sprechen und den frechen Reformator in die gebührenden Schranken zu verweisen, erwiederte er lachend: «Ja, so lange der Huß gegen die Laien predigte, habt ihr euch gefreut; nun aber die Reihe an euch kommt, mögt ihr auch zufrieden sein.» Huß bewies zwar, wie er eigentlich gar nicht gegen die eigentliche katholische Kirche eifre, fuhr aber fort, die Mißbräuche derselben zu entschleiern.

Nun geschah es, daß der Papst Alexander XXIII., eines der unwürdigsten Glieder der christlichen Kirche, in Prag das Kreuz gegen König Ladislaus von Neapel predigen ließ und Allen, die Geld beitragen würden, vollkommenen Ablaß verkündigte. Dagegen setzten sich nicht bloß Huß, sondern viele akademische Lehrer, da es Unrecht sei, dem Papste Geld zur Vergießung von Christenblut zu geben. Der Ritter Hieronymus von Prag, Hussens treuer Anhänger, verbreitete Gassenlieder gegen den Legaten und das Ablaßwesen, ja er verbrannte sogar die päpstliche Ablaßbulle unter dem Pranger in der Neustadt Prag. Der Unfug nahm so überhand, daß drei Studenten als Volksaufwiegler hingerichtet wurden, wodurch man abermals Oel ins Feuer goß. Gewalt sollte helfen: Wiklefs Schriften wurden aufgesucht und verbrannt, Huß, der sich nicht in Rom gestellt, kam in den Bann, und über Prag wurde das Interdikt verhängt.

Durch diese Maßregel wurde selbst Wenzel eingeschüchtert und Huß sah sich genöthigt, Prag zu verlassen. Er begab sich auf das Land und predigte hier, oft unter freiem Himmel, vor vielen Tausenden, die zum Theil selbst aus Prag dem geliebten Lehrer nachgezogen waren.

Um eben diese Zeit wurde die große Kirchenversammlung in Kostnitz gehalten, deren Zweck kein anderer sein sollte, als die päpstliche Macht zu beschränken und

die groben Mißbräuche der Kirche abzustellen. Huß hatte sich auf ein allgemeines Concilium berufen, wo er um so sicherer seine Grundsätze zu vertheidigen hoffte, da ein großer Theil der Versammlung mit ihm ganz übereinstimmte. Sigismund verhieß ihm überdieß sicheres Geleit, und der Papst gab ihm die Versicherung, es solle ihm nichts Böses widerfahren, wenn er auch seinen (des Papstes) eignen Bruder ermordet hätte. So erschien der Edle unverzagt (1414), wurde aber kurz nach seiner Ankunft, auf das Geschrei mehrerer Prager Theologen, die den Gefeierten nur zu hassen, nicht zu bewundern vermochten, seiner Freiheit beraubt. Schwach blieben die Versuche des Kaisers, den Mann zu retten, dem er sein kaiserliches Wort gegeben. «Einem Ketzer brauche man nicht Glauben zu halten,» hieß es, und Sigismund war erbärmlich genug, seinen Schützling fallen zu lassen. Ein finsterer, feuchter Kerker wurde nun der Aufenthalt des Angeklagten, den man auch zum Schein mehrmals verhörte, ihm zwar nichts beweisen konnte, aber ihn um so stürmischer zum unbedingten Widerrufe aufforderte. Dazu konnte der Rechtliche sich nimmer verstehen, und das Verdammungsurtheil wurde über ihn ausgesprochen (1415, 6. Juli). Man mißhandelte ihn, entkleidete ihn des priesterlichen Gewandes, setzte ihm eine mit drei Teufeln bemalte Papiermütze auf, mit der Umschrift: «Dieser ist ein Erzketzer.» Mit unerschütterlichem Muthe ertrug der Märtyrer alle Drangsale: «Mein

Herr Jesus Christus,» sprach er, «hat für mich armen sündigen Menschen eine viel schwerere Dornenkrone getragen.»

Nun übergab man ihn den weltlichen Händen und führte ihn auf den Richtplatz vor die Stadt. Schon stand er auf dem Scheiterhaufen, als plötzlich einige der Eiferer gewahr wurden, wie sein Gesicht gegen Morgen gerichtet sei. So durfte ein Ketzer nicht sterben; die Henker banden ihn vom Pfahle los und kehrten ihn nach der Abendseite um. Der Scheiterhaufen loderte empor, und noch vernahm man die Worte: «Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!» Nun war Alles still; der Edle hatte seine Seele ausgehaucht, sein sterblicher Leib war in Asche zerfallen; aber selbst an dieser ließ man noch die unversöhnliche Wuth aus: man warf die Asche in die Fluthen des Rheins, damit auch nicht ein Stäublein eines so gottlosen Frevlers übrig bliebe.

Bekannt ist die Sage, daß er bei Erblickung des Scheiterhaufens in die prophetischen Worte ausgebrochen sei:

«Heut bratet ihr eine Gans; aber nach hundert Jahren wird kommen ein weißer Schwan,
Den wird man müssen ungebraten lan (lassen).»

Huß — was auf böhmisch «Gans» bedeutet — scherzte oft über seinen Namen und meinte, er sei bloß eine Gans, nach ihm würde wohl ein Schwan (ein tüchtigerer Mann) kommen, der das angefangene Werk ausführte.

So starb der edle, fromme Huß, keineswegs ein Opfer päpstlicher Gewalt, sondern von denselben Männern verdammt, welche selbst so laut für eine Umwandlung der Kirche an Haupt und Gliedern geeifert hatten, und deren Lehrformen und anderweitigen gelehrten Ansichten er sich nur nicht anbequemen wollte; während dieselben Männer den scheußlichen Papst Johann XXIII. des Meuchelmordes, der Nothzüchtigung, der Blutschande und jeglichen Gräuels überwiesen, bloß von seinem Amte entsetzten, und ihn später als Bischof von Florenz duldeten. Auch sein heldenmüthiger Freund, der zu seiner Rettung herbeigeeilt war, Hieronymus von Prag, fand zu Kostnitz ein gleiches Ende.

Die Nachricht von dieser Unthat empörte den treuen Sinn der Böhmen; selbst Wenzel blieb über das elende Benehmen des Kaisers nicht gleichgültig, und gestattete es, daß auf einem allgemeinen Landtage von den vornehmsten böhmischen Herren und Rittern dem Concilium geschrieben wurde: «Ihr habt den Johann Huß, diesen Lehrer des Wortes Gottes, unüberführt, auf falsche, lügenhafte Anklage von seinen und Böhmens Hauptfeinden, verurtheilt und schimpflich hingerichtet, zu unserer und unseres Vaterlandes ewiger Schmach. Wir betheuern hiermit öffentlich, daß Johann Huß, ein rechtschaffener Mann und guter Katholik, ein aufrichtiger Feind aller Ketzerei war und nie Etwas gegen die Kirche gelehrt hat, und erklären einen Jeden, weß Standes und Re-

ligion er sei, der da behauptet, daß in unserem Reiche Ketzereien wären, (den König Sigismund ausgenommen, den wir dessen für unschuldig halten) für einen niederträchtigen Schurken, Verräther des Reichs und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott, und wollen unsre Sache bei dem künftigen Papste fortführen, jedoch unsere Prediger ohne Menschenfurcht bis aufs Blut schützen.»

Zugleich schlossen die Stände ein Bündniß zur Aufrechthaltung der reinen Lehre. Selbst dem Papste wollten sie sich nur dann unterwerfen, wenn er nicht vom Worte Gottes abweichen würde.

Das Volk aber, aufgeregt durch die Schreckensnachricht, des Beistandes der Vornehmen und des Königs gewiß, rottete sich haufenweise zusammen; nur wenige blieben dem Alten getreu, welche den Spottnamen «Muhamedaner» erhielten, während sich die andere Partei, bei weitem die zahlreichste, den Namen «Hussiten», auch wohl «Utraquisten» (Solche, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen) beilegten. Der Kelch, das Kennzeichen ihrer Glaubenserneuerung, wurde von ihnen im Triumph einhergetragen, und bald ging die Wuth in thätliche Verfolgung über. Die Geistlichen und Mönche traf der erste Stoß; die Klöster wurden ungestraft geplündert, und die bewaffneten Schwärmer ließen sich das Abendmahl unter beiderlei Gestalten austheilen,

obgleich die Kirchenversammlung in Kostnitz dieß ausdrücklich für Ketzerei erklärt hatte.

Schon kam es hie und da zu blutigen Auftritten, in welchen die Hussiten stets die Oberhand behielten; dennoch wäre die Sache vielleicht in sich selbst verfallen, wenn nicht das ungeschickte Benehmen des Kaisers und des neuen Papstes Martin V. einen gewaltigen Anstoß gegeben hätte, den Fanatismus in seiner Aufregung zu erhalten. Man ahnete gar nicht, wie es in Böhmen stand. Sigismund drohete mit Kriege, wenn man nicht zur alten Kirchenverfassung zurückkehrte, und der Papst wollte Alle verbrannt wissen, welche sich erkühnten, die neue Lehre zu verbreiten. Wenzel, der König von Böhmen, blieb gleichgültig oder begünstigte sogar die Hussiten, welche jetzt ärger tobten, als je. An ihrer Spitze stand Niklas von Hussinetz, Grundherr von Hussens Geburtsorte, Ziska, ein vortrefflicher Kriegsheld, der nur ein Auge hatte und zuletzt das andere auch verlor, und Procopius, ein Mönch.

Ziska hatte auf einem Berge, dem die Hussiten den Namen «Tabor» gegeben, sich mit 40,000 sogenannten Taboriten vereinigt, um das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu nehmen. Mit dieser Schaar zog er nach Prag; der Kelch voran, die bewaffneten Haufen hinterher, so ging es durch die Straßen der Hauptstadt. Zufällig oder nicht zufällig flog ein Stein vom Rathhause herab, als eben der Zug dort angelangt war, und nun

stürmte die wüthende Schaar in das Gebäude und stürzte die Rathsherren zum Fenster hinaus, die unten mit Spießen aufgefangen und gräßlich ermordet wurden. Das war selbst für Wenzel zu arg; in einem Anfalle von Wuth rührte ihn der Schlag, oder er wurde, anderer Meinung zufolge, von seinen eigenen hussitischen Hofleuten erstickt (1419).

Sigismund war sein Erbe; doch der hatte es mit den Böhmen gänzlich verdorben, gegen ihn setzte sich der ganze hussitische Anhang, und der Bürgerkrieg flammte in dem unglücklichen Lande auf. Unser Friedrich, stets besonnen und weise, sah das Verderben kommen und rieth zur Nachgiebigkeit; aber der sonst so schwache Kaiser beharrte auf seinem Kopfe, daß die Beschlüsse des Concils durchgehen müßten, und doch besaß er weder die Kraft noch die Mittel, denselben Geltung zu verschaffen. «Nur über die niedergerissenen Mauern von Prag,» so prahlte er, «wolle er seinen Einzug halten,» und daß es ihm mit solcher Drohung Ernst sei, zeigte er in Breslau, wo er einen angesehenen Böhmen, der seinen Glauben nicht abschwören wollte, grausam hinrichten ließ.

Unter den Hussiten selbst herrschte Zwietracht; während die fanatischen Taboriten gänzliche Losreißung vom päpstlichen Stuhle forderten, waren die gemäßigten Calixtiner schon zufrieden, wenn man ihnen den Kelch im Abendmahl erlaubte. Wie leicht wäre es also gewesen, die Parteien noch mehr zu trennen und sich

den Sieg zu sichern; allein Sigismund hatte kein Geld und keinen Muth, verstand auch selbst nichts von der eigentlichen Kriegskunst, woher es kam, daß seine Unternehmungen mißlangen, bei den deutschen Reichsfürsten alles Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang schwand, und den Böhmen der Muth bis zur höchsten Begeisterung wuchs. Mehrmals wurden die deutschen Heere zurückgeschlagen, denn gegen den gemeinsamen Feind standen Taboriten und Calixtiner für einen Mann. Das Morden und Wüthen in Böhmen hatte keine Grenze mehr, besonders zeichneten sich hierin die Taboriten aus. Wehe der Stadt, welche es nicht mit ihnen halten wollte. So ließ Ziska die übriggebliebenen Einwohner der erstürmten Stadt Prachatitz in die Kirche sperren, dieselbe rings mit Stroh und Reißholz umgeben, und die Unglücklichen verbrennen. Die Kaiserlichen vergalten Gleiches mit Gleichem, und eine Parthei suchte die andere in Scheußlichkeiten zu überbieten.

Nun sollte Entscheidendes unternommen werden, und eine starke Reichsarmee fiel in Böhmen ein (1421); auch aus Ungarn wurden Streitkräfte herbeigezogen, so daß wohl 80,000 Mann die böhmische Grenze überschritten; aber schon die Nachricht, der schreckliche Ziska sei im Anzuge, zerstäubte alle die gesammelten Schaaren. Im folgenden Jahre erschien Sigismund mit einem neuen Heere, und nun kam es wirklich zur Schlacht (1422, 6. Jan.), aber dem unwiderstehlichen Andrange der Hus-

siten folgte die blutigste Niederlage der Kaiserlichen. Die Schlacht wurde geschlagen bei Deutsch-Brod, und hier war es, wo Ziska sein zweites Auge verlor. Nichts desto weniger blieb er der Schrecken der Feinde, die sein bloßer Name schon zittern machte.

Friedrich I. stand auf des Kaisers Seite, aber auch seine Tapferkeit wurde durch keinen Erfolg gekrönt; deßhalb drang er aufs neue in seinen Herrn, den Ziska zu gewinnen, und die Religionsangelegenheiten einer Kirchenversammlung zu überlassen; allein Ziska starb plötzlich vor dem Schlosse Przibislav, und mit seinem Tode war das letzte Band der Einigkeit unter den Hussiten zerrissen. Die Taboriten unterwarfen sich nur zum Theil der Anführung des großen Procopius; die andern, die sich Waisen nannten, weil ihr Vater gestorben sei, wollten von keinem Befehlshaber etwas wissen, doch folgten sie bei ihren Zügen den Anordnungen eines andern Procopius, der den Zunamen des Kleinen führte. Noch zwei Parteien entstanden, aber die Richtung ihrer Waffen wandte sich nun mehr nach den umliegenden Ländern, wo sie, «das auserwählte Volk Gottes,» gleich Moses, das Volk der Moabiter und Philister ausrotten müßten. Franken, Sachsen, Oestreich, Mähren und Schlesien empfanden ihren rächenden Arm; unser Kurfürst erkaufte die Verschonung seiner fränkischen Besitzungen durch eine namhafte Summe,

zu deren Aufbringung man dem Lande den «Ketzergroschen» auflegte.

Die Mittel- und Neumark erfuhr dennoch alle Gräuel der Verwüstung. Im Jahre 1431 ließ der Papst einen Kreuzzug predigen, und wirklich kam auch ein Heer von 100,000 Mann zusammen. Friedrich warnte, wurde aber nicht gehört, ja ihm, dem Kriegserfahrnen, übertrug man den Oberbefehl. Der Erfolg der Unternehmung schien ihm so zweifelhaft, daß er sich anfangs weigerte, die Ehre anzunehmen; da man ihm aber zugestand, er könne mit den Böhmen auch friedlich unterhandeln, und da er auf die unter den Feinden ausgebrochenen innern Spaltungen rechnete, so übernahm er endlich das Kommando, das ihm mit großer Feierlichkeit in der St. Sebalduskirche zu Nürnberg übertragen wurde. Der römische Kardinal hielt eine schöne — lateinische — Anrede an die Anwesenden, erhielt vor dem Altare aus Kaisers Hand ein Schwert, überreichte dasselbe dem Kurfürsten unter Segenssprechungen, und Bischöfe mußten es diesem umgürten. —

Der Erfolg aller dieser Vorbereitungen war ein — kläglicher. Den zusammengerafften Haufen lag die Sache, für welche sie kämpfen sollten, weniger am Herzen, als das Plündern, während die jetzt einigen Böhmen mit hoher Begeisterung kämpften. Ein Ueberfall bei Riesenberg in Böhmen (1431, 14. Aug.) zersprengte das Heer; alles Gepäck und Geschütz fiel in des Feindes

Hände, und selbst der Kurfürst, der in keinem Stücke die Pflichten eines tüchtigen Feldherrn verabsäumte, wurde in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Nun wurde es auch dem blöden Sinne des Kaisers klar, daß mit Waffengewalt gegen die Hussiten nichts auszurichten sei, und daß man, um sie zu besiegen, andere Mittel anwenden müsse.

Im folgenden Jahre (1429) brachen die Hussiten racheschnaubend in die brandenburgischen und fränkischen Besitzungen des Kurfürsten und ließen an diesen unglücklichen Ländern ihren ganzen Grimm aus. Wer ihnen in die Hände fiel, war verloren; alle offenen Ortschaften von Soldin bis Küstrin gingen in Flammen auf. Dieses Schicksal traf Lebus, Müncheberg, Altlandsberg und Straußberg. Frankfurt, zweimal belagert, widerstand mit Erfolg, wiewohl die gubensche Vorstadt und das Karthäuserkloster niedergebrannt wurden. Vor dem damals festen Städtchen Bernau aber brach sich die Macht der rasenden Feinde, da die Bürger, welchen das grauenvollste Schicksal bevorstand, mit Verzweiflung jeglichen Sturm abschlugen. Weiber und Kinder selbst blieben nicht müßig; erstere sotten Wasser und heißen Brei, welchen letztere den Streitern zutrugen, die damit die drängenden Feinde übel genug begrüßten. Die Belagerung zog sich in die Länge; während der Zeit hatte der Kurfürst wieder eine ansehnliche Macht um sich versammelt, mit welcher er, während des hitzigsten Kampfes

an den Mauern, die Feinde im Rücken angriff und so einen vollständigen Sieg errang.

Noch werden die eroberten Siegeszeichen als heilige Reliquien auf dem Bernauer Rathhause dem Fremden vorgewiesen, noch immer feiert man jährlich, zum Andenken an den Heldenmuth der Väter, in dieser Stadt ein Dankfest.

Friedrich drang nun eifriger als je auf den Frieden, und das zu Basel versammelte Concilium bot dazu die Hand, indem es wenigstens die gemäßigten Calixtiner dadurch mit der Kirche wieder aussöhnte, daß es ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zugestand (1433). Die Taboriten und die Waisen hingegen erkannten den Vertrag nicht an, und erst als sie bei Böhmisch-Brod von den Calixtinern völlig geschlagen wurden (1434), in welcher Schlacht die beiden Procope tödtlich getroffen niedersanken, legten sie sich gezwungen zum Ziele, und Sigismund erhielt die böhmische Krone, nachdem er den Hussiten den Kelch und mehrere andere Freiheiten im Gottesdienste eingeräumt hatte.

So war endlich dieser entsetzliche Krieg zum Schlusse gekommen, und Sigismund hielt seinen feierlichen Einzug zu Prag 1436, 23. Aug. —

Eine große Ehre war unserm Kurfürsten zugedacht, da nach dem 1437 zu Znaym erfolgten Tode des Kaisers die meisten Stimmen ihn zum deutschen Oberhaupte begehrten; doch lehnte er das lockende Anerbieten ab und

lenkte die Wahl auf den Herzog Albrecht von Oestreich, und nach dessen bald erfolgtem Tode, auf Friedrich III. von Steiermark.

In den Streitigkeiten zwischen der Kirchenversammlung zu Basel und dem Papste Eugen hielt Friedrich treu am Concilium und drang mit aller Macht darauf, die günstige Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und der deutschen Kirche die alten, fast verlornen Rechte wieder zu erwerben, da gar zu vieles Geld ganz unnütz jahraus jahrein nach Rom wandere.

Friedrich war unter Arbeit, Kampf, Mühe und Sorge ein hoher Sechziger geworden; jetzt, als er die Abnahme seiner Kräfte fühlte, berief er seine Söhne zu sich nach Kadolzburg in Franken, wo er seine letzten Tage in Ruhe verlebte, und bestimmte hier die Erbfolge. Der älteste Sohn, Johann, der zehn Jahre lang als Statthalter die Marken mit Geschick verwaltet hatte, dessen Gemüth ihn aber mehr zu einem stillen, wissenschaftlichen Leben hinzog (wegen seiner Vorliebe für Alchymie führte er den Beinamen des Goldmachers), wurde Herr von Baireuth und dankte es seinem Vater noch im Tode, daß er ihn der schweren Regierungssorgen eines großen Landes überhoben hatte; der zweite Prinz, Friedrich II., bekam die Kurwürde, der dritte, Albrecht, erhielt Anspach, und der vierte, Friedrich der Dicke, die Altmark und die Priegnitz. Nachdem nun der edle Fürst alle seine Angelegenheiten geordnet,

entschlief er sanft zu einem bessern Leben im 68. Jahre seines Alters, im 29. seiner Regierung, am 21. Sept. 1440, und ward im Kloster Heilbronn begraben. Außer seinen vier Söhnen hinterließ er noch sechs Töchter, die alle mit fürstlichen Personen vermählt waren.

Haben wir Friedrichs Thaten erzählt, so dürfen wir auch nicht vergessen, daß ihm in seiner Gemahlin Elisabeth, die wegen ihrer Schönheit die schöne Else hieß, ein wahrer Engel zur Seite stand. Nie verschmähete er ihren milden und klugen Rath, ja sie übernahm mehrmals die Verwaltung der fränkischen Besitzungen, und wo die liebende und sorgende Landesmutter wachte, da stand es wohl um die Unterthanen.

Der erste Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern hatte gethan, was nur ein Mann zu thun vermochte; mit geringen Mitteln war ihm Großes gelungen. Noch war aber Alles nur Anfang, noch waren die Wirren nicht gelös't; aber vorgezeichnet hatte er den Pfad, den seine erlauchten Nachfolger mit so entschiedenem Erfolge ferner betreten haben. Wäre es ihm vergönnt gewesen, seine ganze Kraft seinem Volke zu widmen, so wäre der Erfolg gewiß ein herrlicher gewesen; leider wurde er aber durch die Umstände zu sehr in den Strudel der Weltbegebenheiten gerissen, und sein thätiges Leben war daher dennoch für die Marken weniger segensreich. Die Landstraßen waren zwar sicherer als früher, Handel und Gewerbe hatten sich erhoben; aber die Finanzen blieben

noch immer in zerrüttetem Zustande. Ferner waren Adel, Geistlichkeit und Städte im Besitz der Rechtspflege und mißbrauchten hierin ihre Gewalt, ohne daß er den Unterdrückten Hülfe gewähren konnte. Es half auch wenig, daß er das Weddegeld oder die Gerichtsgebühren auf eine gewisse Summe festsetzte. Trotz dem endlich, daß er selbst ein gelehrter Mann war, dem es ganz gleich galt, ob er in lateinischer, deutscher, französischer oder italienischer Sprache redete, so blieben die Wissenschaften dennoch in ihrer Kindheit, und nur hier und da fing es in den Marken an zu dämmern.

Friedrich II. Eisenzahn oder mit den eisernen Zähnen. 1440—1470.

Alle vier Söhne des ersten Friedrichs waren tüchtige Männer und ihres großen Vaters nicht unwürdig, aber nur Albrecht Achilles und Friedrich II. gewinnen für die Geschichte Bedeutung. Der erstere allein pflanzte den hohenzollerschen Stamm in Brandenburg fort. Beide waren gleich tapfer, doch bei unserm Friedrich verband sich mit der Tapferkeit ein ruhiges, besonnenes Wesen, das ihn auch unter den schwierigsten Umständen selten das rechte Mittel verfehlen ließ.

Den Namen des eisernen oder des Mannes mit den eisernen Zähnen verdankte Friedrich nicht bloß seiner Körperstärke, sondern auch seiner Charakterfestigkeit. Die erste Erziehung genoß er am Hofe des

Königs Wladislaus von Polen, zu dessen Eidam und Nachfolger er bestimmt war. Hedwig, seine jugendliche Braut, starb frühzeitig, und mit ihr wurden alle Hoffnungen des jungen Prinzen auf rechtliche Ansprüche an die polnische Königskrone begraben, der nun in die Mark zurück kehrte und bei seinem Vater Gelegenheit genug fand, die Kriegskunst aus dem Fundamente zu erlernen, wiewohl er in spätern Jahren nur höchst ungern von dieser Kunst Gebrauch machte, sondern seinen Ruhm und seine Freude mehr dahinein setzte, das ihm von Gott anvertrauete Volk glücklich zu machen. Auch hierin fand er frühzeitig Anlaß, sich eine seltene Regentenweisheit anzueignen, da er seinen Bruder Johann in der Verwaltung der brandenburgischen Staaten ablös'te (1437). Ueberhaupt war Friedrich in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann. Von der Natur ausgerüstet mit den herrlichsten Anlagen, hatte er dieselben durch ein tieferes Eindringen in die Wissenschaften und Sprachen trefflich ausgebildet. Dabei ist zu rühmen sein ungefärbter Glaube, seine unerschütterliche Gottesfurcht, die sich des Evangeliums unter keinen Umständen schämte und auch so segensreich auf sein verwildertes Volk einwirkte.

Schön und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; auch unser Friedrich schloß mit seinen Brüdern eine Erbeinigung zu gemeinschaftlichem

Beistande und hielt mit ihnen fest zusammen im Kriege und Frieden.

Von seinem Vater hatte er die schon oben berichteten Streitigkeiten mit Mecklenburg geerbt; durch gütlichen Vergleich wurde zu Wittstock (1442) die Sache beigelegt. Er verzichtete auf das Land Wenden, erhielt aber dafür die Anwartschaft auf alle mecklenburgischen Lande, versteht sich, nach Erlöschen des Mannsstammes dieser Fürstenfamilie.

Auch mit dem sächsischen Kurhause schloß er eine ähnliche Verbrüderung und kam allen etwa möglichen Zwistigkeiten zwischen Brandenburg und Sachsen dadurch zuvor, daß er sich mit der sächsischen Prinzessin Katharina vermählte (1441). Mit Hessen brachte er einen gleichen Vertrag zu Stande.

In welchem hohen Ansehen unser Kurfürst bei seinen Zeitgenossen stand, dafür liefern den sprechendsten Beweis die Polen und Böhmen, welche ihm die Königskrone ihrer Länder antrugen. Er schlug beide Kronen aus, denn um Glanz war es ihm nicht zu thun. Es verhielt sich aber hiermit folgendermaßen:

Durch den Tod Albrechts von Oestreich (1439) waren die Kronen von Ungarn und Böhmen erledigt worden. Die Ungarn wählten den König von Polen Wladislaus zu ihrem Könige, während der elende Kaiser Friedrich III. die Vormundschaft über den Prinzen Ladislaus, der erst nach Albrechts Tode geboren wurde,

übernahm. Die Hussiten in Böhmen setzten sich aber nicht nur gegen Friedrich III., sondern wollten auch von dessen Mündel Ladislaus nichts wissen und boten die Krone mehreren Fürsten an, unter andern auch dem hochgeachteten Kurfürsten von Brandenburg. Dieser jedoch, stets besonnen, sah bald, daß er durch Annahme des Erbietens sein Land in schwere Kriege verwickeln würde, und widerstand der Versuchung, worauf die böhmischen Parteien sich vereinigten und die Häupter derselben die Vormundschaft übernahmen. Bald aber kam die Macht in die Hände des klugen und kühnen Georg Podiebrad, eines gemeinen böhmischen Edelmannes, der sich das allgemeine Vertrauen in solchem Grade zu erwerben verstand, daß er, nach Ladislaus frühem Tode (1457), einstimmig zum Könige erwählt wurde.

Auch die Ungarn verloren bald ihren König Wladislaus, der bei Varna in einer Schlacht gegen die Türken sein Leben verlor, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Die nächste Anwartschaft auf den Thron besaß jeden Falls des Gebliebenen Bruder, Kasimir, Großherzog von Litthauen; da jedoch die Litthauer die Vereinigung ihres Landes mit Polen nicht wünschten: so mußte Kasimir, wiewohl ungern, den Antrag ablehnen, worauf die Polen, besonders die Bischöfe, ihr Augenmerk auf unsern Kurfürsten richteten. War er ihnen doch noch lieb und werth von der Zeit her, wo er als Knabe und Jüngling bei ihnen gelebt; hatten sie sich doch mit

dem Gedanken vertraut gemacht, Dieser und kein Anderer werde einst auf ihrem Throne sitzen; leuchteten doch alle seine herrlichen Fürstentugenden in ihr Land herüber, und war doch ein so mächtiger Nachbar ganz geeignet, den gesunkenen Glanz des Reichs wieder herzustellen. Friedrich blieb nicht lange unschlüssig; er wußte, daß eine Gegenpartei in seine Wahl nie stimmen würde, welche den Herzog Boleslaus von Masovien wählen wollte, wenn Kasimir auf seiner Weigerung beharrte. Alles dieses wohl erwogen, rieth er dem Herzoge von Litthauen, nicht länger den Wünschen der Polen zu widerstreben, und dieser willigte endlich ein, nahm die Krone an, erkannte sich aber lebenslang für Friedrichs Schuldner (1447) und erneuerte mit ihm einen alten Vertrag, nach welchem Brandenburg die Nachfolge verbleiben sollte, im Falle der König ohne männliche Leibeserben sterben würde.

Wo es aber darauf ankam, sein eignes gutes Recht zu wahren, da war er der Eiserne, der keinen Schritt wich, und der auch einen sich darbietenden Vortheil, wenn derselbe auf einem rechtlichen Grunde beruhte, nicht von der Hand wies. Mit dem Erzbischofe von Magdeburg schloß er einen Vergleich, nach welchem die Lehnsherrschaft Wernigerode wieder an Brandenburg kam und dieser seinen Ansprüchen auf die Altmark, die Veranlassung zu so vielen Fehden gewesen waren, freiwillig entsagte. Die Markgrafen verzichteten auf die Städte und Schlös-

ser: Wolmirstädt, Möckern, Sandow, Wulfsburg, Rogätz und einige kleine Ortschaften.

Ein besonders wichtiges Ereigniß ist die Wiedervereinigung der Neumark mit dem Stammlande. Sigismund hatte bekanntlich dieses Land den deutschen Ordensrittern in Preußen verkauft (1402); der Orden war aber seit dieser Zeit sehr herabgekommen, und namentlich hatten die Kriege mit Polen alle Hülfsquellen so erschöpft, daß der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen sich genöthigt sah, um nur Geld zu schaffen, die Neumark für die Summe von 100,000 rheinischen Gulden dem Kurfürsten von Brandenburg erb- und eigenthümlich zu überlassen (1455). Von dem ausbedungenen Wiederkaufsrechte war später nicht mehr die Rede, und der Hochmeister Albrecht von Brandenburg entsagte sogar 1577 allen weiteren Ansprüchen auf diesen Landstrich.

Schon früher (1447) hatte sich der Kurfürst die Landeshoheit über die Altmark und Priegnitz, die Herrschaft seines Bruders, Friedrichs des Fetten, ausbedungen, da nach den Bestimmungen der goldenen Bulle die Kürlande unzertrennlich bleiben mußten; nach des Fetten Tode (1462) waren auch alle diese Besitzungen wieder unter seinem Scepter vereinigt.

Die Lausitz, früher im Besitz der Markgrafen von Brandenburg, war durch Karl IV. mit Böhmen vereinigt worden; Sigismund jedoch hatte, nach seiner gewohnten Weise, die Niederlausitz an Johann von Polenz

für 16,000 Schock Groschen verpfändet; die Söhne des Pfandinhabers überließen dieselbe für die gleiche Summe dem frühern Besitzer, und so kam dieses Land wieder an Brandenburg. Die Sache fand Nachahmer: Reinhard von Kottbus verkaufte an unsern Kurfürsten Kottbus für 5500 Schock Groschen, Lübben für 10,000 rhein. Gulden, und Johann von Waldau überließ demselben Peitz ebenfalls für 6000 Gulden. Die ganze Lausitz zu erwerben vermochte aber Friedrich dennoch nicht, da ihm Podiebrad die Belehnung verweigerte, und er mußte sich begnügen mit Kottbus, Peitz, Trupitz, dem Lande Beerfelde, Groß-Lübben und der Anwartschaft auf Beeskow und Storkow, welches er als böhmisches Lehn erhielt; alles Uebrige der Lausitz blieb bei Böhmen.

Wir kommen jetzt in unsrer Geschichtserzählung auf ein Ereigniß, welches des Interessanten so Mancherlei darbietet, und das, gleich dem «falschen Waldemar,» unserm berühmten Novellisten W. Alexis den Hauptstoff zu seinem «Roland von Berlin» dargeboten hat, — wir meinen die Streitigkeiten zwischen dem Kurfürsten und den vereinigten Städten Berlin und Köln. Die Gewalt der Fürsten war in den größern Städten beinahe null und nichtig; sie hatten nicht einmal das Recht, innerhalb der Stadtmauern zu wohnen, wenn es die Bürger nicht zuvor gestatten wollten. Eben so wenig durften sie in die Rechtspflege reden; das Weichbildsrecht sprach

den Städten sogar die Gewalt zu, über Tod und Leben zu entscheiden. Die durch Handel und Gewerbe überreich gewordenen Städter stellten sich dem Landesherrn ziemlich gleich, und in ihrem Uebermuthe achteten sie keines Befehls von außen; leider widersetzten sie sich auch nur zu oft den Anordnungen ihrer von ihnen selbst gewählten Obrigkeit, und so kam es häufig zu Parteiungen und blutigen Händeln. Friedrich hatte längst eine Gelegenheit gesucht, den Uebermuth zu zügeln; als diese sich jetzt darbot, säumte er nicht, sie bis auf das Aeußerste zu benutzen.

Berlin und Köln waren damals noch zwei besondere Städte, standen aber unter einem Magistrate und besaßen ein gemeinschaftliches Gericht. An Reibungen aller Art konnte es dabei nicht fehlen; jede Stadt glaubte sich zurückgesetzt, und die Ansicht wurde so nach und nach geltend, es sei besser, wenn die beiden Städte sich durchaus trennten und gar nichts Gemeinsames mehr besäßen. Darüber konnte aber nur der Kurfürst entscheiden, und er entschied ganz dem ausgesprochenen Wunsche gemäß, indem er jeder Stadt einen besondern Magistrat verlieh. Die Freude dauerte aber nicht lange, das gehoffte Glück war nicht erschienen, man verlangte wieder nach Einheit, und es erhob sich deßhalb ein gewaltiger Aufruhr. Diesen Zwiespalt benutzte der Kurfürst; er erschien plötzlich mit einem Geschwader von 600 Reitern vor dem spandauer Thore; die bestürzten Bürger gestat-

teten den Einlaß, und hiermit war er erst eigentlicher Herr der Stadt, eine Sache, die sein großer Vater vergebens erstrebt hatte. Nun gab er jeder Stadt einen besondern Magistrat, aber mit beschränkter Macht und in steter Abhängigkeit von dem Landesherrn. Die Städte empörten sich gegen diese Eingriffe in ihre Rechte, die Empörung wurde aber gedämpft, und zur Strafe entzog ihnen der Kurfürst die Zölle, die obere und niedere Gerichtsbarkeit, und erbauete, um die Unruhigen desto besser zu bändigen, zwischen beiden Städten an der Spree eine starke Burg (1402)

Mit Ingrimm ertrug man, was eben nicht zu ändern war; doch schon 1448 entbrannte der Aufruhr um so furchtbarer. Die Magistrate wurden vertrieben, der gemeinschaftliche Stadtrath wieder eingesetzt, die kurfürstliche Kanzellei erbrochen, die Papiere und Urkunden zerrissen, die Beamten gemißhandelt, die Schleußen geöffnet und dadurch viele Straßen unter Wasser gesetzt, und frech dem Landesherrn der Gehorsam verweigert. Nun mußte ernstlich eingegriffen werden, und das geschah. Durch Waffengewalt geschreckt, mußten Berliner und Kölner sich gefallen lassen, daß die früher getroffene Einrichtung fortbestand; die Städte verloren aber auch ihre Mühlen, alle Lehn an Dörfern, Zinsen, Renten, Fischereien und Holzungen; nur das Privateigenthum wurde den Bürgern gelassen, die außerdem noch 37,000 Gulden Strafe zu erlegen hatten. Die Rädelsführer

wurden des Landes verwiesen; am Leben Niemand bestraft. Von diesem Sturze konnte sich Berlin lange nicht wieder erholen, und es gelangte erst unter dem großen Kurfürsten zu einigem Ansehn.

Nicht alle Unternehmungen Friedrichs endigten jedoch so glücklich, und der Abend seines Lebens bot ihm wenig Erfreuliches dar.

Nach einem alten Vertrage (1338) sollten, nach Aussterben der Linie der Herzöge von Pommern-Stettin, die Markgrafen von Brandenburg deren Land erben. Nun starb Otto III. von Stettin (1464), und Friedrich machte Ansprüche auf das Erbe, hatte sich auch unter der Ritterschaft und an dem Magistrate von Stettin eine Partei gewonnen. Die Herzöge der zweiten pommerschen Linie, der Wolgastischen, pochten auf ihr näheres Recht und hatten einen noch größern Anhang. Als nun die ganze Landschaft um das Grab versammelt und der Sarg eingesenkt war, zerbrach der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glieden, der alten Sitte gemäß, Schild und Helm der alten Herzöge, deren Stamm jetzt erloschen war, und warf Beides mit den Worten in die Gruft: «da leit unsere Herrschaft von Stettin!» War er doch der Meinung, das Land müßte nun an Brandenburg kommen; das lag aber nicht in dem Sinne der meisten pommerschen Edeln, und ein kecker Rittersmann, Lorenz Eikstetten mit Namen, entschloß sich kurz, sprang in die noch offene Gruft,

holte Schild und Helm wieder heraus und sagte: «Nein, nicht also! Wir haben noch erbliche, geborne Herrschaft, die Herzöge von Wolgast; denen gehört Schild und Helm zu.» Zwar entstand Streit, doch die Wolgastische Partei war zu mächtig, und sie verschafften ihren Herzögen wirklich die Erbhuldigung.

Friedrich berief sich zwar auf sein Recht, das ihm auch der Kaiser Friedrich III. zuerkannte; doch derselbe schwache Fürst versprach auch der Gegenpartei die Erbfolge, und es blieb jetzt, nach langen Unterhandlungen, nichts weiter übrig, als die Entscheidung durch das Schwert. Mit einem mächtigen Heere, unterstützt von mehreren Fürsten, drang Friedrich in Pommern ein, konnte aber, da die Feinde jede Feldschlacht vermieden, wenig ausrichten, und mußte sich nur mit der Verwüstung des platten Landes und der Eroberung kleinerer Städte und Schlösser begnügen (1468). Um Stettin von der Seeseite zu sperren, belagerte er endlich Ukermünde; aber die Feinde brachten ihn dadurch, daß sie ihm alle Zufuhr abschnitten, in eine mißliche Lage, die bald, durch einen sonderbaren Zufall, noch mißlicher wurde. Ein Augustinermönch leitete das Geschütz der Belagerten so geschickt, daß er sogar in den Ruf kam, er habe ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen und dieser führe des Paters abgesendete Kugel jedesmal auf das Ziel. Er richtete seine Kanone auf das kurfürstliche Zelt. «Ich werde dem Brandenburger näher

rücken,» sprach er, «wenn er nicht bald geht,» und wirklich zerschmetterte sein Geschoß den Tisch, an welchem Friedrich eben mit seinen Oberbefehlshabern speis'te. Niemand wurde weiter beschädigt, aber der Kurfürst blieb von der Zeit an kränklich; er verlor das Gehör, sein Gedächtniß wurde schwach, die Füße schwollen ihm an, und so mußte er die Belagerung aufheben, ohne seinem Ziele näher gekommen zu sein.

Der Krieg hatte vieles Geld gekostet, die Neumark war durch Einfälle der Pommern verwüstet, und nichts gewonnen. Bei steter Zunahme seiner Kränklichkeit erfuhr er auch noch das Schicksal, daß sein einziger, geliebter Prinz Johann ein frühzeitiges Opfer des Todes wurde, was ihn Alles so niederbeugte, daß er den Entschluß faßte, die Regierung seinem Bruder Albrecht abzutreten (1470). Für sich bedang er jährlich 6000 Goldgülden aus den Einkünften der Kurmark und das Fürstenthum Baireuth, wo er schon im folgenden Jahre, 58 Jahre alt, zu Plassenburg starb (1471). Zwei seiner Brüder waren ihm schon im Tode vorangegangen. Der Umfang des Kurfürstenthums betrug bei seinem Tode 572 Geviertmeilen.

Friedrich II. hat wohlthätig für sein Land gewirkt. Seine Frömmigkeit, welche wir oben gerühmt haben, ging doch nicht so weit, daß er den Geistlichen hätte Gerechtsame zugestehen sollen, welche ihnen nicht zukamen, ja er beschränkte sie sogar in ihren Anmaßungen,

indem er strenge Gesetze gegen den Mißbrauch des Bannes ausgehen ließ. Hatte sich früher ein Einzelner an den geistlichen Herren versündigt, so war es nichts Ungewöhnliches, daß deßhalb seine Vaterstadt oder der Ort seines Aufenthaltes mit Bann und Interdikt belegt wurde. Das durfte ferner nicht mehr geschehen: nur der Einzelne wurde gebannt, mußte aber wenigstens in der Todesstunde absolvirt werden. Alle weltlichen Dinge, über welche der Klerus bisher auch gerichtet hatte, wurden der weltlichen Obrigkeit zugewiesen. Der sorgsame Fürst errichtete außerdem ein Landgericht, das jeden Mittwoch zu Tangermünde sich auf der Schloßbrücke versammelte, wo Jeder gehört und Jedem sein Recht gesprochen wurde.

Noch ist zu erwähnen, daß unter Friedrichs Regierung die Städte der Altmark sich zu einem Bunde vereinigten (1449), der gegen die Gewaltthätigkeiten der heimlichen Vehme gerichtet war.

Man hat so viel über dieses Gericht gefabelt, und besonders haben sich Romanenschreiber abgemartert, die gräulichsten Dinge über die heimliche Fehme oder Vehme zu erfinden, um ihren Erzählungen einen recht furchtbaren Anstrich zu geben, und dennoch ist so wenig mit Zuverlässigkeit darüber zu sagen. Vielleicht kommt Folgendes der Wahrheit am nächsten:

Das Vehmgericht war eigentlich nichts weiter, als das uralte kaiserliche Gericht, das auch in den Ländern noch fortdauerte, deren Fürsten sich von dem Reichsober-

haupte ziemlich unabhängig gemacht hatten. In Westphalen besonders richtete ein kaiserlicher Freigraf fortwährend über die Freien, die keineswegs unter der Gerichtsbarkeit ihres Landesherrn standen, und auch in andern Ländern, wenn die niedern Gerichte das Recht nicht gewähren wollten, entschied die kaiserliche Vehme. Alle schweren Verbrechen gehörten vor den Freistuhl, der seine Sitzungen nicht in finstern Wäldern oder schaurigen Gewölben abhielt, sondern an den alten Wahlplätzen (Gerichtsstätten) der karolingischen Zeit. Der Freigraf oder Stuhlherr war der Oberrichter; ihm zur Seite standen die Freischöppen oder Wissenden. War die Sache des Angeklagten Fehmwroge (der Fehme würdig), so erfolgte die Ladung durch eine an den Pforten seiner Wohnung angeschlagene Aufforderung zu drei verschiedenen Malen, und bei eingestandenem Verbrechen wurde die Todesstrafe auf der Stelle vollzogen. Ein angeklagter Freischöppe konnte sich durch den Eid reinigen; jeder Andere war verloren. Der Nichterscheinende wurde verfehmt oder verfeimt (verurtheilt) und von den Freischöppen, wo sie ihn antrafen, an den nächsten Baum gehenkt. Zum Zeichen, daß er der Vehme verfallen sei, steckten sie ein Messer neben ihn.

Gegen das Faustrecht bildete die Vehme eine gewaltige Mauer. Hier konnte man noch Hülfe erlangen; aber nur in Westphalen (auf der rothen Erde) durfte das Gericht gehalten werden, wiewohl die Freischöppen

sich über ganz Deutschland verbreiteten. Geistliche, Weiber, Juden und hörige Leute konnten anfangs weder vor diesem Gerichte klagen noch verklagt werden; später richtete man aber auch über Ungenossen.

Den Kaiser erkannten die Freigrafen nur dann als den höchsten Richter an, wenn er auf der rothen Erde erschien, übrigens hatte sein Befehl für sie kein Gewicht, und sie durften um so mehr auf ihre Gewalt bauen, da der Bund die weiteste Verbreitung gefunden hatte, wohl an 100,000 Freischöppen zählte und die meisten Fürsten und die wackersten Ritter ihm zugehörten. Jeder Freischöppe war gehalten, wenn es der Bund befahl, den Verfehmten zu vernichten, mochte es sein Herr, Wohlthäter, ja Vater oder Bruder sein, und weh ihm, wenn er überwiesen wurde, daß durch seine Schuld der Verurtheilte entkommen sei. Durch geheime Zeichen und Worte gaben sich die Brüder gegenseitig zu erkennen.

So lange die rohe Gewalt herrschte, war die Vehme gewiß eine der wohlthätigsten Anstalten. Menschen, die jegliches göttliche und menschliche Gebot verhöhnten, zitterten vor dem furchtbaren Richter, dessen Diener ihn vielleicht umgaben, und denen er nimmer zu entrinnen vermochte. Bald jedoch machten sich die Leidenschaften geltend, wo nur die strengste Gerechtigkeit walten sollte; schlechte Menschen wurden Freischöppen und benutzten ihre Gewalt, um ihre Privatzwecke zu erreichen; so geschah es, daß die Klagen über die Vehmgerichte immer

lauter wurden und man sich lieber den jetzt mehr geltenden Gerichten der Städte und Landesherren unterwerfen wollte, als dem kaiserlichen Freistuhle. Maximilian I. hob die Vehmgerichte ganz auf; doch spukte das Unwesen in einigen Winkeln noch fort, bis mit dem achtzehnten Jahrhundert auch der letzte Schatten desselben verschwand.

Um Gottesfurcht und Tugend, das Lebenselement unseres Kurfürsten, immer mehr zu verbreiten und die rohen Sitten, die ein großer Theil des Adels noch immer nicht ablegen wollte, zu mildern, stiftete derselbe den Orden der Schwanengesellschaft, unserer lieben Frauen Kettenträger (1443). Bedingungen der Aufnahme für Männer und Frauen waren: vier Ahnen und ein fleckenloser Ruf. Die Mitglieder verpflichteten sich durch ihr Gelübde zum täglichen Gebet an die Mutter Gottes, zur Vermeidung aller entehrenden Dinge, zur Wohlthätigkeit, insbesondere gegen die ärmern Mitglieder, und zur strengsten Verschwiegenheit. Das silberne Ordenszeichen bestand in einem Bilde der Maria mit dem Jesusknaben und einem Schwan an silberner Kette. Der Orden selbst hat sich bis zur Reformation erhalten.

Albrecht Achilles. 1470—1486.

Albrecht, des ersten hohenzollerschen Kurfürsten dritter Sohn, erhielt nach seines Vaters Tode (1440) Anspach; darauf, als sein Bruder Johann das Zeitliche segnete (1464),

wurde er Fürst von Baireuth, so daß er als Kurfürst alle brandenburgischen Länder wieder mit der Mark vereinigte. Jeder Zoll ein Ritter, verachtet er das Krämervolk, fragt nicht nach Urkunden, Verträgen und päpstlichem Banne. Lanze, Schwert und Mauernschanz sind seine Lust, die Gefahr ist seine Freude. Wo der Kampf am hitzigsten entbrennt, da ist ihm am wohlsten, sei es im Schimpf oder Ernst, das gilt ihm gleich. Sein riesenhafter Körperbau, seine Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen, machen ihn unwiderstehlich. In siebzehn Turnieren, wo er ohne Harnisch und nur durch Helm und Schild geschützt streitet, muß ihm der Preis werden; nur einmal stürzt er mit seinem Gegner zugleich aus dem Sattel. Polen, Preußen, Deutschland und Böhmen sind seines Ruhmes voll. Die Nürnberger hatten von seinem Vater mehrere Gerechtsame erkauft; dieser aber achtet keinen Vertrag: «Ich bin Landesfürst,» spricht er, «ich habe meine Regalien und Land vom Reiche.» Die Nürnberger verbinden sich mit mehrern Reichsstädten und der Schweiz, er vereinigt sich mit seinen Brüdern und andern Fürsten, worauf der hitzigste Kampf beginnt. Neun Schlachten werden in einem Jahre geliefert, und nur bei Pillenreuth zieht er den Kürzern. Zu einer andern Zeit stürzt er sich ganz allein auf 800 Feinde; seine Leute sind noch zurück, der Schaft seiner Lanze zerbricht, aber er haut sich durch bis zum Banner, erfaßt es und ruft: «Sieg!

Sieg!» Endlich wird er von den Seinen gerettet; das Blut strömt ihm aus Mund und Nase, ihn kümmert es nicht. Als der zweite erklimmt er unter allen seinen Kriegern die Mauer von Gräfenberg, der erste springt er in die Stadt. Rings um ihn stürmt Alles auf ihn los; er lehnt sich an einen Baum, achtet keiner Wunde, kämpft, bis die Seinigen das Thor sprengen und ihm zu Hülfe kommen. Tapfer wie Keiner, war er auch in geistiger Hinsicht gar vielen seiner Zeitgenossen weit überlegen. Unwiderstehlich war seine Beredtsamkeit, wohl durchdacht waren alle seine Rathschläge, und so erhielt er wohl mit Recht die Beinamen Achilles und Ulysses*). Bei dem schwachen Kaiser Friedrich III. galt er Alles, und wenn der Markgraf Etwas im Namen des Kaisers versprach, das hatte viel mehr Geltung, als wenn Friedrich selbst sein Versprechen durch einen Eid bekräftigte.

Sein Hof in Franken war der Mittelpunkt alles fürstlichen Glanzes, der feinen Sitte, freilich auch der Ueppigkeit und Schwelgerei. Albrecht selbst kleidete sich in sammetne und golddurchwirkte Stoffe; eben so trug sich seine Gemahlin und die Umgebungen des schönen Fürstenpaares. Auf der Hochzeit des Herzogs Georg von Baiern-Landshut erschien er mit einem Gefolge

---

*) Nach Homers Schilderung war Achilles der tapferste und Ulysses der weiseste aller Griechen, welche Troja belagerten

von 1300 Pferden und 27 Wagen, unter denen sich der ganz vergoldete der Kurfürstin besonders auszeichnete. Hinter diesem ritten 14 Hoffräulein auf prächtigen Zeltern; jede trug auf ihrem Hute einen Reiherbusch, der durch diamantene Agraffen gehalten wurde.

Der Ruf von den ausgezeichneten Eigenschaften ihres neuen Kurfürsten war schon längst in den Marken erschollen, und die Märker freuten sich seiner Ankunft nicht wenig; wie sanken sie aber aus ihrem Himmel herab, als nun endlich das Gewünschte geschah, als der Landesvater bei ihnen mit ungemessener Pracht einzog (1471)! Alles kam ihm hier so gemein und ärmlich vor, daß er seine Geringschätzung nicht verhehlen konnte. Wie so ganz anders war es doch in dem schönen Franken, als hier in dem elenden Sandlande! Jubelnd wurde er zuerst in Salzwedel begrüßt; hier wollte er die Huldigung annehmen. Geistlichkeit, Schule, Bürgermeister und Rath, die Bürgerschaft mit Frauen und Töchtern, sämmtlich im höchsten Staate, begleiteten ihn zur Kirche und sangen: «Herr Gott, dich loben wir!» aber die Huldigungsgeschenke wurden mit großer Geringschätzung aufgenommen, und bei dem Huldigungsmahle, wo die Ritterschaft des Landes sich eingefunden, die von Schulenburg, Alvensleben, Bülow, Jagow, Knesebeck und Andere, ließ er diese Herren unbeachtet am Schornstein stehen, weßhalb ihnen der Stadtrath Klaretwein, eimbeckisches Bier, Fische und Kuchen in ihre

Herberge schickte. Solche Behandlung entfremdete ihm mit einem Male alle Gemüther, und die Spannung wuchs, als er auf einem Landtage zu Köln, zur Bezahlung der Schulden seiner Vorfahren, 100,000 Gulden forderte, die ihm jedoch bewilligt wurden. Die Städte übernahmen 50,000 Gulden, die Ritterschaft 30,000, und der Kurfürst 20,000. Um sich für diese Summe sicher zu stellen, legte er, trotz alles Widerspruchs und Berufens auf frühere Rechte und Privilegien, durch die ganze Mark einen Zoll auf Lebensmittel an, ein Verfahren, das ihm noch den Rest von Liebe und Zutrauen raubte, den er bis dahin vielleicht besessen. Genug, er verstand die Märker nicht, und sie ihn nicht; er fühlte sich in ihrer Mitte nicht wohl und sehnte sich nach seinem glänzenden Hofe in Franken, wohin er auch zurückkehrte, nachdem er seinen funfzehnjährigen Sohn Johann zum Statthalter über Brandenburg bestellt hatte. Nur viermal ist er überhaupt in Brandenburg gewesen, und dann immer nur auf kurze Zeit.

Während er nun in Franken pracherte, erging es seinem armen Sohne in der Mark sehr übel. Derselbe wußte nicht hundert Gulden aufzubringen, um die Zinsen für väterliche Schulden zu bezahlen, mußte sich deßhalb täglich mahnen lassen und war in Sorge, wo er einen Tag über seinen Unterhalt hernehmen sollte. Seine Muhme, die Herzogin Dorothea von Lauenburg, kann er nicht aufnehmen, obgleich sie ihn besuchen will;

er weiß weder Kost für sie, noch Futter für ihre Pferde zu schaffen. Im Jahre 1472 verlobt sich der Kurprinz mit der Prinzessin Margaretha von Sachsen; die Hochzeit muß aber aufgeschoben werden, weil die Stände sich weigern, 10,000 Gulden aufzubringen; erst 1476 wird die Vermählung vollzogen, doch auch da klagt der Prinz über Mangel an Teppichen, Bettgewand, Laken, Polstern, Tischtüchern, Silbergeschirr und Geld. Zwölf silberne Löffel hat er sich wohl angeschafft, doch alles Uebrige an seinen Herrn Vater geschickt. Er soll in Tangermünde seine Hofhaltung aufschlagen, aber in dieser Stadt ist Alles zu theuer, er kann es nicht u. s. w.

Der Krieg mit Pommern, durch Friedrichs II. Tod ausgebrochen, begann aufs neue. Albrecht hatte sich vom Kaiser die Belehnung mit Pommern-Stettin bestätigen lassen, aber die Herzöge von Wolgast wollten von ihren Rechten auf dieß Land nichts einräumen; endlich kam durch Mecklenburgs Vermittelung zu Prenzlau ein Vergleich zu Stande (1472), wonach die von dem Kurfürsten eroberten Grenzdistrikte diesem zufielen, während die Herzöge von Wolgast alles Uebrige behielten, jedoch vom Kurfürsten damit belehnt wurden. Neue Uebergriffe wurden von den Pommern mit Entschlossenheit zurückgewiesen, worauf Albrecht in Pommern einfiel (1474), bald aber den Oberbefehl seinem Sohne übergab und zu glänzendern Fehden nach Burgund eilte. Johann schloß Waffenstillstand, bis sein Vater

zurückkehrte, wo sodann die Friedensunterhandlungen beginnen sollten. Dieß geschah 1476. Die Herzöge von Mecklenburg vermittelten zwischen Albrecht und Bogislaw X. einen Frieden, nach welchem dem Kurfürsten nur die Erbfolge bliebe, Bogislaw aber durchaus nicht sein Vasall sein sollte. Als nun der Kurfürst dem Herzoge die Hand gab und dabei einige zweideutige Worte sprach, so meinte dieser, der Handschlag sollte das Unterpfand der Belehnung sein, zog schnell die Hand zurück und rief: «Nein, Markgraf, es ist nicht so geredt. Ehe das geschehen sollte, da sollten noch dr e sewen Dübel durchfahren,» und nur mit großer Mühe gelang es, ihn zu besänftigen, so daß er den dereinstigen Anfall seiner Länder an Brandenburg genehmigte. Der Vertrag wurde zwar durch eine Verheirathung zwischen Bogislaw und des Kurfürsten Tochter Margaretha besiegelt, allein während Albrechts neuer Abwesenheit besann sich Bogislaw eines Andern und fiel feindselig in die Mark (1477). Schnell kehrte jener zurück, kämpfte glücklich, und nun verweigerte der Herzog selbst nicht einmal den Handschlag, wodurch er Brandenburgs Lehnsherrschaft anerkannte (1479).

Auch aus einem andern Kampfe ging Albrecht nicht ohne Vortheil. Herzog Heinrich XI., Herr von Krossen, Freistadt, Schwiebus, Züllichau und der Hälfte der Stadt Glogau, hatte sich mit der achtjährigen Tochter Albrechts, der Prinzessin Barbara, verlobt, ihr

50,000 Dukaten zugesichert und dafür sein Land als Unterpfand verschrieben. Schon nach zwei Jahren (1474), da die Braut kaum das zehnte Jahr erreicht hatte, wurde die Heirath vollzogen; aber der schwächliche Ehemann starb bald darauf, und man sagt, er habe zuvor seine Gemahlin zur Erbin seines ganzen Landes eingesetzt. Brandenburg nahm sogleich Krossen, Freistadt und Glogau in Besitz; aber es fanden sich Miterben, die nähere Ansprüche haben wollten, nämlich Herzog Hans II. von Sagan, ein Bruderssohn des Verstorbenen, sodann Matthias von Ungarn und Wladislaus von Böhmen, denen, als obersten Lehnsherren, das erledigte Land anheimgefallen war. Die glogauer Stände waren aber durch Hans von Sagan gewonnen, der keine Versprechungen und Schmeicheleien geschont hatte, um dieselben für sich günstig zu stimmen, so daß der größte Theil des Fürstenthums in seine Gewalt gerieth. Damit nicht zufrieden, fiel er verwüstend in die Marken und drängte den Kurprinzen bis nach Frankfurt, wo er ihn hart belagerte. Die Frankfurter wehrten sich aber so ritterlich, daß er die Belagerung aufheben mußte, und nicht besser erging es ihm bei Krossen. Um so fürchterlicher haus'te er auf dem platten Lande, und der Kurprinz vermochte nicht, ihm im offenen Felde entgegenzutreten, da er sich auf die mit Albrecht unzufriedenen Märker zu wenig verlassen konnte. In dieser Verlegenheit wendete er sich an seinen Vater, der ihm Hülfe

versprach, auch (1478) mit fränkischen Truppen selbst erschien, worauf der Krieg bald eine bessere Wendung nahm. Ein Vertrag kam zu Stande, nach welchem Hans Glogau und den größten Theil der dazu gehörigen Landstriche behielt, das Haus Brandenburg aber (vorläufig nur die Herzogin Barbara), als Unterpfand für die versprochenen 50,000 Dukaten, Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg bekam. Die Pfandschaft wurde 1538 in Lehn verwandelt, und die genannten Städte blieben brandenburgisch bis auf den heutigen Tag.

Längst schon hatte der Kurfürst das Räuberunwesen als einen Gräuel betrachtet, der unter allen Umständen ausgerottet werden müsse; deßhalb gab er die strengsten Befehle, machte es allen Unterthanen zur Pflicht, die Strauchdiebe und Buschklepper zu verfolgen und sie den Gerichten zu überliefern, welche sodann mit der Bestrafung nicht säumen sollten. In der Altmark und Priegnitz wurden auch wirklich viele Raubschlösser zerstört; allein dem Uebel war dennoch nicht gründlich abgeholfen.

Ein merkwürdiger Beweis für Albrechts Umsicht ist die ewige Erbordnung, welche er 1473 zu Köln a. d. Spree errichtete. Es lagen ihm zu viele traurige Erfahrungen vor Augen, daß aus der Zersplitterung der Länder das größte Unheil für dieselben erwachsen war, und um diesem vorzubeugen, bestimmte er für

ewige Zeiten: «Ist nur ein männlicher Sprosse des Regentenstammes vorhanden, dann beherrscht dieser sowohl die Marken, als auch die Besitzungen in Franken. Sind deren zwei, dann bekommt der ältere die Marken, der jüngere jene Fürstenthümer. Bei drei Erben erhalten die beiden jüngsten das fränkische Erbe, die Marken bleiben ungetheilt. Mehr als drei regierende Linien darf es nicht geben. Kein Theil des Landes oder seiner Gerechtsame darf je verkauft oder verpfändet werden. Die Töchter erhalten kein Land, sondern nur ein Heirathsgut von 10,000 Gulden.»

Diese Hausordnung wurde noch in demselben Jahre durch den Kaiser Friedrich bestätigt, und obgleich sie nicht immer streng gehalten worden, so hat sie doch mit den Grund zu Brandenburgs und Preußens Größe gelegt. Das Kurfürstenthum umfaßte jetzt 602 Geviertmeilen.

Im Jahre seines Todes (1486) begab sich Albrecht noch zur römischen Königswahl nach Frankfurt, wo er mit aller Kraft für den trefflichen Maximilian I. stimmte, aber schon so schwach war, daß er sich zu den Feierlichkeiten mußte auf einem Sessel tragen lassen. Er starb auch zu Frankfurt, und der Kaiser ließ ihn mit großem Gepränge auf einem Schiffe nach Heilbronn zur letzten Ruhestätte führen.

Aus dem Vorstehenden erhellt Albrechts Charakter wohl zur Genüge, und wir haben nur noch zu erwähnen, daß

er auch ein sehr freisinniger Mann war. Eine seiner Töchter, Namens Ursula, hatte er an einen böhmischen, hussitisch-gesinnten Prinzen vermählt, weßhalb ihn der Papst in den Bann that. Das kümmerte ihn nicht im Geringsten. — Baireuth wurde mit dem Interdikt belegt, und er schrieb an den Hauptmann des Fürstenthums: «Man muß sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuz. Der Hauptmann soll die Todten den Pfaffen ins Haus tragen, dann werden sie dieselben wohl begraben. Sie hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen. Wenn sie uns mit dem Banne von dem väterlichen Erbe drängen wollen, so werden die Bannbriefe nicht lange ausbleiben wegen der Zehnten, denn die Geistlichen meinen, diese gehören ihnen alle und vielleicht neun Theile dazu.» — Für solche und ähnliche Lästerungen gab es aber auch keinen Schandtitel, mit welchem die Pfaffen den Kurfürsten nicht belegt hätten.

Johann Cicero oder der Große. 1486—1499.

Nach der Albrechtschen Hausordnung folgte Johann, als der älteste Prinz, seinem Vater in der Regierung der Marken, welche er sodann wieder an seine Kinder vererben konnte, während sein Bruder Friedrich Anspach, und sein anderer Bruder Sigismund Baireuth bekam. Ein vierter Bruder, Georg, war für den

geistlichen Stand bestimmt. Den Beinamen Cicero *) erhielt er von seiner Fertigkeit, sich in der lateinischen Sprache mit großer Eleganz und Geläufigkeit auszudrücken; den Großen nannte man ihn wegen einer ganz zufälligen Ursache, nämlich wegen seiner außerordentlichen Leibeslänge.

Man muß annehmen, daß Johann Cicero von 1470 ab regiert hat, denn sein Vater übergab ihm schon da die Statthalterschaft über die Marken, um die er sich später auch wenig bekümmerte. Die ganze Last der Regierung lag also auf den Schultern eines funfzehnjährigen Prinzen, und diese Last war nicht gering. Die Unzufriedenheit mit Albrecht trug man auf seinen Sohn über und widersetzte sich entweder dessen Anordnungen oder fügte sich nur mit Unmuth. Vielen erschien der Regent auch gar zu jugendlich, so daß schon deßhalb der Respekt fehlte. Dazu kam noch, daß Johann, als ein guter Sohn, sich durchaus in den Willen seines Vaters fügte, wenn er auch fest überzeugt war, Manches müsse eigentlich anders sein, manche Maßregel sei zu drückend. Alles Geld, was die Marken einbrachten, sendete er nach Franken, wo es in glänzenden Festen verschwendet wurde, während er selbst an dem Nothwendigsten Mangel litt. Zum Glück hatte er seine Erziehung vom

*) Der berühmteste Staatsmann und Redner in Rom. († 43 v. Ch.).

dritten Lebensjahre an unter der Aufsicht und an dem Hofe seines Oheims Friedrichs II. erhalten und war hier schon an Entbehrungen gewöhnt worden, so daß es ihm ein Leichtes war, zu Gunsten Anderer selbst zu darben. Erst sorgte er für seine Unterthanen und für seinen Vater, dann zuletzt für sich; er war persönlich jedes Opfers fähig, wenn es darauf ankam, etwas Gutes zu befördern.

Man bedenke die Verhältnisse in damaliger Zeit. Das Land begriff kaum 600 Geviertmeilen und war gewiß um zwei Drittheile schwächer bevölkert, als heute. Die Ungunst der Zeiten hatte den Reichthum verringert; etwas Ackerbau und Viehzucht blieben die Haupterwerbszweige, und des cursirenden Geldes war nur wenig. Der Landesfürst war nicht viel mehr, als der erste Edelmann im Staate, der allerdings große Domainen besaß, welche ihm aber eben so wenig einbrachten, wie die ihm bewilligten Steuern, welche nur auf der arbeitenden Klasse lasteten, indem Adel und Geistlichkeit keine zahlten. Dafür mußte zwar der Edelmann auf eigne Kosten zu Felde ziehen, aber der Priester — that nichts, er wollte noch haben. Wie gering war also das Einkommen der Regierung, und doch mußte das Meiste davon nach Franken wandern, konnte nicht zum Nutzen des eignen Landes verwendet werden. Johann war also jeden Falls in einer bedrängten Lage. Auf der einen Seite wollte er dem Lande nicht zu viel thun, auf der andern aber auch den Wünschen und Befehlen seines Vaters nach-

kommen — und wahrhaft rührend sind die Briefe, welche der junge Prinz in seinem Drange an den entfernten Kurfürsten richtete, und deren Inhalt wir schon oben (S. 370) angedeutet haben, die wir aber hier im Auszuge mittheilen:

Bei dem angedroheten Besuche seiner Tante aus Lauenburg schreibt er an seinen Vater: «Wenn diese Muhme kommt und Lager, Quartier und Futter haben will: so mögen Ew. Liebden zu erkennen geben, wie wir uns dabei zu verhalten haben: denn wir bedürfen keiner Ueberlager (lästiger Besuche), sondern haben mit uns und den Unsrigen selbst genug zu schaffen.»

Wegen Verlegung der Residenz nach Tangermünde schreibt er: «Die zweite Ursache, lieber zu Köln an der Spree zu bleiben, rührt von der Kost her, indem sonst zwei Höfe an zwei Enden gespeis't werden müßten. Auch ist ferner zu erwägen, ob es, da die altmärkischen Städte der Herrschaft widerwärtig sind, wohlgethan sein würde, uns bei ihnen aufzuhalten; denn, sollten sie uns jetzt Ungehorsam beweisen und wir uns gegen sie nicht nach Gebühr betragen können: so würde dadurch die Ohnmacht der Herrschaft offenbar und zum Widerstand noch mehr Gelegenheit gegeben werden.»

Der Mangel an Geld treibt ihn zu der Klage «Die Gläubiger wollen bezahlt sein, und wir müssen täglich Mahnung leiden, ohne das Mindeste zur Befriedigung gerechter Forderungen vorräthig zu haben, ja

wir müssen, zur Haltung unsers Hofs, täglich borgen und in demselben Jammer leben, wie vormals, als Ew. Liebden noch nicht an der Spitze der Landesregierung stand» (in den letzten Jahren des zweiten Friedrichs).

Wegen der Hochzeit mit der sächsischen Prinzessin Margaretha läßt er sich so aus: «Es wäre nun wohl Zeit, daß das angefangen werde, was wir von Teppichen und Stickereien erhalten sollen; von dem Unsrigen vermögen wir nichts darauf zu verwenden, wie Ew. Liebden wohl wissentlich. Item: Wir sind in unsrer Haushaltung gar schlecht versehen mit Bettgewand, Laken, Polstern, Tischtüchern und allem Andern, wozu auch etwaniges Geld gehört.» — «Viel lieber möchten wir siebenhundert, ja achthundert Personen von anderer Landesart, z. B. aus Meißen, Thüringen und Franken, eine Ausrichtung (Hochzeitmahl) geben, als fünfhundert und funfzig Niedersachsen. Wie das endigen wird, versteht Ew. Liebden besser, als wir es schreiben können, zumal da wir keinen Pfennig dazu irgend woher zu nehmen wissen und der Hafer sehr theuer ist. So haben wir auch von süßem Wein, sammetnen Polstern und Teppichen, wie es sich bei solchen Gelegenheiten zu haben geziemt, n i c h t s und können h i e r auch nichts zu Wege bringen. Deßhalb wir Ew. Liebden bitten, uns mit solchen und andern zur Nothwendigkeit gehörenden Sachen väterlich zu bedenken...»

Nicht einmal eine Reise zum Reichstage nach Augs-

burg gestattete sein Vater, obgleich der Sohn dieselbe zu seiner eignen Ausbildung unternehmen wollte. Er schreibt: «Hier innen im Lande sehen und lernen wir nichts, als allein dies, daß wir, zur Lust und auch zum Zeitvertreib, von einer Zeit zur andern nach Rehen und anderem Wilde jagen. Daher versitzen wir uns, sehen nichts, lernen nichts und wissen auch nicht, wie wir uns gegen Fürsten und Andere mit Ehrerbietung und mit Reden zu verhalten haben, wie ein niederländischer Landesfürst und Jäger, der sein Tage nichts gesehen und gehöret hat und ihm selbst, seinen Landen und Leuten wenig Nutzen schafft. Wir haben uns deswegen vorgesetzt, uns zu Ew. Liebden mit siebenzig Rittern hinzuzufügen und mit Euch als Eure Diener und Euer Hofgesinde den Reichstag zu besuchen. Wir bitten also Eure väterliche Liebe mit ganzem Fleiß kindlich treu, Ihr wollet uns gutwillig für Euer Hofgesinde und Diener annehmen...»

Wie mancher Andere hätte sich durch eine so drückende Lage niederbeugen lassen; doch des Prinzen Geist war schnellkräftig, und er, der eigne Noth kennen gelernt hatte, blieb nicht gleichgültig bei fremdem Unglück; er, der früh schon mit dem widrigsten Geschick gekämpft, ließ sich auch später durch kein Ungemach aus seiner philosophischen Fassung bringen. Die Wissenschaft entschädigte ihn für Vieles, was er entbehren mußte; daher die bewunderte Seelenstärke, daher die Liebenswür-

digkeit, die Ordnung, Sparsamkeit, die Liebe zum Frieden und die hohe Bildung, welche ihm den ehrenvollen Zunamen verschaffte. Als Jüngling von zwanzig Jahren bewirkte er durch seine Geistesüberlegenheit Frieden zwischen den erbittertsten Feinden, und hier war es eigentlich, wo er als ein Cicero erschien.

Wladislaus von Böhmen, Kasimir von Polen und Matthias von Ungarn waren nämlich mit einander im Streite begriffen wegen des Besitzes von Schlesien. Aussicht auf gütliche Beilegung des Kampfes war nicht vorhanden. Da warf sich Johann, der, wegen der Nähe des Kriegsschauplatzes, für die Marken besorgt war, zum Vermittler auf (1474). Die Parteien verstanden sich endlich zu einer persönlichen Zusammenkunft in der Nähe von Breslau, aber keiner war gesonnen, nachzugeben, das zeigte schon die äußere Erscheinung. Der Polenkönig war so in Pelze verhüllt, daß er sich nicht verbeugen konnte, während der König von Ungarn auf dem unbedeckten Haupte einen Kranz trug, den er doch nicht als Hut abnehmen durfte. Johann erschien mit 6000 Reitern und sprach so freimüthig und so eindringlich (Alles in lateinischer Rede), daß es ihm gelang, die Todfeinde zu versöhnen. Ob die mitgebrachten 6000 Mann nicht Hauptgrund der Nachgiebigkeit gewesen sind, ist schwer zu bestimmen. —

Fast sechzehn Jahre hindurch hatte Johann als Statthalter regiert; mit dem Tode seines Vaters (1486)

herrschte er nun selbstständig als Landesherr und Kurfürst. Die Brandenburger waren längst zu der Erkenntniß gekommen, daß sie an ihm einen trefflichen Regenten besaßen, deßhalb kamen sie ihm auch mit Liebe und Vertrauen entgegen, und er täuschte ihre Hoffnungen nicht. Die Bedürfnisse des Landes kannte er ja; jetzt, wo er weniger gebunden war, fing er an, die schon längst entworfenen Pläne auszuführen. Ganz im Gegensatze von seinen Vorgängern, wählte er die Marken zu seinem fortwährenden Aufenthalte und besetzte die wichtigsten Stellen nur mit Inländern, während früher fast lauter Franken die vorzüglichsten Staatsämter bekleidet hatten. Aber die Märker sollten auch tüchtig werden zu solcher Auszeichnung, deßhalb that er alles Mögliche, um wissenschaftliche Bildung unter ihnen zu befördern, fest überzeugt, daß nur durch dieses Mittel die alte Rohheit und Gemeinheit, welche seinen Vater so angeekelt, verschwinden könne. Unter seiner Regierung wurden die ersten Buchdruckereien, zu Berlin und Stendal, angelegt; zugleich finden wir berichtet, daß ein Bürger, Namens Zehender, die erste Apotheke in der ganzen Mark gegründet hat (1488), wofür ihm der Magistrat einen Wispel Roggen, freie Wohnung und Erlaß der bürgerlichen Abgaben gewährte. Auch der Adel gewöhnte sich mehr und mehr an ein gesetzmäßiges Leben; er unterwarf seine Streitigkeiten den Gerichten, und wenn hier und da die alte Rauflust

noch auftauchen wollte, dann war der sonst so gutmüthige Kurfürst ein unerbittlicher Richter. Es hat Fälle gegeben, wo er ordentliche Treibjagden auf die Schnapphähne anstellte. Nach und nach gestalteten sich so die Sachen immer besser, die Straßen wurden sicher, der Verkehr nahm zu, die Gewerbe hoben sich, der Ackerbau konnte ungefährdet betrieben werden und so stellte sich auch wieder Wohlstand ein.

Bei aller Sparsamkeit wollte es dem Kurfürsten doch nicht gelingen, mit den unbedeutenden Einnahmen die Landesschulden zu tilgen, die an der Wurzel des Staates nagten und manche gute Einrichtung verhinderten oder in ihrer Entwickelung lähmten; deßhalb wendete er sich an die märkischen Stände und forderte von ihnen Hülfe. Auf einem Landtage zu Berlin (1488) wurde bestimmt, daß sieben Jahre lang eine Ziese auf alles in den Städten gebrauete Bier gelegt werden sollte, und zwar auf jede Tonne 12 Pfennige, wovon für den Kurfürsten 8 zur Bezahlung der Landesschulden, für die Städte 4 zu ihrer Nutzverwendung bestimmt waren. Die Abgabe erscheint uns geringer, als sie, nach den damaligen Verhältnissen, wirklich war. Geld gab es wenig, und Bier wurde nicht nur im Lande viel getrunken, sondern kam auch zur Ausfuhr. Dazu rechne man noch die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn die Märker in dieser Zumuthung eine unerträgliche Bedrückung fanden,

die wohl einer Empörung werth sei. Mehrere Städte fügten sich gutwillig, z. B. Berlin und Köln, durch Friedrich II. zu sehr eingeschüchtert, als daß sie einen neuen Versuch zum Aufstande gewagt hätten; Stendal hingegen, reich und übermüthig als Hansastadt, wollte sich nicht zum Ziele legen, vielmehr rotteten sich die Zünfte zusammen (die ehrsamen Lakenmacher, Kürschner, Bäcker und Brauer), bestürmten das Rathhaus und zwangen den Magistrat zu der Erklärung, daß bei ihnen die Bierziese*) nicht eingeführt werden solle. Andere Städte, als Seehausen, Gardelegen und Salzwedel, ahmten das üble Beispiel nach und verweigerten die neue Abgabe ebenfalls. Der Kurfürst sendete drei Edelleute ab, um die Aufrührer zur Ordnung zu bringen und ihnen die Nothwendigkeit der Abgabe darzuthun; aber das war Oel ins Feuer gegossen, denn eben die Edelleute waren ja steuerfrei und gegen sie wendete sich der ganze Haß. Die armen Abgesandten wurden gemißhandelt und erschlagen, ja die Empörer vergaßen sich so weit, daß sie Angriffe auf die benachbarten adligen Güter unternahmen, diese ausplünderten und sich überhaupt manche Gräuelthat erlaubten. Nun war

*) Das Wort Ziese stammt aus dem Lateinischen. Man machte, um zu wissen, wie viel man gezahlt habe oder noch zahlen müsse, auf einem Kerbholze sogenannte incisiones (Einschnitte.) Acciese ist also eigentlich «hinzugekommene Ziese.»

nicht länger zu säumen; an der Spitze seiner Trabanten zog der Kurfürst selbst gegen die Wüthenden, trieb sie nach Stendal zurück, eroberte die Stadt ohne Mühe, ließ, für die drei erschlagenen Edlen, drei von den Empörern hinrichten, sich von der Stadt ihr Geschütz ausliefern, zwang sie zur Entsagung des Hansabundes, und belegte sie noch überdieß mit Geldstrafe und einer Doppelziese, die auf mehrere Jahre gegeben werden mußte.

Ganz ohne Erweiterung der Gränzen konnte es aber auch bei unserm Kurfürsten nicht abgehen; doch geschah es auf friedlichem Wege, durch Kauf. Auf diese Weise erwarb er nämlich die Grafschaft Zossen, wodurch zu den ererbten noch 6 Geviertmeilen hinzukamen.

Mehr als die Landeserweiterung lagen dem Kurfürsten besonders zwei Dinge am Herzen: friedliches Verhältniß mit seinen Nachbarn und Bildung des Volkes. Ersteres gelang ihm, da glücklicher Weise die benachbarten Fürsten ihren Sinn nicht auf Krieg gerichtet hatten, und nur einmal war ein Bruch mit Pommern nahe, wurde aber durch Friedrichs weise Nachgiebigkeit verhütet. Bogislaw war nämlich mit Margaretha, der Tochter Friedrichs II., vermählt, und die Ehe blieb ohne Kinder. Da kam nun der Pommernherzog auf den Gedanken, man habe ihm aus Absicht eine unfruchtbare Gemahlin gegeben, damit sein Land um so früher an Brandenburg fiele, und er verweigerte deßhalb nicht nur den Lehnseid, sondern betrug sich auch gegen die arme

Frau so roh, machte ihr so harte Vorwürfe, daß diese sich grämte, hinwelkte und starb (1489). Eine neue Ehe hingegen, die er mit einer polnischen Prinzessin schloß, war fruchtbar, wenigstens bekam er einen männlichen Erben, und in der Freude hierüber erkannte er Brandenburgs Lehnsherrschaft wieder an.

Die zweite Herzensangelegenheit des Kurfürsten fand größere Schwierigkeiten, meist begründet in den unzulänglichen Geldmitteln. Eine Landesuniversität schien ihm das höchste Bedürfniß, damit er und seine Nachfolger ferner nicht nöthig hätten, brauchbare Beamte vom Auslande zu beziehen. Die Idee beschäftigte ihn viele Jahre, doch konnte er damit nicht ganz ins Reine kommen, bis ein Zufall — doch wo giebt es in der Geschichte einen Zufall? — eine göttliche Fügung den Ausschlag gab.

Johann Cicero erreichte nur ein Alter von vierundvierzig Jahren; er nahm plötzlich an Körperfülle bedenklich zu, und bald traten alle Anzeichen der Wassersucht bei ihm ein. Wegen dieser Krankheit kam er mit vielen Aerzten in Berührung, unter andern auch mit dem Leipziger Professor Simon Pistoris. Dieser Mann war mit seinem Collegen, dem Professor Pollich, über eine verschiedene Ansicht in der Behandlung einer damals zuerst mit zerstörender Wuth auftretenden Krankheit, nämlich des venerischen Uebels, so in Streit gerathen, daß er und sein Gegner nicht länger in einer

und derselben Stadt wohnen konnten; doch wollten auch beide das akademische Lehramt nicht gern aufgeben. Pollich ging nach Sachsen und veranlaßte Friedrich den Weisen, die Hochschule Wittenberg zu gründen, während sich Pistoris nach Brandenburg wendete, wo er von dem Kurfürsten, der in ihm nicht bloß einen berühmten Arzt, sondern auch einen mit den akademischen Einrichtungen vertrauten Mann fand, mit offenen Armen aufgenommen wurde. Unbedenklich ging er auf die Vorschläge des Professors ein, der Frankfurt an der Oder zur Errichtung einer höhern Studienanstalt ganz geeignet fand. Papst und Kaiser ertheilten die Genehmigung, die Stände selbst, denen der Nutzen einer Landesuniversität in die Augen sprang, waren zu Geldbewilligungen geneigter, als je, leider sollte aber der treffliche Fürst die Erfüllung seines Lieblingswunsches nicht erleben. Schon war der Bau des neuen Fürstenkollegiums in Frankfurt angefangen, als der Tod den künftigen Beschützer der Anstalt auf einer Reise dahinraffte. Er starb zu Arneburg in der Altmark 1499, den 9. Januar, im dreizehnten Jahre seiner kurfürstlichen Regierung. Unter allen hohenzollerschen Fürsten war er der erste, welcher in der Mark begraben wurde, und zwar in dem Kloster Lehnin, wo die meisten der wackern Askanier die letzte Ruhestätte gefunden hatten. Sein Enkel Joachim II. ließ später den Leichnam in der Fürstengruft des Doms zu Köln an der Spree beisetzen.

Ein herrliches Denkmal aus Metall, ein Werk des hochberühmten nürnbergischen Künstlers Vischer, stellt ihn in der Kurtracht, liegend, aber lebensgroß dar.

Johann Cicero hinterließ zwei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter verheirathete sich mit dem nachmaligen Könige Friedrich von Dänemark, die jüngste mit dem Herzoge von Mecklenburg. Der Kurprinz Joachim folgte in der Regierung, der zweite Sohn, Albrecht, trat in den geistlichen Stand und wurde schon im 23. Jahre Erzbischof von Magdeburg, Bischof von Halberstadt, und im 24. Jahre Kurfürst von Mainz. Als solcher wird er in der Reformationsgeschichte merkwürdig.

Das politische Testament, welches der Vater seines Volks, Friedrich Wilhelm III. dem hochbegabten Sohne hinterlassen hat und das jedem Preußen ein köstliches Denkmal bleiben wird, erinnert an die Mahnungen, die Johann, da er das Ende seiner Tage herannahen fühlte, seinem Nachfolger schriftlich ertheilte. Da heißt es:

«Es stehen zwar Viele in dem Wahne, man erweise sich erst dann recht fürstlich, wenn man die Unterthanen belastet und durch Zwangsmittel ihr Vermögen erschöpft, es sei zur Befriedigung eigner Lüste, oder um verderbliche Kriege zu führen; hierdurch aber werden nur die väterlichen Reichthümer verschwendet. Man verliert die Liebe und das Vertrauen seiner Unterthanen,

man führt nicht mehr das Amt eines liebenden Vaters, sondern eines furchtsamen (furchtbaren) Tyrannen, und ich habe nie begreifen können, was ein solcher Fürst vor Ehre habe und wie es eine Sicherheit für ihn geben könne. Es ist eine schlechte Ehre, über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wohlhabenden und reichen Unterthanen zu befehlen.»

«Vom Kriegführen halte ich nichts; es bringt nichts Gutes. Wo man nicht zur Vertheidigung und Beschützung des Vaterlandes, d. h. um eine große Unbill abzuwenden, den Degen ziehen muß, ist es besser, davon zu bleiben.»

«Lasset Euch, mein Herzenssohn, die Gottesfurcht anempfohlen sein, sie ist die Quelle alles Guten; denn wer Gott fürchtet, wird nie Etwas begehen, was ihn gereuen könnte.»

«Nehmet die Armen in Euren Schutz: Euer Fürstenthum werdet Ihr nicht besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helfet, wenn Ihr den Reichen nicht gestattet, daß sie die Geringen überwältigen, und wenn Ihr Jedem Recht und Gleich widerfahren lasset.»

Vergesset nicht, den Adel im Zaume zu halten; denn dessen Uebermuth verübet viel Böses. Strafet ihn, wenn er die Gesetze und Landesverordnungen übertritt. Lasset nicht zu, daß er Jemand wider Gebühr beschweren könne.»

«Hätte Euch Jemand beleidigt, so bitte ich, daß Ihr es vergessen wollet. Einem Fürsten steht es nicht wohl an, wenn er Unbilligkeiten, die ihm im Privatstande widerfahren sind, rächen will. Straft dagegen die Schmeichler, die Euch zu Munde reden, ohne jemals für des Landes Wohlfahrt ihre Stimme zu erheben. Ihr könnt ihnen nicht folgen, ohne Eure klugen Räthe zu verlieren und Euch in die Gefahr schädlicher Neuerungen zu stürzen.»

«Liebster Prinz, ich verlasse Euch ein großes Land; allein es giebt kein deutsches Fürstenthum, worin noch mehr Zank und Mord im Schwange wäre, als unsere Mark. Wehret solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und sanftmüthig unter einander wohnen mögen. Zu diesem Ende bitte ich Euch, Ihr wollet an einem wohlbelegenen Orte eine Universität errichten, eine Anstalt, wodurch die Jugend in guten Sitten und Künsten unterrichtet werde.»

«Jetzt werde ich, liebster Sohn, versammelt zu meinen Vätern. Lebet glücklich und regieret wohl, so werden die Frommen Euch lieben und die Bösen fürchten. Ihr werdet von den Gegenwärtigen geehrt, von den Abwesenden gelobt, und wenn Ihr diese Vatertreue zu Herzen nehmt, mit unsterblichem Ruhme gekrönet werden.» — —

Würdiger, glauben wir, kann die Lebensgeschichte

des Ehrenmannes, Johann Cicero, nicht geschlossen werden, als durch die oben angeführten Worte.

Joachim I., genannt Nestor. 1499—1535.

Die väterlichen Ermahnungen waren bei Joachim I. auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Kaum 15 Jahre alt, übernahm er die Zügel der Regierung und handhabte sie mit männlicher Kraft, der eine auf wissenschaftliche Bildung gegründete Weisheit rathend zur Seite stand. In der lateinischen, französischen und italienischen Sprache wußte er sich auszudrücken wie in seiner Muttersprache, gewandt und körnig. In der Geschichtskenntniß war er wohl bewandert, eben so in der Arzneikunde. Daß er mit großer Vorliebe Sterndeuterei trieb, darf man nicht ihm, sondern seinem Zeitalter anrechnen. Den ehrenwerthen Beinamen «Nestor» *), den ihm seine Zeitgenossen verliehen, verdiente er gewiß mit vollstem Rechte. Selbst als er das Regiment führte, hielt er es nicht unter seiner Würde, noch zu lernen; deßhalb berief er den berühmten Abt Johann Trittheim (gewöhnlich Tritthemius genannt) aus Trier zu sich, damit er unter dessen Leitung die Mathematik und Astrologie von ihm aus dem Grunde

---

*) Ebenfalls ein griechischer Held vor Troja, von dessen Weisheit und Beredtsamkeit (es floß ihm die Rede lieblicher als Honig vom Munde) Homer ausführlich berichtet.

studirte. Auf einem Reichstage, wo ein päpstlicher Abgesandter erschien, verstand es keiner der anwesenden weltlichen und geistlichen Fürsten, die lateinische Bewillkommnungsrede zu halten; nur unser Kurfürst hielt, zur Verwunderung aller Anwesenden, auf der Stelle eine glänzende Anrede in lateinischer Sprache.

Joachim I. war durchaus ein tüchtiger Regent; kann man Etwas an ihm tadeln, so besteht es darin, daß er die — freilich nothwendige — Strenge bisweilen in unbeugsame Härte ausarten ließ, und daß er in Bezug auf Astronomie und mancherlei andern Aberglauben nicht über seinem Zeitalter stand. Er hat für die Marken wohlthätig gewirkt, und selbst da, wo er mit aller Hartnäckigkeit sich dem Bessern, nämlich der Einführung der Reformation, widersetzte, ist seine Handlungsweise, unter dem Segen der göttlichen Vorsehung, für seine Völker eine wahre Wohlthat geworden. Seine Regierung fiel in eine Zeit, in welcher gewaltige Umwälzungen in commerzieller, wissenschaftlicher, politischer und religiöser Hinsicht sich in ununterbrochenem Zusammenhange drängten; er wurde, oft wider Willen, mit fortgerissen und mußte ein Haupthebel der Ereignisse werden.

Die Erfindung oder vielmehr die Anwendung des Schießpulvers auf die Kriegskunst hatte dem Ritterwesen den tödtlichsten Stoß versetzt; auch die Städte konnten nicht mehr auf ihre Mauern und Wallgräben trotzen. Der Kompaß leitete kühne Segler zu unbe-

kannten Welttheilen, und die Buchdruckerkunst brachte die entferntesten Geister in die wohlthätigste Berührung. Selbst die Errichtung der Posten trug nicht wenig dazu bei, die wechselseitigen Mittheilungen zu erleichtern, und so konnte es wohl nicht anders kommen, als daß die allgemeine Bildung zu einer Höhe anwuchs, die in der gesellschaftlichen Ordnung auffallende Veränderungen hervorbrachte. Die Menschen waren mit einem Worte klüger geworden, konnten weder den albernen Pfaffenmärchen und Legenden Glauben schenken, noch länger unter der schmählichen Vormundschaft einer rohen und sittenlosen Geistlichkeit seufzen. Auch die Macht des Adels war gebrochen, und die freier aufathmenden Völker erblickten in den Fürsten ihre einzige Stütze, so wie diese wiederum die Gelegenheit beim Schopfe faßten und die zeitgemäßere Souverainität erstrebten. In Portugal, Spanien, England und Frankreich hatte sich die Macht der Herrscher schon mehr in dem Oberhaupte concentrirt; nur in Deutschland dauerte die Vielherrigkeit fort, da die Kaiser fast allen Einflusses auf ihre großen Vasallen baar und ledig waren. Dafür traten die einzelnen Fürsten um so entschiedener auf, und es gelang ihnen in ihrem kleinern Kreise, was jenen Monarchen in ihren großen Ländern nach manchen Kämpfen gelungen war.

Eine natürliche Folge hiervon blieb immer, daß die der Souverainität zueilenden Herrscher am wenigsten

den Anmaßungen des Papstes sich unterwerfen wollten. Die Päpste waren zum Theil selbst durch die, nach der Eroberung von Constantinopel eingedrungene altklassische Bildung in dem allgemeinen Strudel mit fortgerissen, und sie bereicherten ihre Bibliotheken lieber mit den herrlichen Geisteserzeugnissen der alten Griechen und Römer, als daß sie noch länger den Wust einfältiger Legenden aufgeschichtet hätten. Der heilige Nimbus war verschwunden, der Oberpriester in Rom war geworden wie andere Leute. Als Friedrich III. beim Papste Nikolaus V. um die Kaiserkrönung nachsuchte, wußte dieser gar nicht mehr, wie er zu solcher Ehre kam. Den folgenden Kaisern fiel es auch nicht wieder ein, sich ihre Würde zuvor in Rom bestätigen zu lassen.

In dem vielherrigen Deutschland aber wurde, wie oben gesagt, die Emancipation schwerer. Der Kaiser besaß eben nicht mehr Gewalt, als ihm die Fürsten gestatteten, die Fürsten waren wiederum durch ihre Edlen beschränkt, die sich, ebenfalls Herren über Land und Leute, ihnen ganz gleich stellten; hier kam es also darauf an, die schwache Oberlehnsherrlichkeit in wirkliche Souverainität zu verwandeln; so nur war es möglich, eine gesellige Ordnung zu gründen. Wir wollen nun sehen, was Joachim I. in dieser Hinsicht geleistet hat.

Er war funfzehn Jahre alt, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Nach der goldenen Bulle wurde zwar ein Fürst erst mit dem achtzehnten Jahre

successionsfähig, indessen verzichtete der bestellte Vormund Markgraf Friedrich von Anspach auf seine Würde. Zum Glück besaß Joachim in dem Bischofe Dietrich von Bülow von Lebus und in dem gelehrten Carion zwei erfahrene und treue Rathgeber, denen er gern sein fürstliches Ohr öffnete. Der Adel aber hoffte, bei der Jugend des Lehnsherrn, alle vermeinten Adels-Privilegien jetzt ungestraft ausüben zu dürfen und erfüllte wieder die Straßen mit Raub und Mord. Bauer und Bürger, so wähnte er, seien bloß für ihn da; diese auszuplündern oder todt zu schlagen sei nichts weniger als ein Verbrechen. Wenn darüber Alles zu Grunde gehe, das schade nichts; wenn nur er auf seinen Burgen schwelge und prachere. Und so dachten nicht nur einige rohe Landjunker, sondern selbst die hochgestelltesten Personen, Hofbedienten des Kurfürsten. Es war zum gemeinen Sprüchworte geworden:

«Stehlen und Rauben ist keine Schand;
Es thun's die Vornehmsten im Land.»

Ja, einzelne Familien waren so als Räuber berüchtigt, daß Reisende ihrer Litanei hinzufügten:

«Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenplitze
Behüt' uns, lieber Herre Gott!»

Unter so traurigen Umständen mußte der Kurfürst ernstlich eingreifen, und daran ließ er es wahrlich nicht fehlen. Kurz nach dem Anfange seiner Regierung z. B.

geschah es, daß ein Kaufmann in der Umgegend von Belitz, nahe bei Berlin, rein ausgeplündert, geknebelt und in einen Sumpf geworfen wurde. Hier sollte der Unglückliche verschmachten; doch es gelang ihm, nach Abzug des Räubers, sich der Fesseln zu entledigen, worauf er geraden Weges nach Berlin eilte, den Fürsten aufsuchte, ihm das Bubenstück erzählte und um Bestrafung des Räubers bat, den er unschwer aus den Herren am Hofe herauszufinden gedenke. Joachim, fest überzeugt, so etwas sei gar nicht möglich, versammelte dennoch alle Hofbeamte, und da erblickte der Beraubte gar bald in der Person eines prächtig gekleideten Höflings seinen Feind. Es war ein gewisser Herr von Lindenberg, sonst ein ganz feiner und beliebter Mann, der hoch in des Herrschers Gunst stand. Es scheint nicht einmal, als ob der Räuber lange die That geläugnet habe, die, nach allgemeiner Standesansicht, etwas ganz Gewöhnliches war; um so entrüsteter aber zeigte sich der Kurfürst; Lindenberg wurde ohne Gnade enthauptet.

Anstatt durch ein solches Strafexempel eingeschüchtert zu werden, hielt der Adel dieses Verfahren für einen Eingriff in seine Rechte; der Kurfürst hatte die Privilegien verletzt, und das konnte nur durch seinen Tod gesühnt werden. Wirklich schrieb einer der Kammerjunker — sein Name war von Otterstedt — an die Thür des fürstlichen Schlafgemachs die Drohworte:

«Jochimken, Jochimken, höde dy!
Wo wy dy krigen, hangen wy dy.»

und der Tolle war gesonnen, Wort zu halten; deßhalb lagerte er sich mit seinen Genossen im Köpniker Walde bei Berlin in einen Hinterhalt und lauerte dem Kurfürsten auf, der mit geringer Begleitung des Weges ziehen wollte. Beinahe wäre auch das Bubenstück gelungen; aber die Vorsehung wachte und sendete einen armen Bauer daher, der den Trupp Geharnischter bemerkt und Verdacht geschöpft hatte, den er seinem Landesherrn mittheilte. Schleunigst kehrte dieser um, nahm seine Trabanten zu sich, und nun ging es im vollsten Jagen auf die Rotte los. Da wurde Alles niedergehauen, zerstreut oder gefangen genommen, und unter den Gefangenen befand sich auch der saubere Herr von Otterstedt. Obgleich auch hier der Adel nicht verabsäumte, Gnade für den Schelmen zu erflehen, so achtete Joachim doch keine Bitten; zum abschreckenden Beispiele ließ er den Verbrecher viertheilen und seinen Kopf auf einer eisernen Stange über dem Köpniker Thore aufpflanzen.

Die Strenge dauerte fort. Da galt es kein Ansehen der Person. Die Straßen wurden gefegt und die adligen Räuber schonungslos von den Trabanten eingefangen, worauf sie dann nichts mehr von dem Henkertode befreien konnte. In einem Jahre ließ der gerechte Fürst siebenzig Wegelagerer, unter denen sich vierzig Edle befanden, aufknüpfen.

Bürger und Landmann freuten sich dieser Strenge; waren sie doch von jetzt an ihres Eigenthums sicher. Der Adel war wenigstens eingeschüchtert; freilich erschien es ihm immer noch als ein großes Unrecht, daß ihr Kurfürst sich herausnähme, «edles Blut» zu vergießen, ja er bat sogar den Markgrafen von Anspach, daß er sich der — wie sie meinten — Unterdrückten annähme und seinen Neffen bewege, glimpflicher gegen Edelleute zu verfahren, da er doch selbst «adligen Geblütes» sei. Der Markgraf willfahrte ihren Bitten, mußte aber die schöne Antwort vernehmen: «Ich habe kein adliges Blut vergossen, sondern Schelme und Mörder nach Verdienst bestraft. Wären sie wahre Edelleute gewesen, dann hätten sie auch edle Thaten vollbracht und ihre Ehre nicht in der Schande gesucht.»

«Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.» Diesem Wahlspruche blieb der Kurfürst sein ganzes Leben hindurch getreu. Ein mecklenburgischer Edelmann war als Räuber gefangen. Seine Sippschaft war groß, angesehen und einflußreich, so daß nicht nur viele Edle, sondern auch Fürsten und selbst die nächsten Angehörigen Joachims sich für ihn verwendeten. Der Verbrecher wollte sein ganzes Vermögen als Lösegeld opfern; aber da hieß es: «Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe oder Strafbare für Geld frei lasse; und wenn dieser und jeder andere als Verbrecher Ergriffene hundert tausend

Gulden geben könnte, so würde doch Keiner meinen Spruch ändern.» — Der Edelmann wurde gehenkt.

Durch alle diese Strenge wurde aber nur für den Augenblick geholfen; das sah der Kurfürst wohl ein, und deßhalb gründete er Einrichtungen, die nachhaltiger wirken mußten. Sein tiefes Gefühl für das Recht führte ihn auf den richtigen Weg.

Zuerst bereis'te er (1515) alle Städte seines Landes, «um — so lauten seine eignen Worte — uns des Regiments und Wesens in unsern Städten und Dörfern zu erkundigen und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen, damit unsre Unterthanen an ihrer Nahrung zunehmen, sich bessern, und Frieden, Gericht und Recht bei ihnen erhalten werde.» Die Folge dieser merkwürdigen Reise war eine Stadtordnung, wonach durch alle brandenburgischen Länder gleiche Elle, gleiches Gewicht und gleiches Maß eingeführt wurde. Wer gegen diese Anordnung sündigte, dem wurde seine Waare confiscirt. Der Magistrat einer jeden Stadt hatte darüber zu wachen, daß die Bäcker gesundes und vollwichtiges Brod, die Fleischer gutes Fleisch und die Wirthe ungefälschtes Bier und reinen Wein lieferten. Schlechte Waare wurde weggenommen, und der Verkäufer derselben noch überdieß bestraft. Eine andere Verordnung suchte den Luxus zu beschränken, der mit der Zunahme des Wohlstandes sich überall ungebührlich geltend machte. Ferner sollten die Einkünfte der Städte

jährlich genau berechnet, nicht vergeudet, sondern zum Besten der Stadt verwendet werden. Die Vorsteher der Kirchen und wohlthätigen Anstalten mußten ebenfalls dem Magistrate, in Gegenwart der Geistlichen, Rechnung ablegen. Den Aufbau wüster Plätze belohnte der Kurfürst mit mehrjähriger Befreiung von allen bürgerlichen Lasten. Auch eine Feuerordnung wurde ins Leben gerufen und überhaupt viele zweckmäßige Anordnungen wurden getroffen.

Wichtiger für die Aufrechthaltung der Ordnung ist das schon im folgenden Jahre (1516) errichtete Kammergericht in Berlin, das höchste Gericht im Lande, dessen Aussprüchen sich selbst der Landesfürst unterwarf. Es wurde zusammengesetzt aus vier kurfürstlichen Räthen und acht Abgeordneten der Prälaten, Ritter und Städte. Dieß waren die Richter. Gewöhnlich ließ sich der Stifter den Vorsitz nicht nehmen, war er aber durch Krankheit, Geschäfte ꝛc. verhindert, dann bestellte er einen eignen Kammerrichter. Noch gab es vier Procuratoren, oder vortragende Räthe, welche die Streitsache auseinandersetzten, auf die Gesetze hinwiesen ꝛc., aber durchaus keine richterliche Stimme besaßen. Die Advocaten wurden von den Parteien beliebig gewählt; sie waren nichts, als Rechtsbeistände. Sechs Commissarien verhörten die Zeugen; ein landesherrlicher Fiskal zog für den Kurfürsten die Strafgelder ein, welche diesem allein zukamen. Entschieden wurde nach

römischem Rechte; das mündliche Verfahren und die Oeffentlichkeit verschwand; die gelehrten Richter machten die Sachen schriftlich ab. Man richtete über Alle, die keinem Hof-, Stadt- oder Landgerichte unterworfen waren, also über Grafen, Freiherren, Ritter und Edelleute, ingleichen über Räthe und Gerichte in Städten, wo eine Rechtssache verschleppt oder falsch behandelt worden. Den Richtern wurde es zur Gewissenspflicht gemacht, ohne Ansehen der Person zu entscheiden. Viermal jährlich saß das Kammergericht, dreimal auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Köln an der Spree, und einmal zu Tangermünde oder da, wo eben der Kurfürst sich aufhielt. Zuerst sollte der Weg der Güte versucht werden, helfe dieß nichts, dann schneller Betrieb des Processes und gerechter Spruch, von dem keine Appellation galt. So lautete des Kurfürsten Wille. Die Sporteln waren, um jeder Willkür vorzubeugen, auf das genaueste bestimmt. Muthwillige Kläger verfielen in Strafe.

Derselbe Fürst, der bei der Bestrafung der räuberischen Edelleute eine so rigoröse Strenge entwickelte, zeigte sich in allen übrigen Verhältnissen mild und menschlich. Wo er Lasten erleichtern konnte, that er es mit Freuden. Er sann Tag und Nacht darauf, Gesetze zu schaffen, die einen geregelten Rechtszustand begründeten. Als er hörte, daß zwischen seinen Unterthanen oft Zwiste und Processe wegen Erbschaften entständen, die um so heftiger würden, da jede Partei im Rechte

zu sein vermeine: so gab er eine, auf gesunden Menschenverstand gegründete Erbschaftsordnung, deren Grundzüge wir in unsrer heutigen Gesetzgebung noch vorfinden. Bisher hatte jede Stadt in Erbschaftsangelegenheiten ihr eignes Recht, was eben so mancherlei Streitigkeiten verursachte. Noch Eins: Bis auf seine Zeit war zufälliger und absichtlicher Mord ganz gleich bestraft worden; Joachim machte zuerst auf den großen Unterschied zwischen beiden aufmerksam und verhängte bloß über letztern die schwere Strafe. Von gleicher Milde und Gerechtigkeit zeugt ein Gesetz, wonach den Kindern der Selbstmörder oder unehelich geborner Eltern ihr Erbe nicht entzogen werden durfte ꝛc.

Es war mehr als Pietät gegen seinen trefflichen Vater, daß er dessen angefangenes Werk, die Gründung der Universität Frankfurt, zum Ziele führte. Nur wo wahrhafte Bildung herrscht, da gedeiht auch jedes Lebensglück, und nur durch eine Universität, das wußte er, ist wahrhafte Bildung möglich. Papst Julius II. hatte die Bestätigung ertheilt; jetzt kam es darauf an, tüchtige Männer heranzuziehen, durch welche der Ruf der neuen Hochschule begründet wurde. Pistoris, dessen wir oben Erwähnung gethan, war wieder fortgezogen; dafür waren andere Männer berufen, als: der Doct. Theol.. Koch, gewöhnlich Wimpina genannt, weil er in Wimpfen auf der Schule gewesen. Er bekleidete zuerst die Rectorwürde. Für die Philosophie wurde

M. Lindholz, und zum ersten Lehrer der Rechtskunde Dr. Johann Blankenfeldt eingesetzt. Das Kanzleramt der Universität wurde dem jedesmaligen Bischofe von Lebus übertragen. Der erste Kanzler war demnach Dietrich von Bülow, ein hochgelehrter Mann, Erzieher des Kurfürsten und von der Universität Bologna zum Doctor der Rechte ernannt. Dieser hielt am 1. Mai 1505 in der Oberkirche zu Frankfurt die lateinische Einweihungsrede, die sich lichtvoll über den Nutzen und die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Anstalten aussprach. Gegenwärtig waren, außer dem Kurfürsten, die vornehmsten Prälaten und Herren der Neumark. Das tief und allgemein gefühlte Bedürfniß sowohl, als auch die berühmten Namen der angestellten Lehrer zogen gleich im ersten Jahre an Tausend Studenten herbei; doch sank die Frequenz sehr bald wieder, da eine 1515 ausgebrochene Pest Lehrer und Zuhörer nach Kottbus vertrieb, und das benachbarte Wittenberg, von welchem eben ein neues, die ganze Welt erleuchtendes Licht ausging, da es sich an die Spitze der frischen Geistesbewegung stellte, welcher unser Kurfürst folgerecht abhold blieb, mit tausend Banden an sich fesselte und seiner Schwester in jeder Hinsicht den Vorrang abgewann.

Auf alle diese Einrichtungen sah der unwissende Edelmann mit Stolz und Verachtung, ja, als er glaubte, der Kurfürst sei anderweitig beschäftigt, versuchte er hier und da wieder die alte Lust der Wegelagerung, wobei

ihn selbst mancher der benachbarten Fürsten unterstützte. Wie ein Blitz traf aber des Rächers Strahl jeden Verwegenen, und nichts konnte ihn aus der Hand des zürnenden Fürsten erretten, der zwar kein Feind des Adels war, der vielmehr denselben in den meisten seiner Vorrechte kräftig beschützte, der aber sich in seinem Gewissen gezwungen fand, kräftig einzuschreiten, wenn der Edelmann zum Räuber herabsinken wollte. Dennoch gelang es ihm erst spät, den trotzigen Sinn der Herren so zu bändigen, daß auch die letzte Spur der Unsicherheit in den Marken verschwand.

Als wirklich grausam erscheint der Kurfürst nur, als er, auf sehr unsichere Anklagen, über die armen Juden eine harte Verfolgung ergehen ließ. Ein Kesselflicker aus Bernau, Namens Paul Fromm, hatte aus der Kirche zu Knoblauch im Magdeburgischen eine vergoldete Monstranz gestohlen, in welcher sich zwei geweihete Hostien befanden. Salomo, ein Spandauer Jude, kaufte ihm die eine Hostie ab und trieb mit derselben den abscheulichsten Muthwillen, durchstach und zerschnitt sie und sendete die einzelnen Theile mehrern seiner Glaubensgenossen, die ebenfalls ihre fanatische Wuth an diesen Heiligthümern ausließen. Dieß blieb nicht verschwiegen, der Käufer wurde gefänglich eingezogen, in der Stadt auf einem Wagen umhergeführt, endlich mit glühenden Zangen geknippen und verbrannt. Auch die übrigen Juden wurden gefänglich eingezogen; und wie

es nun zu gehen pflegt, ein Gerücht jagte das andere, freilich eins so unverbürgt als das andere: Nicht bloß an den Hostien hatten sich die Abrahamiden versündigt, nein, sie hatten auch geraubten Christenkindern das Blut abgezapft und es getrunken. Die Folter brachte bei den Unglücklichen Geständnisse hervor, von welchen ihr Herz nichts wußte, und so wurden dreißig der sogenannten Ueberführten auf den Scheiterhaufen gebracht, zwei aber, die sich in aller Schnelligkeit hatten taufen lassen, starben durch das Henkerschwert. Alle anderen mußten die Marken verlassen und mit einem fürchterlichen Eide angeloben, nie wieder in das Land zurückzukehren, wo sie gegen das Heiligste so arg gefrevelt. Ob und wie weit die Anklage begründet gewesen, ist jetzt schwerlich auszumachen. Möglich, ja wahrscheinlich ist es allerdings, daß ein rohes Volk, welches, bei aller Unterdrückung, seinem Glauben so treu anhing, Fanatiker und Abergläubische genug unter sich zählte, die ihre Rache an den Unterdrückern dadurch ausließen, daß sie die größten Heiligthümer gräßlich entweiheten oder ihre Wuth in dem Blute der Christenkinder abkühlten. Wer weiß, vielleicht wollten sie auch mit diesen Dingen, ganz dem Geiste jener Zeiten gemäß, Zaubereien treiben. — Die Sache sei, wie sie wolle, auf jeden Fall bleibt diese Judenverfolgung ein Punkt in Joachims Regierung, den man wegwünschen möchte.

Dem kräftigen Willen eines solchen Mannes mußte

sich Alles fügen. Die Stände bewilligten ihm ohne Widerstreben auf Lebenszeit die seinem Vater bloß auf sieben Jahre zuerkannten Bierziese und einen Hufenschoß, der immer aufs neue eingefordert und auf diese Weise stehend wurde. So, mit den nöthigen Geldmitteln versehen, konnte er seiner Regierung erst den gehörigen Nachdruck geben. Die Prälaten und Herren zahlten ein Drittheil und die Städte zwei Drittheile der Steuern, und der Kurfürst, der den Werth der letztern wohl erkannte, pflegte scherzend zu sagen: «der Adel ist das Haupt, die Bürger sind das Herz und die Bauern die Füße des Staates. Wenn Haupt und Füße leiden, so will das nicht viel sagen; wenn aber das Herz leidet, dann ist für das Ganze Gefahr.»

Aber nicht bloß für das Innere sorgte Joachim, sondern es gelang ihm auch, mit großer Geschicklichkeit, ohne jemals die Gewalt der Waffen anzuwenden, die Kräfte des Kurstaates nach außen hin bedeutend zu vermehren.

Zunächst brachen die alten Zwistigkeiten mit Pommern wieder aus. Der widerspänstige Bogislaus X., dem die Lehnsabhängigkeit von Brandenburg stets ein Gräuel war, hatte es bei dem Kaiser Karl V. wirklich dahin gebracht, daß Pommern für ein freies Reichslehn erklärt wurde. Joachim führte über diese Beeinträchtigung bittere Klage, und Karl ernannte eine Commission, welche die beiderseitigen Ansprüche genau untersuchen

sollte; doch der Pommernherzog verstand sich zu nichts. Endlich machte der 1523 erfolgte Tod des Unversöhnlichen allen Streitigkeiten ein Ende. In einem Vertrage zu Grimnitz (1529) wurde der berühmte Vergleich geschlossen, nach welchem Brandenburg die pommerschen Herzöge als freie Reichsfürsten mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen anerkannte, jedoch die Mitbelehnung vom Kaiser (der Kurfürst faßte gleich den Pommerherzögen die Lehnsfahne mit an) und die Versicherung erhielt, daß nach dem Aussterben des pommerschen Mannsstammes das ganze Land dem Kurfürsten anheim fallen sollte. Von jetzt ab blieb zwischen beiden Häusern ein gutes Vernehmen; Brandenburg und Pommern traten sich sogar durch die engsten Familienbande immer näher, bis endlich der Anfall wirklich erfolgte. Georg I. von Pommern heirathete Joachims jüngste Tochter Margaretha.

Das Gebiet des Staates erweiterte sich, da durch den Tod Wichmans, des letzten männlichen Erben der Grafschaft Ruppin (33 Geviertmeilen), dieses bedeutende Lehn unbestritten an die Kurmark zurückfiel; leider blieb aber die dem Hause Anhalt verpfändete Grafschaft Lindau im Besitze dieser Fürsten, obgleich sich Joachim zur Bezahlung der 1700 Mark betragenden Pfandsumme anheischig machte. Peiz und Kottbus, früher verpfändet, lös'te Joachim ein, und die Neumark brachte er wieder in den völligen Besitz seines Hauses,

indem er dem Hochmeister den freien Durchzug deutscher Söldner durch Brandenburg nicht eher bewilligte, als bis dieser, im Namen des Ordens, jedem Rechte des Wiederkaufs feierlich entsagt hatte.

Doch wir brechen hier in der Geschichte Joachims I. ab, indem wir sein Verhältniß zu dem großen Weltereignisse der Reformation für ein eignes Kapitel aufsparen. Das Vorstehende wird aber hoffentlich zu dem Beweise hinreichen, daß einem Manne, welcher mit solcher Energie und Umsicht der geselligen Ordnung die neuern, festbasirten Grundlagen gab, der Ehrentitel «Nestor» mit dem vollsten Rechte zukam.

Achtes Kapitel.

Allgemeine Zustände in den Marken und den angränzenden Ländern.

Der Orden in Preußen ist, nach langen Kämpfen mit dem jetzt mächtigen Polen, in schmähliche Ohnmacht versunken. Die alten, ehrwürdigen Institutionen haben sich überlebt, und eine Umwandlung der ganzen Verfassung erscheint von Tage zu Tage nöthiger. Pommern, viel zu schwach, um auf den Gang der Welt-

begebenheiten einzuwirken, hat genug zu thun, um sich von seinen mächtigen Nachbarn, Polen und Brandenburg, unabhängig zu erhalten. Das letztere Land hingegen hat durch die Hohenzollern sich wieder zu einer Macht emporgeschwungen, die, bei der damaligen Lage der Dinge, durchaus nicht unbedeutend genannt werden kann. So sind die äußern Verhältnisse; die innern bieten im Allgemeinen für unsere Betrachtung eben kein ansprechendes Bild dar.

Mit dem Sinken des geistlichen Ansehens steigt die Macht der Fürsten, welche der eigentlichen Souverainität mit Riesenschritten entgegeneilen. Bald soll ihnen auch der räuberische Adel unterliegen, der gegen sie und die reichen Städte nicht mehr aufkommen kann. Am beklagenswerthesten erscheint das Loos des Bauern, der allein rechtlos dasteht, an die Scholle gefesselt und der rohen Willkür übermüthiger Dränger anheim gegeben.

Die immerwährende Geldnoth bei den Fürsten hinderte manches gute Unternehmen. An den Höfen überbot man sich im Prunken und wußte doch nicht, wovon man die Kosten dazu bestreiten sollte. Die Herrscher umgaben sich mit gemietheten Trabanten, führten mit ihnen ihre Kriege, verarmten dadurch und entwöhnten den Adel und die Bürger von der Führung der Waffen. Die Einkünfte reichten nicht aus, daher das Verkaufen und Verpfänden von Ländern, Gütern, Schlössern, Gerechtsamen und dergl. In Brandenburg, wo die Kurfürsten

größere Gewalt besaßen und wo die Verwaltung schon geregelter erschien, stellte sich das Verhältniß zuletzt besser; indessen wissen wir, wie Johann Cicero oft an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel litt, stets gemahnt wurde und ihm Niemand mehr borgen wollte. Noch schlimmer ging es in Pommern; da war eine gräuliche Wirthschaft. Herzog Erich II. forderte einst von seinem Verwalter Rechenschaft, und da ergab es sich, daß alle Einkünfte schon längst verzehrt und noch 1400 Mark Schulden gemacht waren. Erbos't fluchte der Fürst: «Da schlage vierzehn Hundert Mord zu! Wie kann das sein?» Frech genug erwiederte der Andere: «Nein, Herr, den schlage vierzehn Hundert Mord, der von eines Andern Gut nicht wohl leben mag!» Der Herzog aber lachte: «Ja, ja, Herr Zöllner, Ihr sagt ganz recht; wer da soll rathen, der muß auch baten» (Nutzen davon haben).

Nach Erichs Tode stand es noch schlimmer. Die hinterlassene Wittwe lebte in wilder Ehe mit ihrem Hofmeister und ließ ihre beiden Prinzen zerlumpt und zerrissen, in Gesellschaft der ärgsten Gassenbuben, ohne alle Aufsicht umherlaufen, und daran nahm Niemand Aergerniß, bis ein Bauer, Hans Lange, aus dem Dorfe Lantzke, den ältesten Prinzen in dem schmutzigsten Aufzuge erkannte. Das rührte ihn, und er brach treuherzig in die Worte aus: «Hartog Bugslaff, wo geistu so her, efft du nergent tho huß hörest? Will di de moder

nichts gewen, dat du so schlim kleder un scho hebbest?» Das half; der Prinz forderte und die Rabenmutter wies ihrem Sohne den Pacht zu, welchen der ehrliche Hans ihr zu entrichten hatte, und dafür kaufte ihm dieser Tuch zu Rock und Hosen, Parchent zum Wams und ein Paar neue Schuhe. So stattlich herausgeputzt trat der Prinz vor seine Erzeugerin, der er aber in dem neuen Anzuge so wenig gefiel, daß sie ihn vergiften wollte. Er flüchtete zu seinem Bauer, der ihm ein Pferd und ein Schwert gab, womit er zum Oheim Wratislaw ritt, der sodann das Land aufbot, das böse Weib vertrieb und seinem Neffen die Regierung zugestand. So vorbereitet kam Bogislaw X. zur Herrschaft. In welchem Zustande er sein Erbe fand, läßt sich aus dem Obigen schließen, und daß er es nicht in einen bessern bringen konnte, war eben so gewiß. Die herzoglichen Einkünfte betrugen, Alles in Allem, jährlich 6150 Thaler. An Glanz in der Hofhaltung sollte es nicht fehlen, das Hofgesinde konnte aber nicht bezahlt werden; deßhalb legte es sich auf Straßenräuberei, was der Herzog recht wohl wußte, aber nicht zu hindern vermochte; sah er sich doch selbst genöthigt, um nur das Leben zu fristen, mit seiner ganzen Dienerschaft wochenlang in den reichen Klöstern ein Unterkommen zu suchen.

Die Geldnoth der Fürsten machte stets außerordentliche Steuern nothwendig, die aber freilich nur von den Prälaten, Rittern und Städten bezahlt werden konnten,

da der Bauer, als Leibeigner, kein Eigenthum besaß. Die Steuernden verlangten dafür aber auch besondere Rechte, damit ihnen nichts Ungehöriges aufgebürdet werde, und so bildeten sich zuerst die Landstände aus, welche Steuern bewilligten oder versagten und überhaupt sich jedes Eingriffs in ihre Rechte erwehrten. So war der Fürst ohne die Stände gar nichts, und kam er in irgend eine Verlegenheit, so mußte er wohl diesen Mitregenten noch mancherlei Rechte und Freiheiten einräumen, durch welche seine eigene Macht immer mehr beschränkt wurde, ja sie erhielten das Recht, den Landesherrn, wenn er willkürlich Uebergriffe versuchte, kurzweg abzusetzen.

Um auch Andere zur Besteuerung heranzuziehen, kam man frühzeitig darauf, nicht bloß den Grundbesitz zu belasten, sondern auch auf den Gebrauch der Lebensmittel eine Ziese zu legen. So entstand der Bierpfennig, weil dazu — wie der hochweise Rath in Breslau sich ausdrückte — «Geistliche, Fremde, ledige Burschen, Huren und Buben» beitragen mußten. Mit den Zöllen hatte es eine andere Bewandtniß; diese waren ein landesherrliches, vom Kaiser verliehenes Vorrecht, auf welches aber häufig durch besondere Verträge verzichtet wurde.

An die Stelle der alten Rechtsgewohnheiten und des öffentlichen Gerichtsverfahrens war fast überall das römische Recht getreten. Seit der Errichtung der Universitäten nämlich, deren erste Lehrer ihr Wissen meist

in Bologna und Paris geholt hatten, wo sie Gelegenheit gefunden, das sichere römische Recht mit den unsichern, ungeschriebenen deutschen Gesetzen zu vergleichen, machte sich die Sache fast von selbst. Wir haben bei der Errichtung des Kammergerichts gesehen, wie auch hier bloß nach römischem Rechte entschieden wurde und welchen Einfluß dieses auf die bürgerlichen Zustände ausübte, wie alle Theilnahme des Volks am Gemeinwesen dadurch verdrängt wurde.

Es ist jetzt die Zeit, wo die Geistesbildung überall mit Macht herein drang und den Ideen, welche nun bald allgemeine Geltung erhielten, gewaltig vorarbeitete. Seit der Stiftung der Universität Prag (1347) wuchsen ähnliche Anstalten in Menge empor und erfreuten sich eben so wohl des Schutzes der Fürsten, als des Beifalls der Landeseinwohner. Die Hochschule zu Krakau entstand 1364, zu Wien 1365, zu Rostock 1415, zu Greifswalde 1456, zu Frankfurt 1505, zu Wittenberg 1508.

Ueber den außerordentlichen Luxus, der besonders in den reichen Handelsstädten herrschte, haben wir schon früher gesprochen, eben so über die fürstlichen und obrigkeitlichen Verordnungen, die solchem Unwesen steuern sollten, freilich aber immer ohne Erfolg blieben. Hier nur noch nachträglich, wie unter Joachim I. die Glieder der Familie Belkow zu Frankfurt, bei der Anwesenheit des Kurfürsten, in sammetnen, mit Perlen gestickten

Stiefeln im tiefsten Kothe herumgingen, auf den Topfmärkten umher ritten, alles irdene Geschirr zerschlugen und dann doppelt bezahlten, endlich ihre Pferde, wenn sie erhitzt waren, vor den Rathskeller führten und mit Malvasierwein begossen. Aehnliche Albernheiten ließen sich noch viele erzählen; doch würde man einen argen Fehlschluß machen, wenn man von den Excessen Einzelner auf den allgemeinen Wohlstand schließen wollte. Der Zeitgeist brachte es so mit sich, daß man im Allgemeinen höchst einfach lebte; wenn es aber galt, dann kannte die Verschwendung keine Gränzen. So war es bei dem Fürsten wie bei dem Bürger. Das Hauswesen des erstern kostete durchschnittlich nicht so viel oder war vielmehr einfacher, als heutzutage bei einem nur einigermaßen wohlhabenden Manne; ging er aber zu einem Reichstage oder zu einer andern Festlichkeit, dann wurde nicht geschont, und nicht bloß die Ersparnisse von Jahren, sondern selbst die Einkünfte für eine lange Zukunft mußten in wenigen Tagen verpraßt werden. Eben so machte es der Bürger. Was er durch viele Arbeit, Mühe, kärgliches Leben erspart hatte, das verflog bei einer einzigen Hochzeit, Kindtaufe oder bei dem Begräbnisse eines nahen Anverwandten. Einzelne waren allerdings ungeheuer reich, aber der Zustand der Menge blieb um so beklagenswerther. Daher auch die große Unsittlichkeit, da der Reiche sich Alles erlaubte und der arme Mann sich zu Allem gebrauchen ließ. Mord, Unzucht waren

an der Tagesordnung, und die grausamsten Bestrafungen konnten nicht dazu beitragen, die Zahl der Verbrecher zu mindern. In der einzigen Stadt Breslau wurden in einem Zeitraume von funfzig Jahren nicht weniger als dreihundertundzwanzig Verbrecher gehenkt, geköpft, gerädert, verbrannt, geviertheilt, gesäckt, lebendig begraben ꝛc., und dennoch blieb die Sache beim Alten. Was sagen die Leutchen, die in dem Mittelalter alle Tugend und Frömmigkeit erblicken, zu obigen Zahlen? Was sagen sie dazu, wenn berichtet wird, wie in allen größern Städten ganz öffentlich Bordelle gehalten wurden und es eben für den Cavalier keine Schande war, selbst am hellen lichten Tage, diese Stätten des Lasters zu besuchen? —

In einem Stücke waren die Deutschen ihren Altvordern ganz treu geblieben, nämlich in dem unvernünftigen Saufen. Wie es bei Ehrentagen herging, haben wir schon oben berichtet; Gäste und Wirth wußten zuletzt von ihren Sinnen nichts mehr. Für Meister und Handwerksgesellen waren die blauen Montage, an welchen sie nicht arbeiteten, aber desto mehr schlemmten, immer bedenklich; hält man doch dafür, der Name sei entstanden, weil man sich an diesen Tagen so weidlich abgeprügelt, daß die Buckel braun und blau geworden*).

*) Eine andere Meinung ist: Im funfzehnten Jahrhundert wurden des Montags in der ersten Fastenwoche die Kirchen

Es galt für einen Ehrenpunkt, recht viel zu trinken, selbst das Trinken pro poena (zur Strafe), wie es sich bis noch vor Kurzem auf mancher deutschen Universität unter den Musensöhnen erhalten hat, finden wir schon frühzeitig angedeutet. In den Kapitularien Karls d. Gr. wird ausdrücklich verordnet: «Die Grafen sollen ihre Untergebenen nicht zum Saufen prügeln.» Die groben Bußen des Bulletrinkens führten verschiedene Namen, so in Pommern: Ein Kleeblättlein, d. h. drei Glas hinter einander, jedes in einem Zuge ausgetrunken. Setzt man das vierte hinzu, so ist dies der Stengel zum Blatt. Den Fuchs schleffen (auch noch jetzt heißt in Thüringen eine große Bierkanne «der Fuchs oder die Schleifkanne») bestand darin, daß Einer eine große Kanne nahm, dem Nachbar und dieser wieder dem Nachbar zutrank, bis es an den Letzten kam, der den Rest herausholen mußte, und sollte derselbe auch noch so groß sein. Darauf trank dieser aus einer frischen Kanne, und das Spiel ging nach voriger Weise, bis Keiner mehr trinken konnte. War man recht lustig, dann wurde die Parlenke getrunken, d. h. man nahm

mit violettem und bläulichem Zeuge ausgeschlagen. An diesem Montage arbeiteten die Handwerksgesellen nicht, und das hieß «der blaue Montag». Später trug man diesen Gebrauch auf alle Fastenmontage über, und zuletzt auf alle Montage im Jahre, die nun insgesammt blaue Montage wurden.

eine große Schale, trank sie Einem zu, und wenn sie bald leer war, schüttete man das Uebrige dem Andern ins Gesicht und zerschlug die Schale auf dessen Kopfe. Darüber durfte Niemand sauer sehen, wenn er nicht ausgelacht werden wollte. Man trieb den Unsinn noch weiter in dem sogenannten Einen zum Wasser reiten. Der trinken sollte, ließ sich auf Hände und Knie nieder, ein Anderer setzte sich auf seinen Rücken und ritt zu der entfernt stehenden Schale hin, welche das improvisirte Pferd in seiner thierischen Stellung austrinken mußte. Ein Ritter brachte es bei dem Herzoge Wratislaw IX. dahin, daß er bis zur Schale kam, war aber schon so überfüllt, daß er, anstatt das Gefäß auszutrinken, dasselbe vollspie, was gewaltige Kurzweil machte. — Wenn man rief: «Kurle, murle, Puff,» dann wurde ein kleineres Glas bis auf die Nagelprobe geleert, widrigen Falls der Sünder aufs neue Kurle, murle, Puff trinken mußte.

In allen diesen und noch vielen andern Kunststückchen zeigten auch die geistlichen Herren eine besondere Stärke, gleich wie sie es auch in anderen Dingen mit der Sittlichkeit nicht eben genau nahmen. So klagt ein Bischof von Brandenburg, seine Untergebenen wären zwar keine Ketzer, aber insgesammt arge Hurer, die sich rühmten, wenn ihre Köchinnen von ihnen schwanger würden, und die bei den Taufen ihrer Bankerte ihre Herren Confratres als Gevattern einlüden und dann baß schwelgten. Wie

es unter diesen Umständen mit den Wissenschaften stand, bedarf wohl keiner Erwähnung; Gelehrte waren, wie Joachim bei Gründung der Universität Frankfurt äußerte, in den Marken so selten, wie ein weißer Rabe. Die Mönche verstanden nicht einmal das Latein, welches sie beim Gottesdienste sangen, und die hier und da an den Domstiftern eingerichteten Schulen mußten aus Mangel an Lehrern wieder aufgehoben werden. Zum Glück war die reine Flamme bei einigen Wackern noch nicht erloschen, und sie leuchtete bald so, daß ihre Strahlen auch zu denen drangen, die im Finstern gesessen. Wie es bisher gewesen, konnte es nicht bleiben; das Bedürfniß nach einem neuen Aufschwunge der Geister machte sich zu fühlbar; die **Reformation ließ sich nicht länger aufhalten.**

Ende des ersten Theils.

Inhalt des ersten Theils.

Erster Abschnitt.

Die älteste Geschichte bis zum Erlöschen des anhaltinischen Hauses. X—1320.

Kapitel		Seite
I.	Das Land und dessen älteste Bewohner	5
II.	Die Einwanderung der Slaven; ihre Kriege mit den Germanen bis zur Gründung der Marken . .	10
III.	Preußen wird ein deutsches Ordensland	28
IV.	Die Markgrafen aus dem Hause Anhalt	42
V.	Innere Zustände . . . . , .	82
VI.	Nachträge.	
	1. Die Völkerwanderung in ihrem Ursprunge . .	97
	2. Das Christenthum	103
	3. Das Lehnswesen	118
	4. Die Hansa	125
	5. Die Welfen und Gibellinen	129

Zweiter Abschnitt.

Vom Erlöschen des anhaltinischen Hauses bis zum Anfange der Reformation. 1320—1517.

Kapitel | Seite

I. Das baiersche oder Wittelsbacher Haus in Brandenburg. 1324—1373 135

II. Innere Zustände in der Mark Brandenburg unter den baierschen Fürsten 198

III. Das luxemburgische Haus, 1373—1415 . . . 225

IV. Nachträge 257

1. Das Gelehrten- und Unterrichtswesen. . . . 258

2. Die Kirche 269

V. Der Orden in Preußen bis zum ersten Thorner Frieden. 1283—1411. 276

VI. Der Orden in Preußen bis zum zweiten Thorner Frieden. 1411—1466 303

VII. Das Hohenzollersche Haus in Brandenburg bis auf den Anfang der Reformation. 1415—1517 . . 327

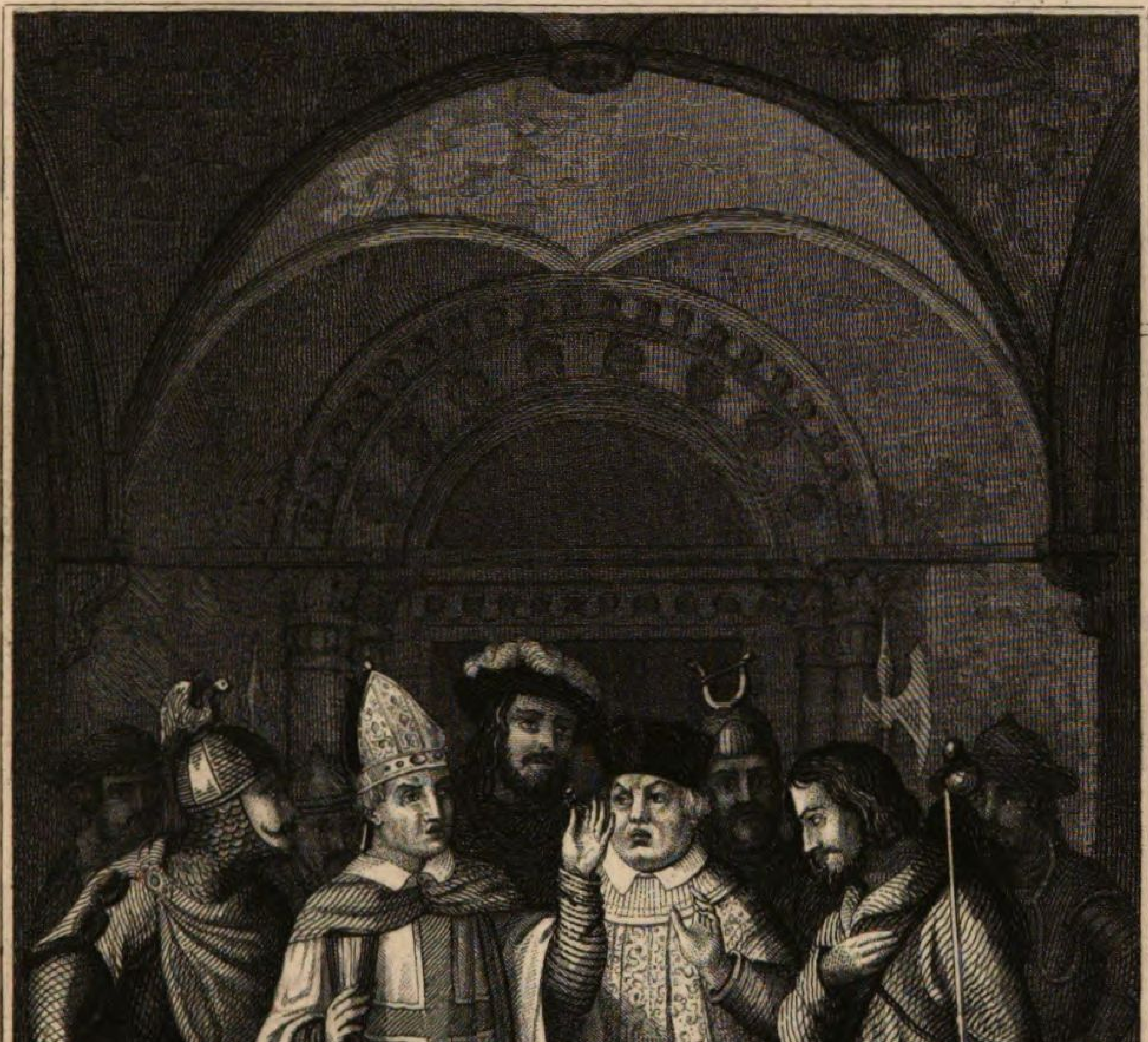
VIII. Allgemeine Zustände in den Marken und den angränzenden Ländern. 408

Art. Inst. v. C. W. B. Naumburg.

Herrmann von Salza entsendet 100 deutsche Ritter zur Eroberung Preussens.

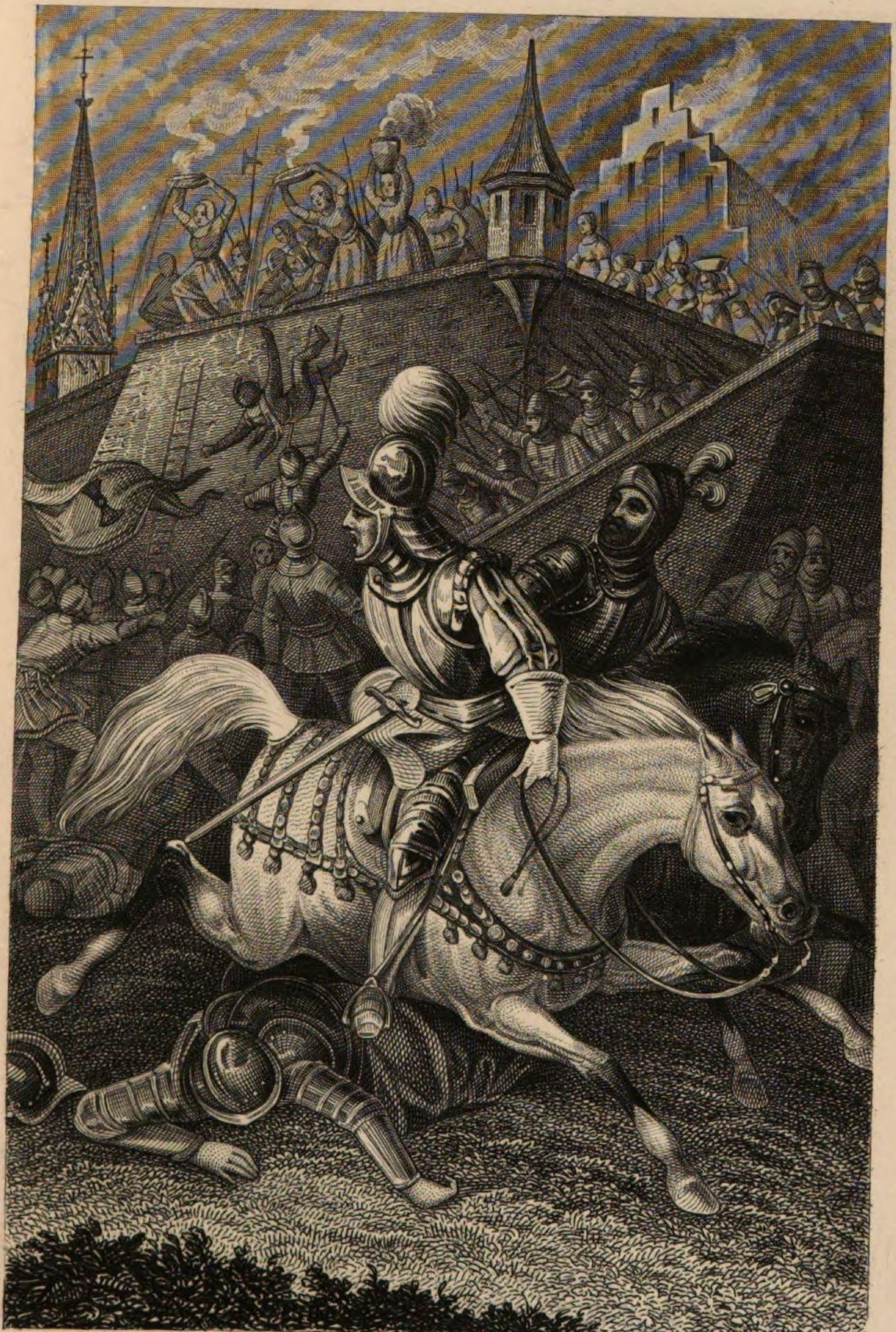
Perchek sc.

Albrecht der Bär wird vom Kaiser Lothar mit der Margraf= schaft Soltwedel belehnt.



Perschek sc.

Der falsche Waldemar vor dem Bischofe von Magdeburg.

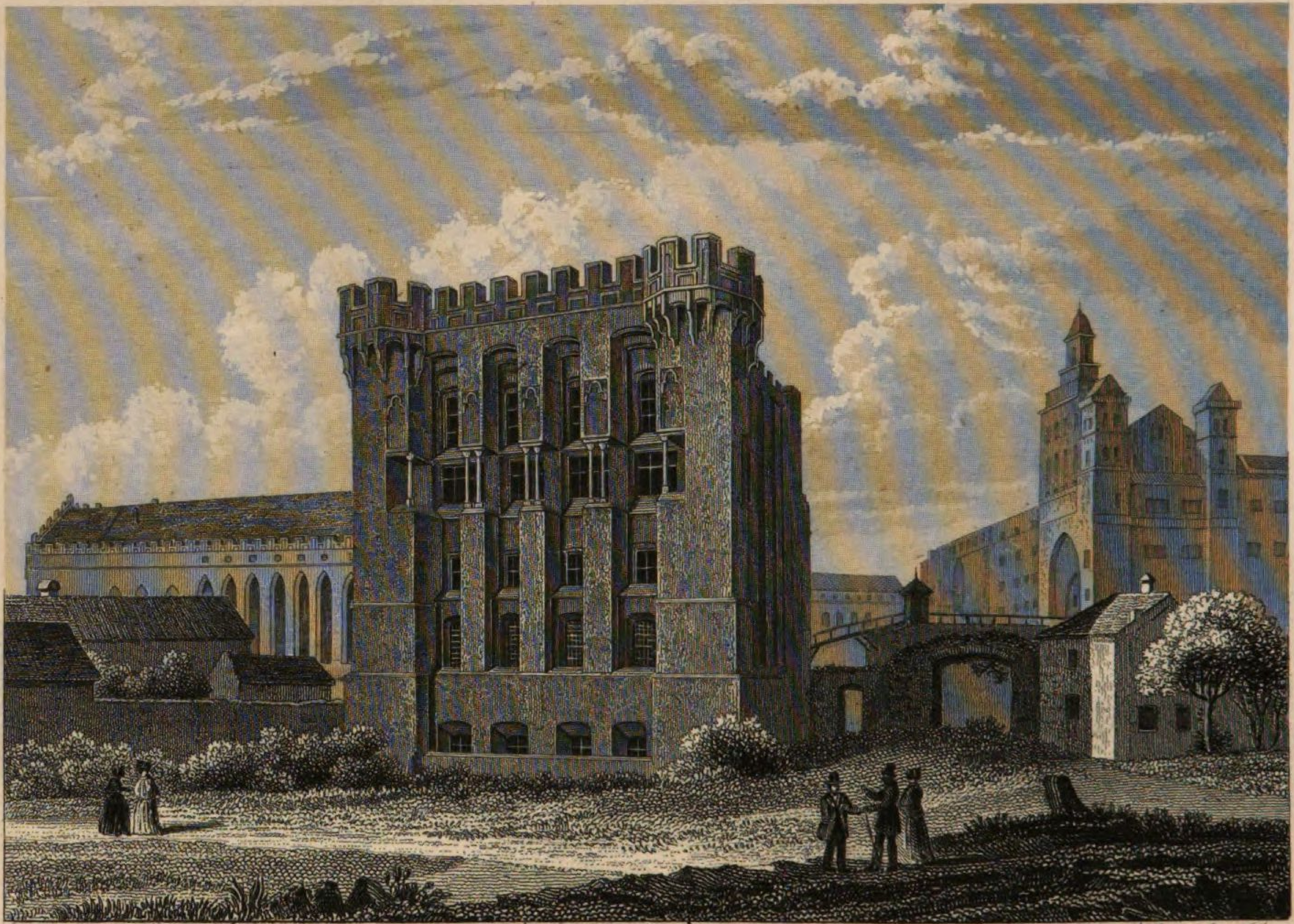


Naumburg's Kunst Anst. Lpzg

BERENNUNG VON BERNAU.

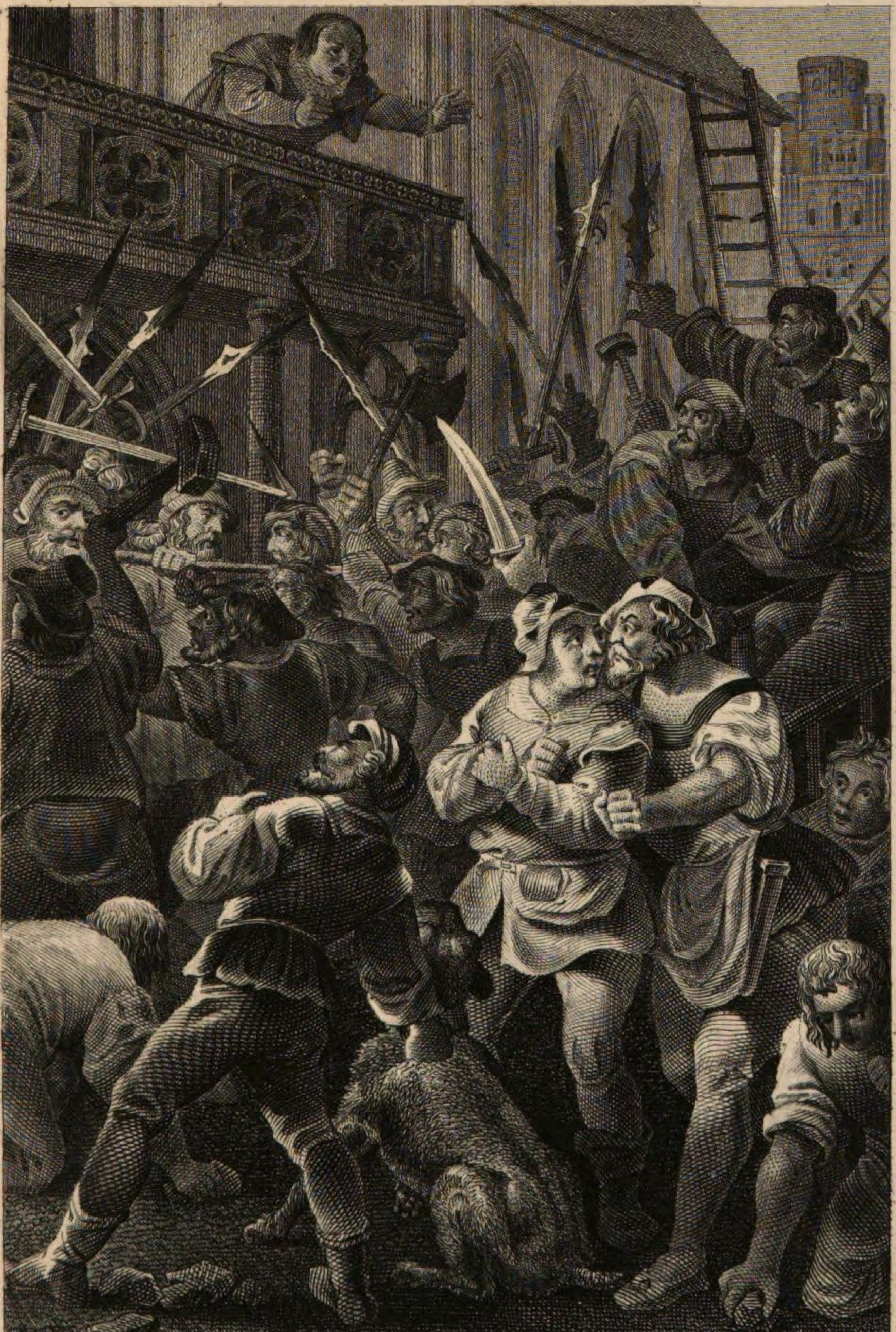
F. Schiertz del. Naumburg's Kunst Anst. Leipzig

ALBRECHT ACHILLES.



Naumburgs Kunst-Anst. Lpzg

MARIENBURG, DAS ORDENSHAUS DER DEUTSCHEN RITTER.



Naumburg's Kunst Anst Lpzg

AUFRUHR IN STENDAL.

Naumburg's Kunst Anst. Lpzg

HINRICHTUNG DER JUDEN IN MAGDEBURG DURCH FEUER UND SCHWERD.

Fuc H

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tetzner, Theodor,

Preussen Geschichte seines Volkes und seiner Fürsten ; von der frühesten bis auf die neueste Zeit

Bd.: 1

Leipzig [1843]

Bor. 190 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014292-8